B67-7628

In dem fortwährenden Streben nach Weiterbildung hat man manchen Ersatz für das Ungemach des Lebens!

Strebe weiter! das ist der aufrichtige Wunsch

Deines treuen Lehrers und Freundes

H. Baar.

d. 20. Sept. 1855.

Goethe's Tasso.

Zum erstenmal vollständig erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Seht ihr aber meine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen.

Leipzig,
Dyk'sche Buchhandlung.
1854.

Der uns die letzten lieblichsten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.

Ludwig Uhland,

dem edlen, gesinnungsvollen deutschen Manne,

dem großen vaterländischen Dichter und Forscher,

in innigster Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

In den Gesprächen mit Eckermann erklärt sich Goethe gegen die allgemein verbreitete Ansicht von der Schwierigkeit seines „Tasso". Es stehe dieser, bemerkt er, dem allgemeinen Menschengefühl bei weitem näher, als „Faust"; auch sei das Ausführliche seiner Form einem leichtern Verständniß günstig. Die Hauptsache liege bei ihm darin, daß man kein Kind mehr sei und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie, mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genugsamer äußerer Bildung, wie sie aus dem Umgange mit vollendeten Menschen der höhern und höchsten Stände hervorgehe, werde das Stück nicht schwer finden. Daß aber auf solche gelegentliche Aeußerungen Goethe's, besonders über seine eigenen Werke, nicht viel zu geben sei, ist mehrfach mit Recht bemerkt worden. Wie wenige seiner dichterischen Schöpfungen lagen ihm noch lebendig in Sinn und Herzen, wie sehr waren ihm die meisten entfremdet, so daß ihm nur unklare Umrisse davon verblieben waren! Und welchen großen Einfluß übte hier die augenblickliche Stimmung, worin er sich zuweilen sogar zu neckischen Wunderlichkeiten veranlaßt sah! Daß „Tasso", der ihm auch auf der Bühne seit vielen Jahren nicht entgegengetreten war, ihm nicht mehr ganz klar vor der Seele schwebte, ergibt sich auch aus einer andern Aeußerung gegen Eckermann. Denn wenn er im Mai 1827 erklärt, er habe, da er Tasso's und sein eigenes Leben gehabt, zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammengeworfen, woraus das Bild seines Tasso hervorgegangen, dem er als prosaischen Kontrast den Antonio entgegengestellt, wozu es ihm auch nicht an Vorbildern gefehlt, und die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse seien in Weimar wie in Ferrara gewesen, so erweist sich eine solche Behauptung leicht als wenig zutreffend. Noch auffallender muß die der Wahrheit völlig zuwiderlaufende Aeußerung erscheinen, er habe „Iphi-

genien" und „Tasso" mit Rücksicht auf das Deutsche Theater geschrieben, und wäre es ihm damit auf der Bühne gelungen, so würde er ein ganzes Dutzend solcher Stücke geschrieben haben!

„Tasso" ist das am feinsten angelegte, mit tiefster Versenkung durchempfundene, auf das sorgfältigste durchbildete, am reinsten abgeklärte Werk der Goethe'schen wie unserer gesammten Deutschen Dichtung, worin sich Kunst und Natur innigst vermählt haben. Aber eben weil alles hier so wunderbar in einander gearbeitet, jeder einzelne Zug im bestimmtesten Hinblick auf das Ganze gedacht und ausgeführt ist, der Strom der Gefühle in allen äußersten Punkten seiner Windungen mit Wegschneidung oder Verdeckung der Uebergänge gezeichnet uns vorliegt, eben deshalb gehört das Gedicht zu den schwierigsten, so daß sein Verständniß sich nur der sorgfältigsten Auflösung ergibt. Wie manche geschmack- und urtheilsvolle Männer sich auch über unser Drama mehr oder minder eingehend geäußert haben, so bewährt sich doch hier vor allem der alte Spruch, daß nur aus dem genauesten Verständniß des einzelnen sich die wahre Erkenntniß des Ganzen gewinnen lasse. In dieser Beziehung ist bisher fast gar nichts für den „Tasso" geschehen; wie irrig man aber einzelnes gefaßt habe, zeigen gerade die gelegentlichen Erklärungen in den uns vorliegenden allgemeinen Besprechungen des Stückes. Auf die Entwicklung der Gedanken in den Selbstgesprächen, auf den Fortschritt der Handlung in den einzelnen Auftritten, wie auf die innere Verknüpfung und Beziehung derselben unter einander ist fast gar nicht geachtet worden, und eine Menge der schwierigsten Stellen stehen noch heute als unverstandene Räthsel da.

Bis zum Ueberdruß hat man den Versuchen, die großartigen Schöpfungen unserer klassischen Zeit dem Verständnisse näher zu bringen, die Vergleichung mit der Blume entgegen gehalten, die durch Berührung ihren wonnigen Duft einbüße: allein es ist Zeit, daß man sich dem dunklen Gefühle, wie auf anderen Gebieten, so auch bei der Würdigung von Dichtwerken mächtig entgegenstelle. Freilich wird „Tasso", werden ähnliche Werke eines reinen, urkräftigen Dichtergeistes, auch wenn sie nur dunkel, ja wenn sie entschieden falsch gefaßt werden, auf das Gefühl jedes nur halb empfänglichen Menschen mächtig wirken, Tasso's und der Prinzessin unendlicher Seelenschmerz wird seine hinreißende Gewalt auf jedes fühlende Herz unwiderstehlich üben: allein dieser erste, unklare Eindruck ist so weit entfernt, den eigentlich wahren Ge-

nuß des vollendeten Kunstwerkes zu bilden, daß er zuweilen das gerade Gegentheil darstellen, jenes von Grund aus mißverstehn wird. Erst die eindringendste, mit klarer Besonnenheit fortschreitende Betrachtung des Kunstwerkes wird das reine Verständniß des einzelnen wie des Ganzen, die Einsicht in die hohe, von unendlicher Schönheit strahlende Vollendung eines solchen Wunderbaues zu gewinnen vermögen, und so einen Genuß vermitteln, von welchem diejenigen keine Ahnung haben, welche sich ihre sogenannte reine Empfindung durch keine Erläuterung, ja nicht einmal durch die Mühe sorgfältiger Betrachtung stören lassen, die nur in behaglicher Wollust den edlen Blüthensaft nippen möchten.

Von derselben Seite erschallt die leidige Jammerklage, daß die schöne Zeit vorüber sei, wo man Gedichte mit dichterischem Sinne zu verstehn gewußt, wo der Dichter aus einem Gemeinbewußtsein und in ein solches hinein geredet, wo die geistige Strömung aus des Dichters geweihten Schöpfungsstunden in die lauschenden Seelen der Hörer sich ergossen. Aber wo war denn in jener klassischen Zeit, welche die Dichtwerke als Tageserzeugnisse verspeiste, das innige, tiefe, von bloßer stofflichen Unterhaltung unabhängige Verständniß zu finden, wo waren jene Männer, welche eine „Iphigenie", einen „Tasso" aus innerster Seele sich aneigneten? Wurden doch jene Dichtwerke mit ehrerbietiger Kälte aufgenommen, und selbst die Besten suchten sich nur dasjenige heraus, was sie anmuthete. Und was wirkte denn in Schiller's edelsten Stücken zur Zeit ihrer Entstehung? war es nicht der rein stoffliche *Inhalt*, nicht *Gehalt*, nebst den hinreißenden Schönheiten einzelner Stellen, welcher diesen Stücken damals die Herzen gewann? Erst seit wir dem Luftkreise entrückt, worin die Neuheit dieser strahlend über der staunenden Welt aufgehenden Schöpfungen so gewaltig anzog, seit wir zu ruhiger Betrachtung derselben gelangt sind, hat sich uns das wahre Verständniß immer mehr eröffnet, und *dieses wird und muß in stetigem Fortschritt wachsen, sich befestigen und verbreiten*. Nicht bloß die Werke der alten Klassiker, nicht bloß die fremden Dichterheroen, nein, auch unsere großen Dichter der Neuzeit, und diese gerade vor allen, werden an Werth für uns gewinnen, sie werden erst dann recht in unser Volk übergehn, wenn wir zu ihrem reinsten Verständniß durchgedrungen sind, dann erst werden diese hohe Kunstvollendung, diese tiefe Innigkeit und Wahrheit des Gefühls befruchtend, kräftigend und erleuchtend in schönstem Sinne wirken.

Zu einer durchgreifenden Erklärung „Tasso's" lag ein um so sprechenderes Bedürfniß vor, als dieses von sittlichster Kraft durchdrungene Stück mit Recht auf unseren höheren Unterrichtsanstalten gelesen zu werden pflegt, wobei mancher Lehrer, wenn es sich um Erklärung einzelner Stellen handelt, in großer Verlegenheit sich befindet, da hier die bedeutendsten Schwierigkeiten sich erheben, und keine durchgreifenden Erklärungsversuche vorliegen, wie bei den alten Schriftstellern, Dante und Shakespeare. Um so schlimmer muß dieses erscheinen, als den Studirenden auf unseren Hochschulen noch immer keine Gelegenheit geboten ist, sich in der mit den eigenthümlichsten Schwierigkeiten verknüpften Deutung neuerer Deutschen Dichtwerke zu üben oder nur irgend eine lebendige Anschauung davon zu erhalten, da die zufälligen einzelnen Vorlesungen, bei denen es sich gar nicht um die Erklärung, sondern nur um eine allgemeine Würdigung handelt, dazu mit nichten hinreichen. Sollen diese nach Vollendung ihrer Studien, unter denen die Muttersprache am wenigsten zählt, später als Lehrer der Deutschen Sprache und Litteratur auftreten, so finden sie sich meist völlig rathlos ja ohne die dürftigste Kenntniß dieser nothwendig sich immer weiter, ausdehnenden neuern Deutschen Philologie, deren Umfang sie um so weniger zu erfassen vermögen, als ihre Thätigkeit nach den verschiedensten Seiten hingezogen wird. Möge endlich auch diesem empfindlichen Uebelstand Abhülfe geleistet werden, und was beim Altdeutschen glücklich durchgesetzt worden, auch die neuere Deutsche Litteratur, die keineswegs als ein Anhängsel zu jenem oder gar zur Philosophie oder zur Geschichte abgethan werden kann, sich einer vollen, würdigen Vertretung an unseren Hochschulen zu erfreuen haben, nicht mehr als heimatlose Bettlerin von ihren stolzen Schwellen sich zurückgestoßen fühlen, weil sie heimisch und nicht durch viele Jahrhunderte von uns getrennt ist. Es gilt nur einen unbefangenen, von der Wichtigkeit der Sache lebhaft ergriffenen Sinn, um einen solchen segensreichen Schritt nicht vorwärts zu thun, sondern endlich einmal nachzuholen, sich einer mit wunderlichem Achselzucken beanstandeten Pflicht nicht länger zu entziehen, sondern der dringenden Noth die längst geforderte Abhülfe zu leisten.

Aber nicht bloß den Lehrern, sondern auch weiter vordringenden Schülern möchte hier ein sehr förderliches Hülfsmittel und zugleich ein klarer Begriff von wahrhaft eindringendem Verständnisse dichterischer

Werke geboten werden. Einzelne sprachliche Bemerkungen und Verweisungen auf die alten Klassiker habe ich mit besonderer Rücksicht auf diese hinzugefügt, doch dürften solche auch dem weitern Kreise aller derjenigen nicht unerwünscht sein, welchen Deutsche Dichtung und besonders Goethe's Meisterwerke am Herzen liegen. Auch die Textkritik durfte nicht ganz übergangen werden. Die Verweisungen auf Goethe's Werke beziehen sich auf die jetzt am weitesten verbreitete Ausgabe in vierzig Bänden.

Möge dieser erste Versuch einer vollständigen Erläuterung des vollendetsten von allen Goethe'schen Stücken, dieser einzigen Perle Deutscher Dichtung, sich freundlicher Aufnahme zu erfreuen haben, und zur Förderung wahrer Kunsteinsicht wirksam beitragen! Der dritte Abschnitt arbeitet dem vierten wesentlich vor, während die beiden ersten, ganz auf selbständiger Forschung beruhenden einen anziehenden Blick in die Werkstätte des Dichters eröffnen und die Wurzeln nachweisen, welche das Gedicht in Goethe's Leben geschlagen. Aeußert dieser ja selbst, er habe im „Tasso" des Herzblutes vielleicht mehr als billig transfundirt, wie er vom „Werther" sagt, er habe ihn wie der Pelikan seine Jungen mit seinem Blute genährt. Gerade die Erkenntniß, wie das Leben des Dichters nothwendig den „Tasso" hervorgetrieben, und die Nachweisung, was er seinen Quellen entnommen, was er unbenutzt gelassen, bilden die sichersten Haltpunkte zur richtigen Deutung unseres Drama's, von welchem Goethe mit vollem Rechte an Knebel schreiben durfte, es werde ihm doch nicht leicht jemand die Arbeit ansehn, die es koste, und man solle es auch nicht. Gerade bei einer so durchgearbeiteten Dichtung ist eine zerlegende Erläuterung vor allem gefordert, und will man dieser das Wort A. W. Schlegel's entgegenhalten, Noten zu einem Gedichte seien wie anatomische Vorlesungen zu einem Braten, so ist ein solches spielendes und schielendes Scherzwort gerade nur ein leerer Spaß, hinter welchen sich einsichtslose Unzulänglichkeit so gern flüchtet.

Köln, den 6. Februar 1854.

Inhalt.

		Seite.
I.	Geschichte der Entstehung des Stückes	1
II.	Die Quellen beider Bearbeitungen	39
III.	Entwicklung der Handlung und der Charaktere des Stückes	79
IV.	Erläuterung der einzelnen Auftritte.	
	Erster Aufzug	122
	Zweiter „	149
	Dritter „	183
	Vierter „	202
	Fünfter „	227

I.

Geschichte der Entstehung des Stückes.

Zwischen den Entwurf der „Iphigenie" und die Anfänge des „Tasso" fällt Goethe's zweite, in Begleitung seines großherzigen Freundes und Gönners, des Herzogs Karl August, mit keck entschlossenem Muthe und begeistertem Drange unternommene Schweizerreise, von welcher er selbst, eben auf der Rückkehr begriffen und mit dem Gedanken eines der glücklichen Vollendung derselben zu setzenden Denkmals beschäftigt, an Lavater schreibt: „Das erstemal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit alles mit günstiger Sonne und Gestirnen, den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu so manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind, und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn (den Gränzgott Terminus), bedeutet wurden, wo wir aufhören sollten, wo wir einen Gränzbogen beschreiben und wieder zurückkehren sollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unsere Zurückgelassenen hat und haben wird — das alles zusammen gibt mir eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben."

In „Iphigenien", die unter den nüchternsten und ermüdendsten geschäftlichen Arbeiten sich seinem Geist entrungen, hatte Goethe die wundervolle Läuterungskraft reiner, den leidenschaftlich stürmischen Sinn des Mannes besänftigender, das wilde Feuer heiligender Weiblichkeit zur Darstellung zu bringen versucht, und zu seiner höchsten Freude hatten die Aufführungen des ganz von edelstem, wahrhaft christlichem Sinne durchdrungenen Stückes am 6. und 12. April 1779 einen so reinen, durch nichts getrübten Eindruck auf den ganzen, sonst nur höchst schwer allgemein zu befriedigenden Hofkreis geübt, daß er sich dadurch lebhaft gehoben und mächtig angeregt fühlte, den schon in den letzten Frankfurter Tagen weit

gediehenen „Egmont" von neuem vorzunehmen. Aber die bald darauf erfolgende längst ersehnte Ankunft seines am Weimarer Hofe mit innigster Theilnahme und herzlichster Freundlichkeit aufgenommenen klar und scharf schauenden Freundes Merck zog ihn hiervon wieder ab, wogegen ihm die vertrauliche Unterhaltung mit diesem seinem alten, bewährten Rathgeber manche Lichter über sich und seine ganze Stellung aufsteckte. „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart", bemerkt er nach dessen Abreise in seinem Tagebuch. „Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen, und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderm Standort, so gibt das schöne Gewißheit." Und bald darauf schreibt er: „Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehn, mein Dasein ist einmal nicht einfach; nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiegen möge, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzupumpen. Man beneidet jeden Menschen, den man auf seine Töpferscheibe gebannt sieht, wenn vor einem unter seinen Händen bald ein Krug bald eine Schale nach seinem Willen hervorkommt.*) Den Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines jeden darin besonders zu Rathe gehn muß, und niemanden anhören darf."

Seit mehr als drei Jahren hatte sich Goethe mit unablässigem Eifer den Regierungsgeschäften des kleinen Weimarer Landes in der Ueberzeugung gewidmet, daß die „Weite und Geschwindigkeit seines Wesens" eines ausgebreiteten Kreises bedürfe, worin er, thätig eingreifend, sich entwickeln und bewähren könne, daß der bloße Verkehr mit sich und seinen dichterischen Gestalten nur zu bald seine Kraft erschöpfen und ihn in einseitiger Beschränkung verkommen lassen werde, daß ihm zu seiner Ausbildung eine Stellung Noth thue, worin er mittelst lebendigster Anschauung die wirkliche Welt kennen lerne, in stetiger Verfolgung bestimmter, auf das bürgerliche Leben selbst gerichteter Zwecke einen festen Halt und einen von augenblicklicher Stimmung unabhängigen Wirkungskreis gewinne. Leider wußten seine Freunde sich hierin gar nicht zu finden; sie bedauerten, daß seine nach Einfluß dürstende Eitelkeit ihn verleitet habe, eine Sphäre zu betreten, die seiner Natur fremd sei, wodurch er als Dichter so viel einbüße, sie bezeigten sich unzufrieden, daß er aus seiner frühern heitern Offenheit in unzugänglichen Ernst gefallen, daß die Flügel seines Genius unter der drückenden Geschäftslast ihre Schwungkraft verloren. Freilich sollten sie sich bei einzelnen Gelegenheiten vollauf überzeugen, daß Goethe noch der alte gute Mensch, daß sein heiterer Humor ungefährdet sei und seine Dichterkraft nicht im geringsten gelitten, wie „Iphigenie" und die übermüthige Tollheit zeigten, die er sich gegen

*) Mit offenbarer Hindeutung auf die gleichfalls bildliche Stelle des Horaz A. P. 21. 22, wo wider Willen des Töpfers statt der Schale ein Krug hervorkommt.

Jacobi's „Woldemar" erlaubte, wie Wieland an der unendlichen Herzensfreude erkannte, die der „fast immer wüthige Mensch" (der, von so vielen Dingen umhergetrieben, selten zu reiner Theilnahme gelangte) an seinem „Oberon" empfand: allein im allgemeinen hatten sie kein Verständniß für das, was ihn gährend trieb, von dieser Versenkung in sich und sein Tagewerk, und so fühlte er sich meist ganz einsam. Mit welcher schonungslosen Gewissenhaftigkeit er sich über seine ganze Wirksamkeit, seine innere und äußere Durchbildung Rechenschaft ablegte, ergibt folgende in diese Zeit fallende Stelle seines Tagebuchs: „Stiller Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und halb wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Dichtens und Denkens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutze kommen, und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettete, und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 Oktober, getraue ich (mir) noch nicht zu übersehn. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns selbst nicht so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen, und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen.*) Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!" An die ihn besänftigende und beruhigende Vertraute seines Herzens, an Frau von Stein, schreibt er am 21. August: „Sonst seh' ich recht, wie ich von allen Menschen und alle Menschen von mir fallen. Knebel'n besuch' ich manchmal, von Herder'n hör' ich gar nichts." Das Verhältniß zu dieser edlen Freundin und „Beichtigerin" hatte sich immer reiner und beruhigender gestaltet; sie hatte die stürmische Leidenschaft in die nothwendigen Schranken der Sittlichkeit und des Anstandes gebannt, ohne daß ihre innige Herzlichkeit zu ihm irgend Abbruch erlitten hätte, vielmehr wirkte diese auf sinnigster Erfassung der wunderbaren Dichternatur und des grundedlen Gemüthes beruhende Anerkennung der mit unendlicher Zartheit ihm ergebenen Freundin jetzt, wo der wilde Flutendrang sich zu heiter klarer Spiegelfläche geglättet hatte, um so erhebender und beseligender. So war denn die Erkenntniß, zu welcher Goethe

*) Man wird hier an Goethe's Tasso gemahnt, der durch geistige Getränke sein Blut aufregt, und sich dem Verbot des Arztes nicht fügen will.

seinen Tasso am Ende des Stückes gelangen läßt, die Erkenntniß, daß der Dichter sich nicht anmaßen dürfe, seine Ideale in's Leben einzuführen, sondern der beschränkenden Wirklichkeit Rechnung zu tragen habe, daß er sich den Anforderungen der strengern Sittlichkeit, des überkommenen Anstandes nnd der ihn umschließenden Welt fügen, daß er die gährende Leidenschaft des tobenden, in eigensüchtigem Sehnen sich zerrüttenden Herzens mäßigen, das Leben mit klarem, offenem Sinne ergreifen, mit besonnener Thätigkeit die ihm verliehenen Kräfte zu bestimmt erfaßten Zwecken anspannen müsse — diese Erkenntniß war in Goethe's Seele schon vor der zweiten Schweizerreise zur lebendigsten Anschauung gediehen, und wohl wäre es möglich, daß sich ihm schon damals Tasso's Geschick als Spiegelbild dieser nicht ohne schweren Kampf endlich fest errungenen Ueberzeugung dargestellt hätte: aber an eine so frühe Ausbildung des Stückes im Geiste des Dichters ist nicht zu denken. Wenn es in der „Italiänischen Reise" unter dem 30. März 1787 heißt: „Diese beiden (ersten) Akte (des „Tasso"), in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren (bei der „Iphigenie" vor kurzem durchgeführten) Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ", so könnte die hier gegebene ungefähre Zeitbestimmung an sich nichts Sicheres beweisen: dazu kommt aber, daß die Fassung der Stelle offenbar später (man bemerke den Ausdruck „ungefähr den gegenwärtigen (Akten) gleich"), und ihr Inhalt unzuverlässig ist, da er mit den Briefen vom 1. und 2. April (man vgl. auch den Brief vom 21. März) in Widerspruch steht*), wonach Goethe keineswegs das Vorhandene, wie er es bei „Iphigenien" gethan hatte, rhythmisch übersetzte, sondern erst einen neuen Entwurf des Ganzen mit wesentlichster Umgestaltung schaffen mußte. In der letzten Zeit vor der Schweizerreise scheint den Dichter nicht „Tasso", sondern die Vollendung des „Egmont" beschäftigt zu haben; denn wenige Tage vor seiner Abreise schreibt er an Frau von Stein, er schicke ihr, was von diesem fertig sei, und alle seine andern Sachen, um sie ihm aufzuheben.

Die ganz im geheimen mit dem Herzog verabredete Schweizerreise, der Goethe's Ernennung zum Geheimerath unmittelbar voranging, wirkte auf unsern Dichter ungemein erhebend, erheiternd, beruhigend und stärkend. Welch inniges Behagen mußte er empfinden, den Herzog, dem er diese vier Jahre hindurch als treuer Freund und freier Leiter glücklich zur Seite gestanden hatte, in sein väterliches Haus einzuführen, ihn durch Deutschland als ebenbürtiger Genosse zu geleiten, ihn dem Lande ureigener Selbständigkeit, patriarchalischer Freiheit, überwältigender Naturgröße, ihn seinem Lavater zuzuführen, damit dieser ihm „wie mit köstlichem Balsam das Haupt salbe"!

---

*) Die Ursprünglichkeit kann unmöglich Riemer's Anführung (Mittheilungen über Goethe II, 257) beweisen, der in den Brief vom 3. April diese spätere Stelle nach seiner Art eingeschoben hat.

In Lausanne lernte Goethe die wunderliebliche Frau von Branconi kennen, die ihn aber bei aller reizenden Anmuth und bezaubernden Schönheit die tiefe Gemüthlichkeit seiner die lautesten Herzenstöne in ihm anschlagenden Frau von Stein unendlich vermissen ließ. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig hatte von seiner 1766 unternommenen Italiänischen Reise diese reizende Italiänerin mitgebracht, die ihn mit einem Sohne, dem Grafen von Forstenburg, beschenkte — schon aus ihrer frühern Ehe besaß sie einen Sohn —; vor drei Jahren hatte er ihr die Herrschaft Langenstein im Harz gekauft, doch verwandte sie mit dem Grafen von Forstenburg und dessen Erzieher Matthäi oder Mattei*) viele Zeit zu weiteren Ausflügen. Goethe, der an sie empfohlen war, schreibt an Frau von Stein den 23. Oktober von Lausanne aus, wo er mit dem Herzog gegen Mittag angekommen war: „Abends ging ich zu Madame Branconi; sie kommt mir so schön vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmuth! daß man eben nicht weiß, woran man ist".**) Und am folgenden Tage berichtet er: „Mich führte der Geist wieder zur Madame Branconi. Eigentlich darf ich sagen, sie ließ mir durch Mattei, der bei ihrem Sohn ist, gar artig sagen, wenn ich noch eine Stunde sie sehn könnte, würd' es ihr recht sein. Ich blieb zum Essen. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt, „unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt, er muß sich für jedesmals anderer bedienen".***) Pour la colombe du jour elle a (il l'a) échappé belle, doch mag er sich für das nächste Mal anderer bedienen." An Lavater meldete er ein paar Tage später von Genf, in einer Nachschrift: „In Lausanne habe ich die gar liebliche Branconi zweimal gesehen. — Sie war so artig, mir wenigstens glauben zu machen, daß ich sie interessire, und ihr mein Wesen gefalle, und das glaubt man diesen Sirenen gerne. Mir

---

*) Matthäi war ein kleiner, Jüdisch aussehender, seine Abkunft aber verbergender äußerst beweglicher Mann, dem man den Beinamen „Flitzbogen" gegeben hatte. Er zog sich später mit dem Titel Legationsrath und einem Jahrgehalte von 400 Thalern nach Neustrelitz zurück, wo er im Jahre 1830 starb. Vgl. Goethe's Brief an Schiller vom 10. August 1796 und meine „Freundesbilder aus Goethe's Leben" S. 80 Note 4. Der ältere Sohn der Branconi, Franz Anton Salvator von Branconi, starb auf Langenstein als Preußischer Kammerherr und Landrath im Mai 1827. Graf Forstenburg fiel im Feldzuge gegen Frankreich an der Seite seines Vaters.

**) Zimmermann, der sie zu Braunschweig im Jahre 1772 sah, nennt diese „Venezianerin" das größte Wunder von Schönheit, das in der Natur existire, und schreibt ihr daneben die besten Manieren, die edelste Sittsamkeit und den aufgeklärtesten Verstand zu. Vgl. Zimmermann's Briefe an Schweizerfreunde S. 172. Er gibt ihr den Titel „Markise", während sie anderwärts „Gräfin" genannt wird.

***) Bei Homer im zwölften Buche der Odyssee Vers 62—65 heißt es, von den Tauben des Zeus nehme der Fels immer eine, weshalb Zeus, um die Zahl voll zu haben, eine neue hinzusende. Hieraus erklärt es sich, wie Goethe sich als colombe du jour bezeichnet, die mit genauer Noth durchgekommen.

ist herzlich lieb, daß ich nicht an Mattei's Platz bin; denn es ist ein verfluchter Posten, das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu stehn."

Den wunderbarsten Eindruck aber übte auf unsern Dichter, der sich so lange mit Hof- und Geschäftsleuten abgearbeitet hatte, die herzgewinnende Reinheit des milden, zart gestimmten Lavater, in welchem er den geraden Gegensatz zu seiner stürmischen Leidenschaft und seinem auf Weltzwecke gerichteten Bestreben fand. Wie mußte vor diesem engelgleichen Bilde ihm das ganze Hofleben in seiner leeren Eitelkeit und seiner seelenlosen Geschäftigkeit sich darstellen! Lavater ward ihm und dem Herzog, wie er gehofft hatte, „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbrod"; von allen „sterblichen und unsterblichen Menschen", die er kenne, schien er ihm der beste, größte, weiseste, innigste. „Es ist uns allen eine Kur", schreibt er Ende November, „um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. — Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen, wie in einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durch einander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen. Könnt' ich euch malen, wie leer die Welt ist, man würde sich an einander klammern und nicht von einander lassen. Indessen bin ich auch schon wieder bereit, daß uns der Sirocco von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undank, Lässigkeit und Prätension entgegendampfe." Aehnlich äußert er gegen Knebel: „Hier bin ich bei Lavater'n, im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe, bei allem Drange der Welt nur ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz. Doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat. Das schließt an einander, und speit, was feindlich ist, sogleich aus. — Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ꝛc. ist weder in Israel noch unter den Heiden."

Leider wurde dieser überaus günstige Eindruck auf der Rückreise durch den Aufenthalt an den kleinen Rheinischen Höfen wesentlich beeinträchtigt; das Herumtreiben in diesen Hofkreisen, in der sogenannten großen, und doch so kleinen Welt, drückte und ängstigte des Dichters rein gestimmte Seele. „Der Herzog ist munter", meldet er am ersten Tage des neuen Jahres der Weimarer Herzens-

freundin, „und er kennt sich nach und nach im alten Elemente wieder, beträgt sich vortrefflich und macht köstliche Anmerkungen. Von mir kann ich das nicht rühmen. Ich stehe von der ganzen Nation (der Hofleute) ein- für allemal ab, und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was Halbes; indessen führ' ich mich so leidlich auf, als möglich." „Den sogenannten Weltleuten", schreibt er zwei Tage später, „suche ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt, was sie guten Ton heißen, worum sich ihre Ideen drehen, und was sie wollen, und wo ihr Kreischen sich zuschließt. Wenn ich sie einmal in der Tasche habe, werde ich auch dieses als Drama verkehren", worauf er denn die ihm bereits aufgefallenen „interessanten personae dramatis" zettelmäßig aufführt. So trat auch hier, bei so vielen ärgerlichen Bemerkungen, die er zu machen hatte, seine schöpferische Einbildungskraft hervor, um die abenteuerliche Gespreiztheit des seelenlosen Scheintreibens dieser kleinen Höfe in lebhaft anschaulicher Darstellung aufzuführen.

Als er aber in Weimar sich wieder unter den Seinigen befand, nach denen er sich nicht selten in reinster Anerkennung gesehnt hatte, gaben die glücklichen Folgen der Reise in gar erfreulicher Weise sich kund. Allgemein fand man, daß an Goethe und dem Herzog eine wesentliche Veränderung eingetreten, die sich auch äußerlich in einem ruhigern, ernstern, würdigern Wesen offenbarte; hatten sich beide ja das Wort gegeben, sich in Zukunft der Welt gegenüber als ächte Weltleute zu zeigen, und auch nach außen hin allen Anstoß zu vermeiden. Die frühere Wildheit, Schärfe und Unbehaglichkeit war einer reinen Milde und heitern Ruhe gewichen, die jeden in seiner Eigenthümlichkeit schätzte, das Abstoßende möglichst übersah und auf eigenem Wege getrost vorwärts schritt, indem sie vor jeder Ueberschwänglichkeit sich sorglichst hütete. Wer erkennt hier nicht jene Stimmung, die als schmerzlich errungenes Ergebniß uns am Schlusse des „Tasso" entgegentritt, dessen Held seinen idealen Träumen entsagt, und die Wirklichkeit mit festem, klarem Sinne zu ertragen, den männlichen Entschluß faßt, indem er das ihm angeborene Dichtertalent in seiner wahren, hohen Würde und dem mild lindernden Troste, den es ihm zu gewähren vermag, selbstbewußt anerkennt! „Der glückliche Ausgang dieser Reise", äußert Wieland in heiterster Laune gegen Merck, „des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle seine Leute cuiuscunque generis, ordinis et farinae hat bei männiglich einen großen Effekt gethan und Goethen in ein sehr günstiges Licht gestellt, und dies auch um so mehr, da er auch multum mutatus ab illo zurückgekommen*), und in einem Ton zu musiziren angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden und jeder so gut, als sein Instrument und seine Lungenflügel verstatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden. Wenigstens gedenke ich meines Orts nichts daran zu verderben."

---

*) Vgl. Virg. Aen. II, 274.

Goethe trat unmittelbar nach seiner vor der Mitte Januar erfolgten Rückkehr wieder in die Geschäfte ein, als ob er gar nicht abwesend gewesen wäre; zugleich aber beschäftigte ihn die Bearbeitung seiner „Schweizerreise" aus den nach der Heimat, besonders an Frau von Stein geschriebenen Briefen. Gegen Ende des Monats wurde er, wie der Herzog schon einige Tage früher, von der damals im größten Theil Europa's herrschenden Influenza befallen, aber doch bald so weit hergestellt, daß er seine Arbeiten fortzuführen vermochte. Schon am 2. Februar meldet er an Frau von Stein: „Die Witterung von Frühlingsluft hat mich heut' früh recht lebendig gemacht; ich bin im Garten herumgesprungen, meine Bäume besehend, habe mich der Zeiten erinnert, da ich sie pflanzte, und wie nun die gewünschten und gehofften Zeiten da sind, wo sie gedeihen, gefühlt: Gebe uns der Himmel den Genuß davon und stäube allen Akten- und Hofstaub von uns weg." „Es ist mir gar leidlich", heißt es vier Tage später. „Gestern trieb ich's schon wieder ein bißchen zu arg, hörte das Alexanderfest (von Händel) und schwatzte zu viel bei der Herzogin, daß mir's gegen Abend nicht ganz recht war." Am 7. Februar meldet er an Merck, er habe vierzehn Tage eine Art Katarrhfieber gehabt, und er müsse noch jetzt mit seiner Arbeit ganz sachte zugehn. Wir finden ihn um diese Zeit mit Zeichenübungen beschäftigt, wodurch er sich auch in dieser lange mit Eifer betriebenen Kunst „aus der Unbestimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten" bestrebt war. „Es fängt an besser zu gehn", merkt er in seinem Tagebuche am 26. Februar an, „und ich komme mehr in die Bestimmtheit und in das lebhaftere Gefühl des Bildes. Das Detail wird sich schon nach und nach herausmachen. Auch hier sehe ich, daß ich mir vergebliche Mühe gebe, vom Detail in's Ganze zu gehn. Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen in's Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammengeschleppt habe, und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in einem Wink über's Ganze zusammen." Zu derselben Zeit sammelte er zum Zwecke einer Lebensbeschreibung des Herzogs Bernhard von Weimar, dieses denkwürdigen Helden und Herrschers. Wie Tasso das Haus Este in seinem Gedichte feierte, ja auch auf sein Verlangen die früher von Pigna begleitete Stelle eines Geschichtsschreibers desselben erhielt, so wollte auch Goethe in der Verherrlichung des Herzoglichen Hauses das ihm Mögliche versuchen. „Sein (Bernhard's) und seiner Brüder Familiengemälde", bemerkt er, „interessirt mich noch am meisten, da ich ihren Urenkeln, in denen so manche Züge leibhaftig wiederkommen, so nahe bin." Allein die Wahl war dennoch eine unglückliche, nicht allein weil sich kein einheitliches Bild herausstellen wollte, sondern weil nichts unserm Dichter so fern lag, als die Darstellung wilder Kriegsszenen, vor denen sein Geist sich scheu entsetzte. Und so fährt er denn fort: „Uebrigens versuche ich allerlei Beschwörungen und Hokuspokus, um die Gestalten gleichzeitiger Helden und Lumpe, in Nachahmung der Hexe von Endor, wenigstens bis an den Gürtel aus dem Grabe steigen zu

lassen, und ebenfalls irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, in's Bockshorn zu jagen."*) Auch die neuen Einrichtungen seines Gartens nahmen ihn damals lebhaft in Anspruch; die nach und nach gemachten Veränderungen ließen ihn über den Wechsel seiner Sinnesart nachdenken und ihm vieles lebendig werden.

Mehr als je wandte er um diese Zeit seine aufmerksamsten Betrachtungen auf sich, sein Wirken, seine innere und äußere Entwicklung, vom lebhaftesten Willen durchdrungen, seinen Lebenszweck den ihm verliehenen Kräften gemäß durch gewissenhafteste Anstrengung möglichst zu erreichen. „Die Zeit vergeht", schreibt er am 6. März an Lavater, „und das wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren. Daß du so geplagt bist mit kleinen Geschäften, ist nun einmal Schicksal. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenn's um- und ankömmt, so hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist bei Seite zu bringen. Es gehört immer viel Resignation zu diesem eklen Geschäft, indessen muß es auch sein." Einen halben Monat später merkt er in seinem Tagebuch an: „An Herzog Bernhard's Leben im Gehen viel gedacht. Was ich Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt, darum das Diktiren weiter zu treiben." Am Morgen des 26. März, einem Sonntag, schreibt er an Frau von Stein: „Heut' ist der erste rechte Frühlingstag, ich will gleich in die weite Welt laufen. Ich habe mit dem Schlaf mich kurirt, und hoffe durch den Lauf noch mehr; es stickt aber wieder etwas irgendwo, das ich nicht kenne." Mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen beschäftigten ihn diesen Tag über. „Das Leben ist so geknüpft", heißt es im Tagebuche, „und die Schicksale so unvermeidlich. Wundersam! ich habe so manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben, und doch — wenn's nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden sein. Es ist, als ob ein Genius oft unser ἡγεμονικὸν**) verdunkelte, damit wir zu unserm und anderer Vortheile Fehler machen. Ich war eingehüllt den ganzen Tag, und konnte den vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerstehn. Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht, von bösen und guten Tagen, näher bemerken: Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begierde eben so. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege." Bei allem Ernste, den diese fast ängstlichen, und doch so weit von Lavater'scher Peinlichkeit ent-

*) Vgl. die Erzählung im ersten Buch Samuel 28, 14.

**) Vgl. Cic. de nat. deorum II, 11. Zeno setzte das ἡγεμονικὸν in das Herz. Dem Dichter schwebte hierbei wohl die Stelle in den Betrachtungen des Kaiserlichen Philosophen Marcus Antoninus über sich selbst II, 2 vor.

fernten Selbstbeobachtungen verrathen, zeigt er sich gegen seine Freunde theilnehmend, wie dies besonders Wieland erfahren sollte, dessen „Oberon" Goethe herzlich wohl that. Am 29. März hatte er, nach eigener Beobachtung, seinen aufräumenden und ordnenden Tag. Am Abend hielt er Probe zur wiederverlangten Aufführung seiner „Iphigenie". „Gestern Abend", meldet er am folgenden Morgen an Frau von Stein, „hat mich das schöne Misel (die seit 1776 nach Weimar berufene Kammersängerin Korona Schröter) gleich einem Kometen aus meiner gewöhnlichen Bahn mit sich nach Hause gezogen. Es war viel übler Humor in der Probe. Besonders der Autor (Goethe) und die Heldin (Korona Schröter) schienen zusammen nicht zufrieden zu sein. Ich habe den Aeolischen Schlauch*) der Leidenschaften halb geöffnet, und einige herauspipsen lassen, die stärksten aber zur Aufführung bewahrt. Ich will diesen Morgen fleißig sein, um zu Mittag ein freundlich Wort zu Tiefurt von Ihnen zu verdienen." Auf diesem Wege nach Tiefurt hatte er „gute Erfindung"; was ihn damals lebhaft beschäftigte, war sein „Tasso"**), worin er ein dichterisches Bild seines frühern idealen Schwankens mit Hindeutung auf die feste, der Wirklichkeit zugewandte Ruhe, als nothwendiges Erforderniß wahren Glückes, aus sich herauszustellen gedachte. Die leidenschaftliche Unruhe des vorigen Abends, wo die holdreizende Korona Schröter ihn wieder aus seiner Bahn getrieben, scheint ihn zum Durchdenken seines „Tasso" wesentlich getrieben zu haben. Am Abend nach der Rückkehr von Tiefurt fühlte Goethe „wenige Momente sinkender Kraft". „Darauf Acht zu geben, woher?" bemerkt er im Tagebuche. Und am folgenden Tage: „Den 31. die Dämmerung des Schlafs gleich mit frischer Luft und Wasser weggescheucht. Sehnte sich schon die Seele nach Ruhe, und ich wäre gern herumgeschlichen. Raffte mich und diktirte an der „Schweizerreise". Conseil (Sitzung). Momentane Bewegung, widerstanden und überwunden. Es scheint das Glück mich zu begünstigen, daß ich in wenig Tagen viel garstige mitgeschleppte Verhältnisse abschütteln soll. Nemo coronatur, nisi qui certaverit ante. Sauer lass' ich mir's denn doch werden." Den vollständigsten Gegensatz zu Tasso, der sich beim Trinken nicht zu mäßigen weiß (vgl. oben S. 3 Note), ergeben die Tagebuchbemerkungen aus der ersten Hälfte des April: „Seit drei Tagen keinen Wein! Sich nur vor dem Englischen Bier in Acht zu nehmen. Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich. — Ich trinke fast keinen Wein, und gewinne fast täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben. Doch ist mir's wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind nicht zu gebrauchen. Es wird auch werden, indessen erhol' ich mich in der Geschichte (des Herzog Bernhard) und tändle an einem Drama." Das Drama, womit er sich damals trug, kann nur „Tasso" sein; Riemer's Beziehung auf „Jery und Bätely" und „die Vögel" trifft nicht zu, da das erstgenannte Singspiel längst beendigt war, „die

*) Nach der Stelle im zehnten Buch der Odyssee V. 19 ff.

**) Vgl. Riemer II, 116.

Vögel" dagegen erst im Mai begonnen wurden. In dieselbe Zeit fällt die Aeußerung: „Da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lavaoberfläche verkühlt ist, so ging's recht munter und artig; nur in die Ritzen darf man noch nicht visitiren, da brennt's noch." Wie glücklich er sich damals in seinen Geschäftsverhältnissen fand, zeigt die Tagebuchäußerung vom 2. April*): „Mit Kalb (dem Kammerpräsidenten, dessen Nachfolger Goethe wurde, als dieser zwei Jahre später austreten mußte) zwei Stunden lange Eröterung. Er ist sehr herunter. Mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe. Manchmal möcht' ich, wie Polykrates, mein liebstes Kleinod in's Wasser werfen. Es glückt mir alles, was ich nur angreife, aber auch anzugreifen sei nicht lässig!"

Unter den mancherlei auf ihn eindringenden Geschäften und Abhaltungen konnte Goethe weder den „Tasso" fortführen, noch zur Vollendung der Zusammenstellung der „Schweizerreise" oder zur Ausarbeitung der Lebensbeschreibung Bernhard's gelangen; nur der erste Akt des Aristophanischen Neckspiels „die Vögel", unmittelbar zur Aufführung bestimmt, kam nothgedrungen zu Stande. Wie tief und ernst er das Leben und sein zu einheitlicher Entwicklung zusammenstrebendes Wesen faßte, zeigen manche Aeußerungen während dieses von vielfachstem, wunderlich wechselndem Treiben in Anspruch genommenen Sommers. „Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse", vertraut er im Mai seinem Tagebuch an. „Es wird mit mir noch bunt gehn. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast keine Hindernisse außer mir, in mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stock bleibt immer sitzen. Niemand, als wer sich ganz verläugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen. — Was ich trage an mir und anderen, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." Und weiter: „Meine Tage waren von Morgen bis in die Nacht besetzt. Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre. Das geht nun nicht. Doch sind wir hier sehr gut daran. Alles muß zuletzt auf einen Punkt, aber eherne Geduld, ein steinern Aushalten. — Ordnung habe ich nun in allen meinen Sachen; nun mag Erfahrenheit, Gewandtheit u. s. w. auch ankommen. Wie weit ist's vom Kleinsten zum Höchsten!"

Hatte das wunderbar innige Verhältniß zu Frau von Stein sich auch zu stiller Mäßigung und rein vertrauender Zuversicht geläutert, so fehlte es doch auch diese Zeit über nicht an manchen Tasso'schen Aufwallungen der Leidenschaft, die aber bald sich beruhigten und aus ihren hochgehenden Wogen zu heiter glänzender Spiegelfläche sich zurückfanden. So schreibt Goethe am 2. Mai an die mit seinem Herzen innigst verwachsene Frau: „Verzeihen Sie mir meine

*) Bei Riemer II, 153.

gestrige letzte Dunkelheit; ich bin bei solchen Gelegenheiten wie ein Nachtwandler, dem man zuruft; ich falle gleich alle Stockwerke herunter. Sie haben aber Recht. Und weil wir einmal am Abgewöhnen sind, wollen wir auch das mit aufschreiben, und am Ende vom Thau leben wie die Heuschrecken."*) Von einem am 2. Mai nach Erfurt gemachten Ausflug aus sendet er ihr einen heitern Gruß. „Das Wetter ist sehr schön. Hier blüht schon alles, und ich hoffe viel Guts von der freien Luft für Seel' und Leib. Bleiben Sie meinem Thal (sein Garten lag in einem Thäle an der Ilm) getreu, und fühlen Sie, daß ich mich oft mit Ihnen unterhalte. Auf dem Wege nehm' ich nun alle Verhältnisse in Gedanken durch, was gethan ist, zu thun ist, mein Welttreiben, meine Dichtung und meine Liebe." Drei Tage später bittet er: „Bleiben Sie mir nah, und verzeihen Sie, daß ich immer über mein Eigenstes mit Ihnen rede; hätte ich Sie nicht, ich würde zu Stein." Unmittelbar vor der Gothaer Reise bricht er in das schöne Bekenntniß aus: „Was mir die Götter geben, ist auch Ihr. Und wenn ich heimlich mit mir nicht zufrieden bin, so sind Sie wie die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd' und Fehlern aufrichte, und gesund werde. Denn die Götter haben den Menschen vielerlei gegeben, das Gute, daß sie sich vorzüglich fühlen und das Böse, daß sie sich gleich fühlen." Daß er damals auch mit dichterischen Gestalten beschäftigt war, ergibt sich aus seiner kurz vorhergehenden Aeußerung: „Ich war zu Hause, redete mit den Geistern und ging zu Bett"; denn der Ausdruck, „mit den Geistern reden", deutet bestimmt darauf hin.**) Man kann hierbei an „Tasso" oder an „Wilhelm Meister" denken, doch liegt letzteres näher, da Goethe in einem Briefe vom folgenden Tage seiner Lieblingssituation in diesem Romane gedenkt. Bei seiner Rückkehr fand er sich zu Weimar sehr verwaist, da Frau von Stein eben ihrer Schwester in Mörlach bei Nürnberg einen Besuch abstattete. „Mein Leben ist sehr einfach", schreibt er am 30. Juni, „und doch bin ich vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt. Ich sehe fast niemanden als die, mit denen ich zu thun habe. — Mir möchten manchmal die Kniee zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt (er redet von der Last der Geschäfte). Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glaube und Harren alles überwindet! Es könnte ja tausendmal bunter gehn, und man müßte es doch aushalten. Wenn Sie nicht bald wieder kommen, oder dann bald nach Kochberg (ihrem Gute) gehen, muß ich eine andere Lebensart anfangen. Eine Liebe und Vertrauen ohne Gränze ist mir

---

*) Vgl. die Uebersetzung des Anakreontischen Liedes an die Cikade B. 2, 345 f. Briefe an Frau von Stein II, 105.

**) Eben so spricht er bei der „Iphigenie" von der Entbindung der Geister, vom leisen Herüberrufen der fernen Gestalten. Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 213. Eben dort äußert er II, 96, die Geister hätten ihn an sein neues Stück (Elpenor) geführt. In ähnlicher Weise sagt auch die Prinzessin im „Tasso" I, 3:

Ich freue mich, wenn du mit Geistern redest,

wo der Dichter in eine Vision aus Elysium gerathen war.

zur Gewohnheit worden. Seit Sie weg sind, hab' ich kein Wort gesagt, was mir aus dem Innersten gegangen wäre. Einige Vorfälle, und die Lust, mit den „Vögeln", die ich immer Sonntags der Hofdame von Göchhausen diktirt habe, sind gute Sterne in der Dämmerung. Recht wohl Dämmerung. Aber freilich tausend und tausend Gedanken steigen in mir auf und ab. Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast." Kurz vor der Rückkehr der Freundin, am 3. Juli, schreibt er: „Wenn Sie nur meine Rosen sehn sollten, und genießen sollten den Geruch der Jelängerjelieber und den Duft nach dem Regen und das frische Grün von der gemähten Wiese, und Erdbeeren, die jetzt früh die (Hofdame von) Waldner geschickt kriegt. Das werden Sie alles besser haben, aber trutz allen Vettern niemanden finden, der Sie mehr liebt, als ich." Nach der Rückkehr scheint Frau von Stein den Dichter zur Fortsetzung des „Wilhelm Meister" getrieben zu haben; denn hierauf möchten wir die Worte im Briefe vom 4. August beziehen: „Ich werde diesen Morgen fleißig sein, um ein freundlich Gesicht von Ihnen zu verdienen."*) Eine wenige Tage darauf eintretende Verstimmung hob sich sehr bald. „Noch einen guten Morgen, meine Beste", schreibt der Dichter am 9. August. „Kehren Sie mit diesem Besenchen noch alles weg, was sie etwa gegen mich haben, und glauben Sie, daß ich Sie herzlich liebe." Sieben Tage darauf, wo er ein fröhlich Mittagmahl bei ihr halten will, dankt er ihr für alles, was sie Gutes an ihm thue durch Liebe und Freundlichkeit.

Nachdem die Aufführung der „Vögel" am 18. August zur allgemeinsten Ergetzung gelungen war, überraschte den Dichter am 26. ein Besuch der anmuthsvollen Branconi, von deren schöner Gegenwart er noch einige Zeit den Nachklang genoß. „Die schöne Frau", meldet er am 27. der Freundin, „wird mir heute den ganzen Tag wegnehmen. Ich weiß noch nicht, ob sie gegen Abend oder morgen früh weggeht. Sie ist immer schön, sehr schön; aber es ist, als wenn Sie, mein Liebstes, entfernt sein müßten, wenn mich ein anderes Wesen rühren soll. Wir sind sehr artig. Der Herzog hat mir doch gestern Abends ein Eckchen meines Krams verrückt. Heute früh fahren wir nach Tiefurt, essen Mittags bei mir ꝛc. Auf morgen Abend (zu seinem Geburtstag) hoff' ich Sie mit allem Lieben und Leidlichen bei mir zu sehn." Den Geburtstag bringt er in aller Stille zu. Früh im Garten auf- und abspazierend, überlegt er, wie es im Tagebuch heißt, und denkt nach, was in diesem, seinem zu Ende gehenden einunddreißigsten Jahre geschehen und nicht geschehen sei, was er zu Stande gebracht, worin er zugenommen, wo und an welchen Ecken es ihm noch fehle, was er dies Jahr nicht gethan, nicht zu Stande gebracht, kurz, er sucht sich über gewisse Dinge so klar als möglich zu machen. In einigen Zeilen, welche

*) Das von Schöll in diesen August verlegte, von einem neuen Drama sprechende und auf den „Tasso" bezogene Billet gehört in den August des folgenden Jahres, und geht auf den Plan des „Elpenor". Vom „Tasso" wüßte Frau von Stein ohne Zweifel längst, so daß er diesen ihr nicht als „ein neu Drama" bezeichnen konnte.

er darauf in Knebel's Angelegenheit an Lavater sendet, meldet er: „Branconi ist so artig gewesen und ist auf ihrem Rückweg (nach Langenstein) über Weimar gegangen. Ich habe sie anderthalb Tage bewirthet und herumgeführt u. s. w. Sie ist liebenswürdig, wie immer, und grüßt dich herzlich." Auf den Abend ladet er die Freundin zu sich ein, wobei er nur wünscht, daß auch sonst noch einige leidliche Menschen dazu kämen. „Laden Sie einige gute Geister ein. Es wäre artig, wenn man den Prinzen (Konstantin) holte. Vielleicht thu' ich's. Um sieben ist mein Essen bereit." Bald darauf hatte der Dichter ein ausgebreitetes Gespräch über moralische Verhältnisse mit dem Herzog, der sich dabei sehr klar und kräftig zeigte.

Am 5. September trat Goethe mit dem Herzog und dem Gatten seiner Freundin, dem Herzoglichen Oberstallmeister von Stein, eine Geschäftsreise in's Weimarische Oberland an. Von Ilmenau aus besuchte er die Hermannssteiner Höhle, wo er vor drei Jahren zugleich mit der Freundin verweilt und zum Andenken an jene selige Stunde den Anfangsbuchstaben ihres Namens mit Meißel und Hammer eingehauen hatte. Die Inschrift fand er noch ganz frisch, und er küßte sie lebhaft, so daß der Porphyr, wie er der Geliebten schreibt, seinen ganzen Erdgeruch ausathmete, um ihm auf seine Art wenigstens zu antworten. „Ich bat den hundertköpfigen Gott*), der mich so viel vorgerückt und verändert, und mir doch Ihre Liebe und diese Felsen erhalten hat, noch weiter fortzufahren, und mich werther zu machen seiner Liebe und der Ihrigen." „Die Sonne ist unter", fährt er am Abend fort. „Es ist eben die Gegend, von der ich Ihnen (vor drei Jahren) die aufsteigenden Nebel zeichnete. Jetzt ist sie so rein und ruhig, und so uninteressant, als eine große, schöne Seele, wenn sie sich am wohlsten befindet." Vergebens hatte er diesen Abend mit einer Sendung von Weimar auch einen Brief der Freundin zu erhalten gehofft, dagegen erfreute ihn ein solcher von der schönen Frau, die er vor kurzem bei sich bewirthet hatte. „Sie (die Branconi) ist lieblich, wie man sein kann", äußert er. „Ich wollte, Sie wären eifersüchtig darauf, und schrieben mir desto fleißiger."**)

Auch die folgenden Briefe an die Weimarer Freundin zeugen von sehnsüchtiger Liebe und herzlichstem, sich völlig hingebendem Vertrauen seines ganzen nach Läuterung, Einsicht und Kräftigung hindrängenden Wesens. „Ihr Brief und Zettelchen", vernehmen wir am 8., „kam mir recht willkommen. Verlieren Sie den Glauben nicht, daß ich Sie liebe, sonst muß ich einen großen Bankerut machen." Er selbst fühlt sich in Ilmenau von den Geistern des Irrthums frei,

---

*) Den Erdgott, den er sich hundertköpfig wie den Typhos denkt. Führte ihn vielleicht der Porphyr auf den Giganten Porphyrion, von dessen hundert Köpfen wir freilich nichts wissen? Die Titanen haben bekanntlich hundert Arme und fünfzig Köpfe.

**) Vier Briefe Goethe's an die Branconi aus den Jahren 1780 bis 1784 befinden sich im Besitze der Frau Doktorin Körte in Berlin, alle schönsten Inhalts und lieblichsten Ausdrucks, in eigenster Goetheweise. In einem derselben bemerkt er, ihr Hauslehrer Matthäi genieße den Vorzug, wie sein Namensbruder der Evangelist, nur in Begleitung eines Engels zu erscheinen.

die den acht Jahre jüngern Herzog, wie aus den früheren Zeiten leidenschaftlich wilder Ungebundenheit und Tollheit herüberklingend, hier noch immer anwehen. Damals habe er noch nicht das gegen den Zaubertrank sichernde Moly*) gegessen, wovon er jetzt anhaltende Kuren gebrauche. Auch über sein Mißverhältniß zu Herder spricht er sich mit milder Freundlichkeit aus. „Herder's haben, merk' ich, die Minute abgepaßt, daß ich weg wäre, um einen Fuß in Ihr Haus zu setzen. Ich bitte die Götter auch, daß ich darüber recht klar werden möge, was bei der Sache an mir liegt; bis dahin ist mir's ekelhaft." Wie sehr zu seinem Vortheil unterscheidet er sich hier von seinem Tasso, der sich gern verblendet, um denjenigen, den er für seinen natürlichen Feind erkennt, recht hassenswerth sich auszumalen! In Stützerbach, dem Schauplatze der tollsten Ausgelassenheiten, denen er sich in den ersten Jahren mit dem Herzog hingegeben hatte, wollte es ihm am Abend des 10. nicht wohl werden. „In vorigen Zeiten", bekennt er sehr bezeichnend, „hat man so manch Leidiges hier ausgestanden." Am Morgen desselben Tages hatte er „einige Briefe des großen Romans" geschrieben, und er wünschte, nur vier Wochen Ruhe zu haben, um wenigstens einen Theil desselben zur Probe liefern zu können. Hier, wie bei der Erwähnung seines Romans unter dem vorigen Tage, dürfte doch wohl nicht an „Wilhelm Meister" zu denken sein, den der Dichter, wie sonst, mit seinem Namen bezeichnet haben würde. Mancherlei Plane trieben ihn umher, und so ist hier wohl ein anderer, in Briefform zu schreibender Roman gemeint, über den freilich keine weitere Vermuthung erlaubt ist. In gleicher Weise möchten wir die Aeußerung aus Schmalkalden vom 11.: „Ich habe jeden Augenblick des Tages genützt, und mir noch zuletzt eine neue Szene aus einem Trauerspiel vorgesagt, die ich wohl wiederfinden möchte", am wenigsten auf den „Tasso" beziehen; ja es scheint hier gar nicht von einem im Plan schon vollendeten Trauerspiel, sondern bloß von einer tragischen Situation die Rede zu sein, deren Ausführung er in Gedanken versucht hatte. Vielleicht hatte der zwei Tage vorher mit dem Herzog gemachte Besuch des Gefängnisses zu Ilmenau zu jener Szene Veranlassung gegeben. „Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler uns vorführen lassen, und sie alle gefragt und konfrontirt", hatte er am 9. geschrieben. „Ich wollte anfangs nicht mit; denn ich fliehe das Unreine. Es ist ein groß Studium der Menschheit und Physiognomik, wo man gern die Hand auf den Mund legt, und Gott die Ehre gibt, dem allein ist die Kraft und der Verstand ꝛc. in Ewigkeit, Amen." Zwei Fälle, die ihn besonders aufgeregt hatten, theilte er der Freundin mit, und er wünschte, das lange Gespräch wäre für sie aufgeschrieben, welches er mit dem Herzog bei Veranlassung der Delinquenten über Werth und Unwerth menschlicher Thaten gehabt. Wie häufig ihn auf dieser Reise dichterische Anwandlungen überraschten, verräth uns die anmuthige Aeußerung vom 14.: „O thou sweet Poetry! rufe ich manchmal, und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht ein-

*) Vgl. das zehnte Buch der Odyssee V. 304 ff.

gelassen.*) Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden, so viel möglich, die Wasser, und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ich mich's versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen, und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel, und geht mit mir davon." Wenn Tasso sich ganz willenlos seinen idealen Gestalten überließ und das Leben mied, so sehen wir unsern Dichter zunächst sich den Regierungsgeschäften eifrigst widmen, und den Flug der Einbildungskraft hemmen, dem er nur zuweilen, von innerster Nöthigung getrieben, zu folgen sich gestattet. In diesen Tagen war es auch, wo ihm die herrliche Ode „an seine Göttin", die Phantasie, gelang (V. 2, 46 ff.). Das wärmste Gefühl unendlicher Liebe bricht am sehnsüchtigsten in den Worten hervor: „Gute Nacht, lauteres Gold! Ich möchte im dreifachen Feuer geläutert werden, um Ihrer Liebe werth zu sein. Doch nehmen Sie die Statue aus Korinthischem Erz, wie der Engel Ithuriel, um der Form willen an**). Denn es kann sie ein Besserer nicht besser lieben." Auch seinem Lavater offenbart er um diese Zeit***), daß der Talisman einer schönen Liebe, womit Frau von Stein sein Leben würze, viel thue, ihn bei seinem schweren, mit festem Muthe unternommenen Tagwerke zu stärken; sie habe seine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es habe sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur seien.

Allein bei einem Besuche, den Goethe auf der Rückreise zugleich mit dem Herzog und dem eben von der Schweizerreise zurückgekehrten Knebel der Freundin auf ihrem Gute zu Kochberg machte, konnte diese nicht umhin, ihm die Aufwallung seiner glühenden Leidenschaft vorzuwerfen und ihn in die nothwendigen Gränzen der Sittlichkeit und des äußern Anstandes zurückzuweisen. „Was Sie mir heut früh zuletzt sagten", schreibt er dieser am Abende nach der Rückkehr, am 10. Oktober, von Weimar aus†), „hat mich sehr geschmerzt, und wäre der Herzog (der einen Tag länger blieb) nicht den Berg mit hinauf gegangen, ich hätte mich recht satt geweint. Auf ein Uebel häuft sich alles zusammen! Ja, es ist eine Wuth gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht, dadurch daß er sein Liebstes beleidigt.††) Und wenn's nur noch in Anfällen von Laune wäre, und ich mir's bewußt sein könnte; aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel

---

*) Im ersten Buche seiner Betrachtungen über sich selbst Kap. 17.

**) Anspielung auf das Ende von Voltaire's Roman: Le monde comme il va, vision de Babouc.

***) Vgl. meine „Freundesbilder aus Goethe's Leben" S. 75 f.

†) Die beiden von Schöll I, 356 f. vorangestellten Briefe gehören nicht hierher. Vgl. meine „Freundesbilder" S. 442 Note 3. 477 Note 1.

††) Vgl. Tasso's Worte V, 5:

Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Lästrung nur ein leiser Schmerzenslaut.

über mich selbst, indem ich die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre." So tief fühlte der Dichter die Verletzung der Geliebten, wozu ihn ungestümer Drang verleitet hatte. Das lange Ausbleiben der Freundin setzte ihn in schmerzlichste Spannung. Ein auf den 29. ihr zugedachter Besuch kam nicht zu Stande, weil an diesem Tage ihn Berufsgeschäfte nach Tiefurt riefen. „Ich weiß nicht, warum", schreibt er der Freundin, da er Knebel allein zu ihr reisen lassen muß, „aber mir scheint, Sie haben mir noch nicht verziehen. Ob ich Verzeihung verdiene, weiß ich nicht; Mitleiden gewiß. So geht's aber dem, der still vor sich leidet, und durch Klagen weder die Seinigen ängstigen, noch sich erweichen mag. Wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli Eli lama sabachthani ruft, spricht das Volk: Du hast anderen geholfen, hilf dir selber! Und die Besten übersetzen's falsch, und glauben, er rufe dem Elias."*) Um diese Zeit, gerade nach der Rückkehr von Tiefurt, hatte er eben am „Tasso" zu schreiben begonnen**), wozu er den Plan vor sieben Monaten, gleichfalls auf einem Gange nach Tiefurt, entworfen hatte. Leider ward er hierin durch die niederschlagende Erwiederung gehemmt, welche der rückkehrende Knebel ihm von der Freundin brachte. „So einen bösen Vorhang mir ihr Brief herunterwirft, und neue Nebel meine schönsten Aussichten decken, so ist's mir doch willkommener, als Ihr anfänglich Gleichgültigthun, da Sie mir's ausreden und mich beruhigen wollten." Nicht länger konnte er die Trennung von der geliebten Frau ertragen, die er zwei Tage darauf mit dem Herzog besuchte, wo er sich dann wieder ganz ihrer innigst theilnehmenden Liebe zu erfreuen hatte. Wahrscheinlich ermunterte sie ihn ernstlich zur Fortsetzung des „Tasso". Den bald darauf eintretenden Jahrestag seiner ersten Ankunft in Weimar, den 7. November, konnte er nicht ohne ein liebevolles Wort an die Freundin vorübergehn lassen. „Ihrer Liebe wieder ganz gewiß", bekennt er, „ist mir ganz anders. Es muß mit uns, wie mit dem Rheinwein, alle Jahr besser werden. Ich rekapitulire in der Stille mein Leben seit diesen fünf Jahren, und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger, er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe. Behalten Sie mich lieb! Das muß einen befestigen, daß man mit allem Guten bleibender und näher wird, das andere wie Schalen und Schuppen täglich von einem herunterfällt. — Die Erde bebt immer fort. Auf Kandia sind viele Orte versunken. Wir aber auf dem uralten Meeresgrund wollen unbeweglich bleiben, wie der Meeresgrund." In dieser gehobenen, wenn auch immer wehmüthig bewegten Stimmung mußte sein „Tasso" glücklich voranschreiten.

Gleich nach der Rückkehr der Freundin, den 10. November, meldet er an Knebel:***) „Heut früh ist die erste Szene des „Tasso" fertig geworden. Ich gehe an Hof (um sie dort zu lesen?) und lese sie auch diesen Nachmittag bei

---

*) Vgl. Matthäus 27, 46 f.

**) Vgl. Riemer II, 124.

***) Daß die Briefe an Knebel Nr. 85—87 in diese Zeit, nicht in das Jahr 1789 fallen, ist bereits in meinen „Freundesbildern" S. 442 Note 6 bemerkt.

Frau von Stein, wenn nichts hindert. Ich möchte euch nach und nach mit dem Stück bekannt machen und mich mit euch zum Schluß ermuntern." Und an demselben Tage schreibt er der Freundin: „Ich wollte anfragen, ob Sie diesen Nachmittag zu Hause sind. Ich käme von Hof herüber, und brächte die erste Szene von „Tasso" mit. Es scheint mir räthlich zu sein, daß wir uns nach und nach mit diesem Stück bekannt machen. Knebel'n wollt' ich es sagen lassen." Gleich den folgenden Tag möchten folgende Zeilen an Knebel zu setzen sein. „Dein kleiner Bote fand mich schreibend am „Tasso". Ich bin heute nicht unglücklich an der Arbeit gewesen. Es ist mir leid, daß du bei Hofe speisest, sonst könnten wir zusammen essen; ich bin zu Hause. Lebe wohl! Ich hoffe euch bald wieder etwas zu lesen." Und als Antwort auf Knebel's Erwiederung dürfte vielleicht das weitere Briefchen gelten: „Ich danke dir herzlich für dein freundliches Wort. Es trifft mich eben beim „Tasso", an dem ich um desto lebhafter arbeite, als mich mein nächstes, und ich möchte sagen einziges Publikum (Knebel und Frau von Stein) ermuntert. Ich sehne mich recht nach der Stunde, in der ich ihn dir senden kann. Lebe wohl und habe tausend Dank für deinen Antheil!" Am Morgen des 12. theilt er der Freundin mit, er wolle den Tag in der Stille zubringen, hoffe sie aber am Abend zu sehn; sein erster Akt müsse heute fertig werden. Und gleich am folgenden Tage äußert er, nachdem er ihr einen guten Morgen gewünscht hat: „Hier haußen ist es wild trüb, die Wolken liegen der Erde und dem Geiste schwer auf. Doch ist unter der Hülle mein erster Akt fertig geworden. Ich möchte ihn gerne lesen, daß Sie Theil an allem hätten, was mich beschäftigt. Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, und ersetzen das Licht der Sonne." Die Einladung auf den 14. nimmt er freundlichst an, wo denn Frau von Stein ihm seinen „Tasso" dringend an's Herz legte, dessen Ausführung ihr zugleich ein erwünschtes Mittel schien, seinem leidenschaftlich gedrängten Herzen Luft zu machen. „Ihr gütiges Zureden", meldet er Tags darauf, „und mein Versprechen haben mich heute früh glücklich den zweiten Akt anfangen machen. Hier ist der erste; möge er in der Nähe und bei wiederholtem Lesen seinen Reiz behalten. Lassen Sie ihn niemand sehen. Ich will heute spazieren laufen und zu Hause essen." Auf einen frühen theilnehmenden Morgengruß erwiedert er am 16.: „Dank für den guten Morgen! Wenn Sie erlauben, so komme ich zu Tisch und bring' auch etwas (zum Essen) mit. Frühmorgens nehm' ich mir vor, zu Hause zu bleiben, und bestelle mein Essen. Wenn's gegen Mittag geht, zieht mich das alte Verlangen zu Ihnen. Behalten Sie den Akt, wie Sie wollen; er wird mir erst lieb, da Sie ihn lieben." Nach einer zweitägigen Abwesenheit von Weimar berichtet er am 19., sein Stück sei diesen Morgen vorgerückt; doch beklagt er sich, daß sie durch keine freundlichen Erinnerungen dessen Ende zu beschleunigen gesinnt sei; es schmerzte ihn, daß die Freundin ihn nicht durch einen Morgengruß ermuntert hatte. „Geschrieben ist worden heut früh", meldet er am folgenden Tag, „wenig, doch stockt's nicht. Behalten Sie den Antheil, den ich oft leider einen Augenblick nicht fühle an dem, was mich angeht, und helfen mir leben. Und lassen mir den Glauben, daß ich auch etwas zu

Ihrer Zufriedenheit beitrage." Tags darauf, wo er Knebel und Frau von Werther zum Besuch hatte, war er nicht fleißig. „Gestern Abend wollt' es nicht recht", vernehmen wir am 22.: „meine Gäste waren artig und disponirt; doch schien's, als wenn ein Mehlthau drein gefallen wäre." Gleich darauf, vom Unwohlsein der Freundin benachrichtigt, bedauert er sie herzlich; zugleich bemerkt er, Knebel habe kuriose Sachen über den ersten Akt gesagt, aber gute.*) Wahrscheinlich hatte dieser darauf hingedeutet, daß Tasso der reinste Ausdruck von Goethe's eigener, leidenschaftlich bewegter Natur sei, und der Dichter hier besonders seine Neigung zu Frau von Stein geschildert habe. Am folgenden Tag erbittet er von ihr den ersten Akt zurück, da die erste Szene des zweiten so ziemlich fertig sei, und er auf dem Bogen, welcher den Schluß des ersten Aktes enthalte, weiter schreiben lassen wolle. Der 24. war „poetischer Rasttag"; am 25., wo der Dichter mit Knebel zu Mittag aß, wurde nur weniges geschrieben, um nicht gerade ganz stecken zu bleiben, und am Abend möchte er Frau von Stein und ihrer jungen Freundin, Karoline von Ilten, die erste Szene des zweiten Aktes vorlesen. Zwei Tage später war er „fleißig in allem Sinn", am 29. schrieb er vor Tag, ohne Zweifel an „Tasso", der aber gleich darauf ganz liegen blieb, da ihm die Fortsetzung nicht nach Wunsch aus der Seele wollte. An traulichsten Mittheilungen gegen die Freundin, deren Liebe sein einziges Glück bildete, fehlte es indessen nicht. „Auf meine gestrige Beichte", heißt es am 4. Dezember, „befind' ich mich um ein groß Theil leichter und besser; möge sie (die Besserung) doch vollkommen werden!" Zwei Tage später berichtet er, wie er eine große Unterredung mit den selbstgepflanzten Bäumen seines Gartens gehabt, denen er erzählt, wie er seine Freundin liebe. Am 16. theilt er ihr dann die an seine Bäume gerichteten Verse mit:

Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.
Ach ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wiederliebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.
Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein!
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

*) Hierher gehört ohne Zweifel das Billet, das Schöll zweifelnd unter dem 25. bringt.

Goethe's Tasso redet zwar nicht die Bäume an, aber er heftet an sie seine Preisgesänge auf Leonoren, ähnlich wie Orlando in Shakespeare's „Wie es euch gefällt". Die Bäume Belriguardo's mahnten den Dichter des „befreiten Jerusalems" natürlich weniger eindringend, als Goethe sich durch die selbstgepflanzten Bäume in die ersten Zeiten seiner Liebe zurückversetzt fühlte. Im Herbst 1776 und 1777 hatte er diese Bäume gepflanzt.*)

Frau von Stein scheint ihn am 17. Dezember dringend an die Fortsetzung des „Tasso" gemahnt zu haben, worauf wir seine Aeußerung vom 18. beziehen zu dürfen glauben: „Heut will ich recht fleißig sein, um einen guten Abend bei Ihnen zu verdienen." Aber es wollte ihm nicht gelingen, wenigstens gedenkt er in den am nächsten Morgen vor dem Auszuge zu einer Herzoglichen Jagd geschriebenen Zeilen keines glücklichen Fortschrittes. Von einer gleich wieder gelösten Verstimmung des Verhältnisses zeugt der Brief vom 24., wo er schreibt: „Was man thut, ist doch immer besser, als was man sagt. Sie geben mir mit Ihrem Geschenk den Muth wieder, den Sie mir gestern genommen haben. Ich danke recht sehr, und weihe hiermit Ihre Feder ein."**) Am letzten Tage des Jahres erwiedert er auf die wiederholte Verwendung der Freundin für das noch immer nicht fortschreitende Drama: „Mein Tasso dauert mich selbst; er liegt auf dem Pult, und sieht mich so freundlich an, aber wie will ich zureichen! Ich muß auch allen meinen Waizen unter das Kommisbrod backen." Er deutet hiermit auf die ihn belästigenden Geschäfte, besonders die Kriegskommission, wie wir ihn oben S. 16 auf ähnliche Weise seiner Bemühungen für die Kammergüter, für deren Wiesen und Mühlen gedenken sahen.

Während der beiden ersten Monate des Jahres 1781 nahmen ihn die Hofvergnügungen lebhaft in Anspruch, wobei er seine dichterische Schuldigkeit thun mußte. Auch fühlte er sich durch die einem Manifest gleich hervortretende Schrift des großen Preußenkönigs über die Deutsche Litteratur sonderbar aufgeregt und zu einer Entgegnung veranlaßt, die er aber nicht zu Ende führte. Der Vollgenuß reiner Liebe ließ ihn damals um so weniger zu den ihn innerlich ergreifenden Szenen des „Tasso" zurückkehren. Auch begann das Verhältniß zu Herder in dieser Zeit sich freundlich zu gestalten; die verletzende Schärfe und das widrige Verhalten dieses sonst so trefflichen Freundes dürfte ihm vielleicht bei dem in seinem Stücke einzuführenden Gegner Tasso's vorgeschwebt haben. Neben Herder möchte der ernst strenge, politisch gewandte Graf Johann Eustach von Görtz, Ober-

---

*) Vgl. Riemer II, 35***. 51*. Später gab er einer mit Bäumen umgebenen Ruhebank den Namen seiner Freundin. Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 228 Note 1.

**) Durchaus unwahrscheinlich ist Schöll's Vermuthung, die Feder sei geschenkt worden, um ihn zum Fortschreiben am „Tasso" zu ermuntern; denn in diesem Falle würde eine Hindeutung darauf unmöglich fehlen können. Die Feder wurde offenbar zum Briefschreiben ihm verehrt. Zum Ueberfluß vergleiche man den Brief vom 29. November 1777, wo es heißt: „Die Feder hab' ich vergessen, das ärgert mich. Sie hätten sie mir gestern wohl geben können. Indeß sollen Sie doch einen Brief haben."

hofmeister der Herzogin, welcher am Weimarer Hofe gegen Goethe Partei genommen hatte, manche Züge zum Bilde jenes Gegners ihm geliefert haben*), obgleich derselbe bereits im Anfange des Jahres 1778 den Weimarischen Dienst nach längerer Abwesenheit verlassen hatte. Merkwürdig ist es, daß Goethe zu derselben Zeit sich eines durch verwickelte Umstände nicht ohne seine Schuld verarmten Mannes angenommen hatte, der in Bezug auf sein scheu in sich gekehrtes, argwöhnisch die Welt von sich stoßendes Wesen Tasso sehr ähnlich war. An diesen Mann, dessen edelster Wohlthäter Goethe wurde**), schrieb unser Dichter am 10. Februar 1780: „Sie haben den Fehler der zu großen Aengstlichkeit, und daß Ihre immer geschäftige Imagination alles an einander hängt, und überall Sturz und Fall und das Ende aller Dinge sieht." Und ein Jahr später, am 11. Februar 1781, beklagt er sich, daß sein Schützling seinen letzten, ihn berathenden Brief falsch gedeutet. „Eben diese hypochondrische, allzuweiche und gleich aus dem Maß schreitende Sinnesart, die Ihnen den letzten Brief wieder eingegeben, ist's, die ich tadle und bedaure", schreibt er. „Ist's schicklich, daß Sie mir sagen, ich soll befehlen, in was für einen (einem) Ton Ihre Briefe künftig sein sollen? Befiehlt man das einem ehrlichen und verständigen Manne? Ist's artig, daß Sie mir bei dieser Gelegenheit unterstreichen, daß Sie mein Brod essen? Ist's einem moralischen Menschen anständig, wenn man ganz leise etwas an ihm tadelt oder ihn von einer Seite krank nennt, gleich obenaus zu sein oder zu thun, als wenn ihm das Haus über dem Kopf einfiele?" Wer erkennt hier nicht Züge des Goethe'schen Tasso, die unserm Dichter fremd waren, die er aber zur Bildung von Tasso's Charakterbild geschickt verwandte! Auch der in düsterer Selbstqual sich verzehrende ganz nach innen gewandte, in der Außenwelt kein Genüge findende, sie entschieden von sich abweisende Plessing, dem Goethe auf seiner Harzreise im Dezember 1777 einen geheimnißvollen Besuch abstattete***), erinnert lebhaft an den Goethe'schen Tasso.

Hatte diese Zeit über die Liebe zu der einzigen Freundin wie der Sonne heilig reiner Strahl sein innerstes Wesen wärmend belebt, so äußerte sich diese in noch sehnsüchtiger ergriffenen Schwingungen, als er am 7. März mit dem Herzog nach Neunheiligen gegangen war, wo die unendlich reizende Erscheinung der Gräfin Werthern, einer Schwester unseres großen Stein, im reichen Glanze ihres tiefen Wesens ihm aufging, ohne aber irgend seiner glühenden Neigung zur entfernten Freundin Abbruch zu thun, vielmehr ward seine Sehnsucht nach dieser und das Gefühl seines in ihrer Liebe vom Himmel ihm geschenkten Glückes um so mächtiger aufgeregt. „Ich sehne mich nach Ihren lieben Augen", schreibt er gleich am ersten Abend von Neunheiligen aus, „die mir gegenwärtiger sind als irgend etwas Sichtbares oder Unsichtbares. Noch nie hab' ich Sie so lieb

*) Vgl. meine „Freundesbilder" S. 320 f.
**) Vgl. Schöll „Briefe und Aufsätze von Goethe" S. 165 ff.
***) Vgl. B. 25, 172 ff. Briefe an Frau von Stein I, 129 f.

gehabt, und noch nie bin ich so nah gewesen, Ihrer Liebe werth zu sein." Und am folgenden Tage meldet er: „Sie (die Gräfin) ist liebenswürdig, einfach, klug, gut, verständig, artig 2c., alles, was Sie wollen, und ihr ganzes Wesen ist recht gemacht, mich an das zu erinnern, was ich liebe. — Gestern auf dem langen Weg (nach Neunheiligen) dacht' ich unserer Geschichte nach; sie ist sonderbar genug. Ich habe mein Herz einem Raubschlosse verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben; das Gesindel ist draus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache werth; nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitzthümer. Machen Sie's gut mit mir, und schaffen Sie gottselig den Grimmenstein (Name des Gothaischen Schlosses) in Friedenstein um; Sie haben es weder durch Gewalt noch List, mit dem freiwillig sich Uebergebenden muß man auf's edelste handeln und sein Zutrauen belohnen. Da ich der ewige Gleichnißmacher bin, erzählt' ich mir auch gestern, Sie seien mir, was eine Kaiserliche Kommission den Reichsfürsten ist. Sie lehren mein überall verschuldetes Herz haushältischer werden, und in einer reinen Einnahme und Ausgabe sein Glück finden. Nur, meine Beste, unterscheiden Sie sich von allen Debitkommissarien, daß Sie mir eine reichlichere Kompetenz geben, als ich vorher im Vermögen gehabt. Setzen Sie Ihr gutes Werk fort, und lassen Sie jedes Band der Liebe, Freundschaft, Nothwendigkeit, Leidenschaft und Gewohnheit mich täglich fester an Sie binden. Wir sind in der That unzertrennlich; lassen Sie es uns auch immer glauben und immer sagen. — Ich habe das liebe (von Frau von Stein ihm mitgegebene) Band im Schreiben um die Hand gebunden, und küsse Ihnen in Gedanken tausendmal die Hände." Einen längern Brief vom 11., worin er die Gräfin als vollendete Weltdame mit reinster Anerkennung schildert, schließt er mit den Worten: „Adieu, süße Unterhaltung meines innersten Herzens. Ich sehe und höre nichts Guts, das ich nicht im Augenblick mit Ihnen theile. Und alle meine Beobachtungen über Welt und mich richten sich nicht, wie Marc Antonin's*) an mein eignes, sondern an mein zweites Selbst. Durch diesen Dialog, da ich mir bei jedem denke, was Sie dazu sagen möchten, wird mir alles heller und werther. — Auf das Siegel drück' ich einen Kuß, und bin Dein für ewig." „Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen", äußert er am andern Tage; „ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtbar und gesetzlich zu eigen machte; wie werth sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu! Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte." Welche hohe Entsagung bewährt hier unser Dichter, Tasso gegenüber, der seine wilde Leidenschaft, trotz der Mahnungen der ihm von Herzen zugethanen Prinzessin, nicht zu bezähmen weiß! Aber diese Entsagung hatte ihm auch einen

*) Vgl. oben S. 9 Note **. S. 15 f.

blutigen Kampf gekostet, während Tasso nur der Noth weicht, nachdem er das schöne Verhältniß zur Geliebten auf immer zerstört hat.

Wenige Tage nach der Rückkehr, beim Beginn des Frühlings, am 22. März, der später des Dichters Unglücks- und Todestag werden sollte, spricht er das vollste Glück seiner ihrer nothwendigen Schranken sich bewußten Liebe also aus: „Meine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern; er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen. — Wir haben noch so keinen schönen Frühling zusammen erlebt; möchte er keinen Herbst haben!" Und am folgenden Tage schreibt er: „Sagen kann ich nicht, und darf's nicht begreifen, was Deine Liebe für ein Umkehrens in meinem Innersten wirkt. Es ist ein Zustand, den ich, so alt ich bin, noch nicht kenne. Wer lernt aus in der Liebe!" Unterdessen hatte die Freundin nicht unterlassen, ihn wiederholt an den „Tasso" zu mahnen, mit dem es aber, bei mancherlei zuströmenden Beschäftigungen, nicht rücken wollte. So schreibt er denn am 25.: „An Tasso wird heut' schwerlich gedacht werden. Merken Sie aber nicht, wie die Liebe für Ihren Dichter sorgt. Vor Monaten war mir die nächste Szene (vielleicht die, worin Tasso sein seliges Gefühl bei der Gewißheit der Liebe der Prinzessin ausspricht) unmöglich (vgl. oben S. 19); wie leicht wird mir sie jetzt aus dem Herzen fließen! Müßt' ich nur nicht so einen schönen Ruhetag (es war Sonntag) auch mit angeben, um von meinen (Geschäfts-) Schulden loszukommen!" Zwei Tage darauf vertraut er der Freundin: „Wenn ich bei Dir bin, so ist alles heiter. Den Frauen und Dir besonders hab' ich in der Stille des Morgens eine Lobrede gehalten. Eure Neigungen sind immer lebendig und thätig, und ihr könnt nicht lieben und vernachlässigen. Die Offenheit und Ruhe meines Herzens, die Du mir wiedergegeben hast, sei auch für Dich allein, und alles Gute, was anderen und mir daraus entspringt, sei auch Dein. Glaub' mir, ich fühle mich ganz anders; meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß im Gutsthun gegeben, den ich ganz verloren hatte. Ich that's aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei. Adieu! So möcht' ich immer fortfahren, und sei's gegenwärtig oder auf dem Papier, wie schwer wird mir's, mich von Dir zu scheiden!"

Erst nach Ostern ward „Tasso" wieder ernstlich vorgenommen. Osterdinstag, den 17. April finden wir den Dichter mit einer neuen Durchsicht der „Iphigenie" beschäftigt, aber noch an demselben Abend muß ihn Frau von Stein zum „Tasso" ermuntert haben. „Ich will sehn, wie mich die Geister heute behandeln", schreibt er am 18. „Ihr guter Geist sei immer bei mir, und die Gegenwart des lieben Gesetzes (so nennt er Frau von Stein selbst, die ihn freundlich in seiner Pflicht festhält) mache mich gut und glücklich." Am Abend desselben Tages, nachdem er mit seinem Freunde, dem Komponisten Kayser, zu Mittag gespeist und darauf spazieren gegangen, schreibt er, er wolle jetzt ausruhen und

dann fortarbeiten (wohl an seinen Geschäftssachen); gegen acht Uhr werde er fertig sein und „seines Herzens Lust" noch am Ende des schönen Tages aufsuchen. „Da mich gute Geister in meinem Hause besucht haben", bemerkt er am folgenden Tage, „bin ich nicht auswärts gegangen, sie aufzufinden. Am „Tasso" ist geschrieben, und wenn Sie mich bewirthen mögen, so komm' ich zu Tische. Da Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so hab' ich heut' schon so viel an Sie geschrieben (es war also ein Monolog, den er eben schrieb, wohl derjenige, den Tasso nach dem Liebesbekenntniß der Prinzessin spricht), daß ich nicht weiter und nicht drüber kann." Aehnlich äußert er am folgenden Tage, er habe, gleich am „Tasso" schreibend, die Freundin angebetet, bei der seine ganze Seele sei, und er verspricht, heute fleißig zu sein. „Gestern Nacht", meldet er am 22. April, „hatt' ich große Lust, meinen Ring, wie Polykrates, in das Wasser zu werfen (vgl. oben S. 11); denn ich summirte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit, und fand eine ungeheure Summe. Ich werde wohl am „Tasso" schreiben können. — Es ist ein unendlich schöner Tag." In derselben glücklichen Stimmung berichtet er am folgenden Tag: „Diesen Morgen ward mir's so wohl, daß mich ein Regen zum „Tasso" weckte. Als Anrufung an Dich ist gewiß gut, was ich geschrieben habe; ob's als Szene und an dem Ort gut ist, weiß ich nicht." So scheint ihn also das Selbstgespräch Tasso's noch immer beschäftigt zu haben. Die folgenden Tage hielten ihn mannichfache Abhaltungen von der Fortsetzung des Stücks zurück, aber seine in diese Zeit fallenden Aeußerungen erinnern lebhaft an die Schilderung der Goethe'schen Prinzessin, wie unentbehrlich ihr Tasso's beseligende Nähe geworden, ohne den das Leben allen Reiz für sie verliere (III, 1 S. 166). „Heut' seh' ich Dich wohl nicht unter meinen Blüthen, und mir wird nicht, was daraus folgt", schreibt er am 24. April. „Sag' mir von heut Abend; denn mit den Abend- und Morgenwolken eilt meine Seele zu Dir." Und drei Tage später: „Sie wird kommen! Sie wird kommen! war mein Ausruf, als ich die Augen aufmachte und die Sonne sah. Die Stunden dieses Tags bringen mir ein schönes Glück." Die Vollendung des zweiten Aktes scheint im folgenden Monat erfolgt zu sein. „Heute früh lebt „Tasso" in meinem Kopfe, und läßt sich durch nichts irren", hören wir am 9. Mai. In einem andern Briefchen, dessen Zeit sich nicht sicher bestimmen läßt (Schöll setzt es Ende April), ist gleichfalls davon die Rede, daß er am „Tasso" schreibe, und auf ihn dürfte sich auch die von Schöll derselben Zeit zugewiesene Aeußerung beziehen, er danke den Göttern, daß sie ihm die Gabe gegeben, in nachklingende Lieder dasjenige enge zu fassen, was in seiner Seele immer vorgehe, die an Tasso's Wort V, 5 S. 226 erinnert. Wenn er am 5. Juni der Freundin gestattet, den „Tasso" an Knebel zu senden, so ist hier nur an die beiden ersten Akte zu denken, die er auch zwei Monate später der Herzogin Luise vorlas.*) Weiter konnte er mit dem Drama nicht gelangen;

*) Riemer II, 134. Riemer's Nachlaß entnehmen wir die Angaben aus Goethe's Tagebuch: „Den 23. (August) Abends. Tiefurt. „Nathan" (von „Lessing") und „Tasso" gegen einander gelesen. Den 25. Der Herzogin Luise „Tasso" vorgelesen."

sein Antheil daran hatte sich erschöpft, da ihn der Ausdruck seiner unendlichen Liebe zu Frau von Stein hauptsächlich angezogen hatte, die Entwicklung für ihn gar zu beängstigend war, und ihn um so weniger anziehen konnte, als das Glück der Liebe ihn gerade damals in einer früher nie empfundenen herrlichen Reinheit umfing. Je tiefer „Tasso" aus seiner eigenen Brust herausgegriffen war, um so ferner mußte es ihm liegen, das unendliche Schmerzgefühl der Trennung und die unklaren Verworrenheiten zu schildern, denen er jetzt völlig entrückt war: nur als vollendeter Künstler konnte er hierzu zurückkehren, und auch da nur im Augenblicke schmerzlichster Erregung. Vorab trieb es ihn zur Darstellung einer seinem Herzen fremden, äußerlich wirksamern dramatischen Verwicklung, und so finden wir ihn im August mit einem neuen Stücke ganz anderer Art als „Tasso", mit dem „Elpenor" beschäftigt, den er aber auch nicht bedeutend fördern und auch im folgenden Jahre nicht über den zweiten Akt hinausführen konnte. Daß „Tasso" in der nächsten Zeit ganz liegen blieb, beweist der Brief an Lavater vom 14. November, dem Goethe meldet: „Mit dem nächsten Postwagen geht an B. (Bäbe Schultheß*) der vollendete zweite Akt meines „Tasso" ab**). Ich wünsche, daß er auch für dich geschrieben sein möge. Die Unruhe, in der ich lebe, läßt mich nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben, und so sehe ich auch noch nicht den Raum vor mir, die übrigen Akte zu enden. Es geht mir übrigens, wie es den Verschwendern geht, die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überspannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichsam von einem Geiste des Widerspruchs außer sich gesetzt, sich in neue Verbindungen von Unkosten zu stürzen pflegen." Hatte er ja bereits ein neues Drama begonnen. Am 3. Dezember schreibt er an den Züricher Freund: „Den Tasso werdet ihr nun haben." Am Ende des Jahres beschäftigte ihn wieder „Egmont", im folgenden hauptsächlich die weitere Ausarbeitung des „Wilhelm Meister". Von „Tasso" hören wir weiter nichts:***) denn wenn Luise von Göchhausen am 11. Februar 1782 an Merck berichtet, Goethe schreibe jetzt an einem neuen dramatischen Werk, „Tasso" genannt, wovon sie ihm große Freude verspricht, so ist dies eben so ungenau, als was sie ebendaselbst von der Vollendung des „Egmont" sagt, und Schöll's Beziehung der in einzelnen Bogen an Frau von Stein gesandten Abschrift in den Briefen vom 3., 5. und 14. Januar 1782 auf „Tasso" haben wir als eine irrige abzuweisen; denn das der Freundin versprochene, in einzelnen Bogen ihr zukommende Weihnachtsgeschenk war wohl eine schöne Abschrift seiner sämmtlichen noch ungedruckten

---

*) Vgl. meine „Freundesbilder" S. 40 f. Note 2.

**) Den ersten Akt hatte er im Juni geschickt; denn „Tasso" ist ohne Zweifel im Briefe an Lavater vom 22. Juni gemeint.

***) In dem von Schöll in den Februar 1782 gesetzten Brieflein an Frau von Stein schreibt Goethe: „Gestern war's artig. Die Werthern hat den „Tasso" mit rezitirt und recht artig." Auch hier kann jedenfalls, wenn die Beziehung richtig ist, nur an die beiden ersten Akte gedacht werden.

Werke*). In den folgenden Jahren bis zur Italiänischen Reise nahmen neben den besonders bedeutsam hervortretenden, an seine amtliche Wirksamkeit — er übernahm Mitte 1782 die Geschäfte des Kammerpräsidenten — sich anschließenden Naturstudien vor allem „Wilhelm Meister", „Elpenor" und die Operntexte seine dichterische Thätigkeit in Anspruch; zu „Tasso" zurückzukehren, fand er um so weniger Veranlassung, als er in der tiefsinnigen Dichtung der „Geheimnisse" ein herrliches Gefäß gefunden hatte, in welches er das volle Gefühl seiner zartsinnigen Neigung zu Frau von Stein ergießen konnte.

Das bewegte Geschäftsleben, dem er, um seinem Versprechen gemäß, in den Geschäften seines Bereiches einen festen Gang, in den Finanzen Ordnung und Sparsamkeit einzuführen, mit unermüdetem, den hierzu erforderlichen Studien, Beobachtungen und Arbeiten sich aufopferndem Fleiße diese Jahre über sich gewidmet, hatte, in Verbindung mit vielerlei unerfreulichen Lebenserfahrungen, manche düstere Falten in seine Seele geschlagen, welche die frische Heiterkeit und lebhafte Beweglichkeit seines dem Höchsten und Edelsten zugetriebenen Geistes schwer zu beeinträchtigen drohten. Dem, was sein innerstes Wesen auf das Tiefste erfüllte, der Kunst und besonders der Dichtkunst, hatte er nur selten seinen Blick zuwenden können, unter Mühen und Anstrengungen nur einzelnes versucht, zu dessen vollständigem Gelingen es der freiesten Heiterkeit der Seele bedurfte. Um so überwältigender mußte seiner Brust sich das Sehnen bemächtigen, endlich der Kunst und besonders der Dichtung sich ganz widmen zu dürfen. Und so hatte er bereits im Anfange des Jahres 1786 den Plan zur Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften gefaßt, die er vorab möglichst abzuschließen gedachte, um sich dann neuen, der jetzt errungenen Stufe seiner menschlichen und künstlerischen Ausbildung rein entstammenden dichterischen Arbeiten zuzuwenden. Mit fast leidenschaftlicher Gewalt fühlte er, daß eine Reinigung und Läuterung seiner ganzen, nach strahlender Klarheit drängenden Natur ihm Noth thue, wie er sie nur im Lande seiner jugendlichen Sehnsucht, in Italien's goldenen Auen finden könne, wo zugleich seine zunächst durch geschäftliche Beziehungen angeregten, zu den weitreichendsten Einsichten und den belangreichsten Entdeckungen führenden Naturstudien eine höhere Bahn gewinnen sollten; nur hier durfte er hoffen, daß seine Seele ganz gesunde, zur frühern freien Lebhaftigkeit sich zurückfinde, jener reinen Entwicklung theilhaft werde, zu welcher sein ganzes bisheriges Streben die nothwendige Vorbereitung gewesen. Hatte er sich früher nicht ohne schmerzlichen Widerstand einem anstrengenden Geschäftsleben mit der entschiedensten Einsicht zugewandt, daß sein lebhaft unruhiges Wesen einer festen Beschränkung und der Hinrichtung auf bestimmte, durch ausdauernde zweckmäßige Thätigkeit zu erreichende Ziele bedürfe, so fühlte er jetzt die Nothwendigkeit, ehe er sein vierzigstes Lebensjahr antrat, zu seiner eigentlichen Aufgabe als Dichter und Künstler zurückzukehren, und sich daher eine Zeit lang den stockenden und hemmenden Verhältnissen des Weimarer Geschäfts- und Hoflebens zu entziehen, sich des

*) Vgl. meine Ausgabe der ältesten Bearbeitungen von Goethe's „Iphigenie" S. 147.

Genusses ungestörter Freiheit in dem Lande herrlichster Natur und Kunst zu erfreuen. Schon als er am 24. Juli nach längerer Verzögerung Karlsbad zueilte, hatte er die vier ersten Bände seiner Werke bis auf „Iphigenien" vollständig durchgesehen, und die Durchsicht der letztern hoffte er dort zu vollenden. Aber Herder, den er eben so wenig als seine übrigen vertrautesten Freunde von dem Vorhaben einer größern Reise unterrichtet hatte, bestimmte ihn, seine Werkzeuge noch einmal an diese Arbeit zu wenden, statt, wie er mit spottendem Hinblick auf seine mineralogischen und geologischen Studien bemerkte, taubes Gestein zu klopfen. Außer dieser edlen Frucht lagen noch „Egmont", „Tasso", „Faust" und die Singspiele unvollendet oder eine neue Bearbeitung fordernd vor ihm; diese dachte er gleichfalls in der Ausgabe seiner Schriften zu bringen, wogegen er mit „Wilhelm Meister" noch zurückhalten wollte, in den er wohl seine ganze eigene Entwicklung als Künstler mit völliger Veränderung des Vorhandenen hineinzulegen beabsichtigte.

Zu Venedig versäumte Goethe nicht, sich den „famosen Gesang der Schiffer" zu bestellen, die einzelne Stanzen des Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodien singen.*) In Ferrara gedachte er des unglücklichen Helden seines Drama's. „Zum erstenmal", schreibt er in der Nacht des 16. Oktober, „überfällt mich eine Art von Unlust in dieser großen und schönen, flach gelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof, hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen. Ariost's Grabmal enthält viel Marmor, schlecht ausgetheilt. Statt Tasso's Gefängniß zeigten sie einen Holzstall oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden ist. Auch weiß im Hause kaum jemand mehr, was man will. Endlich besinnen sie sich um des Trinkgeldes willen."

Das erste, was unser Dichter in Italien vollendete, war seine „Iphigenie", in deren sorgfältigster Umgestaltung des sprachlichen Ausdrucks ihm zuerst jener herrliche, Kunst und Natur vermählende ideale Stil gelang, den er in seinem ganz neu erstehenden „Tasso" mit größter Freiheit zur wundervollsten Blüthe entfalten sollte. Am 10. Januar 1787 sandte er seine „Iphigenie" nach Deutschland ab, und er gedachte nun, zunächst an den „Tasso" zu gehn; doch befiel ihn zuweilen gar lebhaft der Gedanke an seine „Iphigenie auf Delphi", welche ihm schon im vergangenen Oktober, als er von Cento nach Bologna herüberfuhr, der Geist vorgeführt hatte. „Thät' ich nicht besser", schreibt er am 16. Februar, in den letzten Tagen seines ersten Römischen Aufenthalts, „Iphigenie auf Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des „Tasso" herumzuschlagen! Und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben könnte." So trieb ihn auch diesmal, wie mehrere Jahre vorher bei „Elpenor", das Verlangen nach einem tragischern, in äußerlicher Handlung schärfer hervortretenden Zusammenstoße. Vierzehn Tage vorher hatte er Tasso's Grab in der Klosterkirche S. Onofrio besucht und des Dichters

*) Vgl. B. 23, 95 ff. 24, 303 ff.

Büste auf der Bibliothek gesehen. „Das Gesicht ist von Wachs", meldet er, „und ich glaube gern, daß es über seinen Leichnam abgeformt sei. Nicht ganz scharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im ganzen mehr als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen talentvollen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mann." Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Goethe sich um diese Zeit auch mit der vor zwei Jahren erschienenen außerordentlich sorgfältigen Lebensbeschreibung des Tasso vom Abbate Serassi bekannt machte, der auch dieser Büste gedenkt. Doch scheint er zunächst an eine vollständige Umgestaltung des Vorhandenen und an einen ganz neuen Plan nicht gedacht zu haben. „Endlich ist meine Abreise nach Neapel gegen Ende dieser Woche festgesetzt", schreibt er am 19. Februar an Knebel. „Das Wetter ist köstlich; ich nehme (den Maler) Tischbein mit, und genieße in seiner Gesellschaft alles doppelt und dreifach. Dort erwartet mein eine neue Welt, die ich, wie die zerstückte*) hier, mit offenen und gesunden Augen anzusehn hoffe. Indeß bin ich immer fleißig. Nun wird am „Tasso" gearbeitet, der geendigt werden soll." Wahrscheinlich wollte er zunächst den Plan zu den folgenden Akten entwerfen, fing auch vielleicht mit der Ausführung an, aber er überzeugte sich bald, daß er auf dem betretenen Wege nicht fortgehn dürfe, sondern einen ganz neuen versuchen müsse. So schreibt er denn schon am 21. Februar: „Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetischen Arbeiten nichts mitnehme als „Tasso" allein; zu ihm habe ich die beste Hoffnung. Wüßt' ich nun, was ihr zu „Iphigenien" sagt, so könnte mir dies zur Leitung dienen; denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter, als jener, und will im einzelnen noch mehr ausgearbeitet sein. Doch weiß ich noch nicht, was es werden soll: das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft." In einer spätern, irrig in den Brief vom 30. März eingeschobenen Aeußerung (vgl. S. 4 Note) bemerkt er, die ersten Akte hätten etwas Weichliches, Nebelhaftes gehabt, was sich bald verloren, als er den Rhythmus habe eintreten lassen. Aber auch die Personen selbst erhielten eine höhere, idealere Haltung, die er ihnen früher, wo er seine eigene Neigung zu Frau von Stein zu viel hineinspielen ließ, nicht zu verleihen gewußt hatte.

In Neapel, wo er am 25. Februar anlangte, konnte er nichts weniger als fleißig sein; das Leben und Treiben der Welt, die Schönheit der Natur rissen ihn ganz hin. Auf dem alten Königlichen Schlosse zu Caserta, wo er beim Maler Philipp Hackert zu Besuch war, trafen ihn die Briefe der Weimarer Freunde, aus denen er zu seinem Bedauern sah, daß man mit der neuen „Iphigenie" nicht recht zufrieden sei, da man an die alte Form zu sehr gewohnt war. „Doch das soll mich nicht abschrecken", äußert er, „mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würf' ich ihn in's Feuer, aber ich will

*) Bei Riemer II, 244 steht „zerstörte".

bei meinem Entschluß beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen. Deshalb ist mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften so langsam geht. Und dann ist es doch wieder gut, sich in einiger Ferne vom Setzer bedroht zu sehn. Wunderlich genug, daß man zu der freiesten Handlung doch einige Nöthigung erwartet, ja fordert."

Auf die Seefahrt nach Sizilien nahm er die beiden Akte des „Tasso" mit, um zunächst den Plan zu überdenken. Selten wohl ist der Plan eines Drama's, und dazu eines so tief innigen und zarten, die vollsten Herzensakkorde anschlagenden, in einem solchen Zustand entworfen worden; denn gar bald ward Goethe von der Seekrankheit befallen. „Ich begab mich in meine Kammer", erzählt er unter dem 30. März, „wählte die horizontale Lage, enthielt mich außer weißem Brod und rothem Wein aller Speisen und Getränke, und fühlte mich ganz behaglich. Abgeschlossen von der äußern Welt, ließ ich die innere walten, und da eine langsame Fahrt vorauszusehn war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum" — den neuen Entwurf zum „Tasso". Vom folgenden Tage berichtet er: „Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider, und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an höher zu gehn, und im Schiffe war fast alles krank. Ich blieb in meiner gewohnten Lage, das ganze Stück ward um und um, durch und durch gedacht. Die Stunden gingen vorüber, ohne daß ich ihre Eintheilung bemerkt hätte, wenn nicht der schelmische Kniep (den Goethe als Zeichner mit sich führte), auf dessen Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brod brachte, die treffliche Mittagstafel, die Heiterkeit und Anmuth des jungen, tüchtigen Kapitäns, dessen Bedauern, daß ich meine Portion nicht mitgenieße, zugleich schadenfroh gerühmt hätte." „Dieser Morgen", meldet er unter dem 2. April, „war für mich höchst erfreulich. Der Plan meines Drama's war diese Tage daher im Wallfischbauch ziemlich gediehen." Aber über den Plan hinaus konnte er diesmal nicht gelangen.

Denn auf Sizilien ergriff ihn mit unwiderstehlicher Gewalt der Entwurf eines neuen, aus der Seeumgebung gewonnenen Stückes, einer „Nausikaa", von der er gleich einige Szenen, die ihn besonders anmutheten, entwerfen und ausführen mußte. Ueber dem weitern Durchdenken des Stückes, welches nur in der Entdeckung der Urpflanze auf kurze Zeit eine Nebenbuhlerin erhielt, verträumte er den größten Theil seiner Sizilianischen Reise. Bei der Rückkehr nach Neapel fand er noch so manches nachzuholen, daß er am wenigsten zu einer dichterischen Arbeit gelangen konnte; vollauf bestätigte sich ihm, was er schon bei seinem ersten Aufenthalte geschrieben hatte: „Wenn man in Rom gern studieren mag, so will man hier nur leben; man vergißt sich und die Welt, und für mich ist es eine wunderliche Empfindung, mit genießenden Menschen umzugehn."

Nach Rom zurückgekehrt, ließen ihn die Nachklänge seines in Neapel genossenen Glückes und der volle Genuß der Römischen Herrlichkeiten nicht Sinn und Stimmung zum sehnsüchtig sich ergießenden, von tiefer Wehmuth durch-

zogenen „Tasso" finden. „Wenn ihr mein gedenkt", schreibt er an die Weimarer Freunde, „so denkt an mich als an einen Glücklichen. — Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann." Zunächst griff er den „Egmont" an, der erst Anfangs September vollendet ward. Seine am 11. August geäußerte Hoffnung, den „Tasso" nach dem neuen Jahre senden zu können, und dann den „Faust" auf seinem Mantel als Kourier seine Ankunft melden zu lassen, ging nicht in Erfüllung, da nach Vollendung des „Egmont", besonders auf Veranlassung seines Freundes und Landsmanns, des Komponisten Kayser, seine Singspiele ihn lebhaft in Anspruch nahmen, und unbedingt den Vortritt forderten, ja er dachte sogar an eine neue Oper. Daneben war er eifrigst mit Zeichnen beschäftigt, worin er es zu einem gewissen Grade zu bringen sich vorsetzte.

Am 3. November äußert er, nachdem er des „Egmont" gedacht, dessen Aufnahme bei den Freunden ihn glücklich mache: „Nun liegen noch so zwei Steine vor mir, „Faust" und „Tasso". Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlassen zu haben scheinen, hoffe ich auch, diese Klumpen den Berg hinauf zu bringen. Bin ich einmal damit oben, dann soll es auf's neue angehn, und ich will mein Möglichstes thun, euren Beifall zu verdienen, da ihr mir eure Liebe ohne mein Verdienst schenkt und erhaltet." Noch am Anfange des neuen Jahres beschäftigten ihn die Singspiele. „Die Opern", schreibt er am 5. Januar, „unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen." Sieben Tage später sendet er „Erwin" ab, dem „Claudine" bald nachfolgen solle. „Beide Stücke", bemerkt er, „sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht, weil ich erst mit Kayser'n die Gestalt des Singspiels studiert habe." In demselben Briefe scherzt er: „Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Konstellationen fortgeht, so muß ich mich im Laufe dieses Jahres in eine Prinzessin verlieben, um den „Tasso", ich muß mich dem Teufel ergeben, um den „Faust" schreiben zu können, ob ich mir gleich zu beiden wenig Lust fühle. Denn bisher ist's so gegangen. Um mir selbst meinen „Egmont" interessant zu machen, fing der Römische Kaiser mit den Brabantern Händel an, und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher Kayser nach Rom. — Das darf man Glück nennen. Also die Prinzessin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten." Am 1. Februar meldet er: „So viel als möglich war, habe ich meine Studien fortgesetzt, auch ist „Claudine" gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe versagen, so geht heute über acht Tage der dritte Akt an Herder'n ab, und so wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Noth an, worin mir niemand rathen noch helfen kann. „Tasso" muß umgearbeitet werden; was da steht, ist zu nichts zu brauchen; ich kann weder so endigen noch alles wegwerfen", worauf er denn seinen beliebten Stoßseufzer folgen läßt: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben."

Je mehr er endlich zur Einsicht gelangt war, daß er zur bildenden Kunst zu alt sei, und auf deren Ausübung Verzicht leisten müsse, um so lebhafter

fühlte er sich zur Vollendung seiner ihm noch vorliegenden dichterischen Arbeiten getrieben. „Mein Durst (nach der bildenden Kunst) ist gestillt", schreibt er am 6. Februar; „auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem allen gebt mir euren Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen. Dann soll's an Wilhelm u. s. w." Drei Tage später lesen wir: „Da der fünfte Band (der „Egmont", „Claudine" und „Erwin" enthält) absolvirt ist, will ich nur einige Kunststudien durcharbeiten, dann gleich an den sechsten („Tasso" und „Lila") gehn." Am 22. berichtet er den Freunden, er sei fleißig und vergnügt, und erwarte so die Zukunft. „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent exkoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue." Gleich darauf beschäftigte er sich auf das ernstlichste mit dem Gedanken an die Vollendung der Ausgabe seiner Schriften. „Ich habe den Muth gehabt", schreibt er am 1. März, „meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau, was ich machen will; gebe nur der Himmel Stimmung und Glück, es zu machen! Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zunächst ward der Plan zu „Faust" gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. — Ich habe schon eine neue Szene ausgeführt. — Auch ist der Plan von „Tasso" in Ordnung." Doch erst in der letzten Zeit seines Römischen Aufenthalts wandte er sich letzterm wieder zu, der ihm als willkommener Gefährte zur bevorstehenden Rückreise erschien.

Das tief schmerzliche, durch keine Worte zu beschreibende Gefühl des Scheidens von der Hauptstadt der Welt, ohne Hoffnung der Rückkehr, paßte in wunderbarer Zusammenstimmung zu der von zartester, tiefster Melancholie durchzogenen Dichtung. Goethe selbst erzählt später*), wie er nach seiner Entfernung von Rom nichts habe ansehn mögen, um sich in der süßen Qual inniger Trennungsschmerzen durch nichts stören zu lassen. „Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich die Ansicht der Welt sei, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freiern poetischen Thätigkeit; der Gedanke an „Tasso" ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle

*) Die Stelle ist jetzt als Schluß der „Italiänischen Reise" angefügt (B. 24, 298 ff.). In ihrer ursprünglichen Gestalt findet sie sich unter der Ueberschrift: „Abschied von Rom" in den „nachgelassenen Werken" B. 20, 250 ff. Jedenfalls fällt ihre Abfassung sehr spät, in die letzten Jahre des Dichters. Der „zweite Aufenthalt in Rom" erschien zuerst 1829, und zwar ohne diese Stelle.

unmittelbar zurückrufen." Hiernach würde Goethe die Ausarbeitung nicht von vorn begonnen, sondern zunächst die leidenschaftlichen Szenen ausgeführt haben, die Tasso's gährenden Seelenschmerz so ergreifend aussprechen, besonders seine Selbstgespräche in den zwei letzten Akten. Indessen dünkt es uns viel wahrscheinlicher, daß der Dichter, dem sein Gedächtniß hier nicht ganz treu geblieben sein mochte, gerade durch den Anblick dieser wundervollen, im reichsten Frühlingsglanze prangenden Gärten zu der Dichtung der ersten Szenen getrieben wurde, wenn es uns auch nicht unbekannt ist, welchen entschiedenen Gegensatz sonst oft der Ort, wo der Dichter schrieb, zu der dargestellten Handlung hatte, wie er die Hexenküche im „Faust" auf der Villa Borghese zu Rom machte. Oder verstand der Dichter unter jenen Szenen die erste und dritte Szene des ersten und die erste des zweiten Aktes? „Dem Zustand dieser Lage", fährt Goethe fort, „ist allerdings*) jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweis behandelt ist und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater fast unmöglich ward.**) Wie mit (dem von Rom scheidenden) Ovid dem Lokal nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung." Von Mailand aus meldet Goethe am 24. Mai seinem Knebel, er sei jetzt an einer sonderbaren Aufgabe, dem „Tasso"; er könne und dürfe darüber nichts sagen, die ersten Akte müßten fast ganz aufgeopfert werden. Daselbst heißt es: „In der letzten Römischen Zeit hatte ich nichts mehr zu sagen; es ging hart zu, da ich mich trennte. Nun wittere ich wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft; da wird mir's denn, wo nicht besser, doch anders. — In Rom wurde kein Stein mehr angesehen, wenn er nicht gestaltet ist. Die Form hatte allen Antheil an der Materie verdrängt. Jetzt wird eine Krystallisation schon wieder wichtig und ein unförmlicher Stein zu etwas. So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist." Es liegt in den letzten Worten der scharfe Ausdruck desselben Schmerzes, den Tasso's gewaltsam ausgepreßtes: „Nein, alles ist dahin!" überwältigend ausspricht.

Aber auch in Weimar, wo der „vornehme Römer", wie Herder unsern Dichter scherzend nannte, am Abend des 18. Juni bei aufgehendem Vollmond eintraf, wollte der tief schneidende, ihn der Verzweiflung nahe bringende Schmerz, „unwiderbringlich aus dem herrlichen Kunstelement gestoßen, aus Italien dem formreichen in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen" zu sein, sich durch nichts verscheuchen lassen. Die Freunde, statt ihn zu beruhigen, brachten ihn zur Verzweiflung

---

*) Doch gewiß nicht diesem allein. Man vergleiche die Aeußerung im Briefe vom 21. Februar 1787, oben S. 28.

**) Erst im Jahre 1807 betrat „Tasso" die Weimarer Bühne, da der Dichter dem Verlangen der Schauspieler nicht widerstehn konnte, welche die Aufführung des Stücks als eine Ehrensache betrachteten und glücklich durchführten.

da sie seinen Schmerz nicht verstanden, der um so tiefer an seiner Seele nagte, je mehr er ihn äußerlich zu verbergen suchen mußte. In diesem traurigen Zustand war es nur das Liebesverhältniß zu der bei seinen botanischen Arbeiten ihn freundlich unterstützenden Christiane Vulpius — seinen Ehestand mit ihr datirt er vom 13. Juli —, das ihn nachhaltig erfreute. Selbst die Verbindung mit Frau von Stein hatte an Innigkeit verloren, da sie seinen Zustand nicht zu fassen vermochte — war er ja als ein Höhergebildeter mit ganz neuen Anschauungen zurückgekehrt — und da der Aufenthalt in Italien ihn immer mehr das Bedürfniß eines häuslichen Glückes hatte empfinden lassen, nach dessen Befriedigung er sich sehnte. Daß das Verhältniß zu jener edlen Frau erkaltete, lag an der eingetretenen Veränderung des Dichters, der sich jetzt endlich innerlich klar geworden war und keiner solchen idealen Lenkerin mehr bedurfte; beide Theile täuschten sich darüber, und suchten vergeblich zu halten, was nicht zu halten war, wovon einer dem andern mit Unrecht die Schuld zuschieben wollte. Auch war Frau von Stein körperlich leidend, und unserm Dichter setzte die rauhe Thüringer Witterung viel mehr zu als in den früheren Jahren. In einem während einer leidenschaftlichen Aufregung fast ein Jahr später geschriebenen Briefe wirft er der Freundin vor: „Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. — Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrollirt, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest!“ Mit Knebel und Wieland war er auf freundlichem Fuße, doch konnten diese am wenigsten die unendlich zarten Regungen seiner erzitternden Seele fassen. Herder bereitete sich eben zur Reise nach Italien, und erregte dadurch um so lebhafter sein schmerzliches Verlangen. Die Herzogliche Familie bezeigte ihm ihre huldreichste Theilnahme und suchte ihn auf jede Weise an sich zu ziehen, wenn er es auch ablehnen mußte, der Herzogin Mutter auf ihrer Reise nach Italien zu folgen. Wie sehnlich er auch Italien vermißte, so würde doch eine solche Begleitung mit allen ihren Beschränkungen ihn unglücklich gemacht haben, und er fühlte zu wohl, daß er der Ruhe bedürfe, um das Gewonnene in sich zu verarbeiten. Von entfernten Freunden hatte Jacobi ihn herzlich begrüßt, allein auch diesem konnte er sich nicht ganz mittheilen. „Ich war in Italien sehr glücklich“, schreibt er ihm am 21. Juli; „es hat sich so mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange stockte; Freude und Hoffnung ist wieder ganz lebendig in mir geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich sein: denn da ich ganz mir selbst wiedergegeben bin, so kann mein Gemüth, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur fast zwei Jahre auf sich wirken ließ, nun wieder von innen heraus wirken, sich

weiter kennen lernen und ausbilden. — Ich habe nun die beste Unterhaltung mit meinen entfernten Freunden, da ich meine Schriften ausarbeite. Jetzt bin ich an „Tasso", „Faust" soll eine Winterarbeit werden, und sobald ich die acht Bände vom Stapel habe, soll „Wilhelm" dran, zu dem ich große Neigung fühle."

Ehe Frau von Stein sich gegen den 20. Juli auf ihr Gut zu Kochberg begab, bat sie den Dichter um eine ruhige Unterredung wegen einer Angelegenheit zweier Freundinnen, die sie durch seine Güte befördert wünschte; wahrscheinlich wollte sie ihn auch seines ihr auffallenden kalten Wesens wegen, das sie nicht begriff, freundschaftlich bedeuten. „Gern will ich alles hören, was Du mir zu sagen hast", antwortet er; „ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist, wie mein Aeußeres." Am 22. wünscht er, die Freundin möge im stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund leben. „Ich will so fortleben, wie ich kann", fügt er hinzu, „ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist. Kayser geht mit der Herzogin (Mutter) wieder fort, — und so schließt sich alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst ganz für mich zu. Der trübe Himmel verschlingt alle Farben. Herder geht nun auch, und — so lebe tausendmal wohl!" Sechs Tage nach Herder's Abreise, am 12. August, meldet er, der achte, die kleinern Gedichte enthaltende Band seiner Werke sei zusammengeschrieben, und sie solle ihn sehn, ehe er zum Druck abgehe; „Tasso" rücke auch, obgleich langsam, und er habe noch immer Zutrauen zu dem Stücke. Bemerkenswerth ist in demselben Briefe seine Aeußerung über die kunstsinnige Englische Familie Gore, die sich damals wieder einige Zeit am Herzoglichen Hofe aufgehalten hatte: „Gore's sind recht gut, wenn man in ihrer Art mit ihnen lebt, sie sind aber in sittlichen und Kunstbegriffen so eingeschränkt, daß ich gewissermaßen gar nicht mit ihnen reden kann. Sie sind glücklich; ich mag sie auch nicht in ihrem Glücke stören, so wenig ich daran Theil nehmen kann." Von großer Verstimmung zeugt der Brief vom 24. August, wo er unter anderm schreibt: „Fritz (der Sohn der Freundin) ist gar gut; nur helfe ich auch ihm wenig, wie ich denn gänzlich unnütz bin. Herder's Briefe sind gar interessant. Wie viel menschlicher ist er, wie viel menschlicher reist er, als ich! Lebe wohl, erfreue Dich Deiner Einsamkeit! Es wird nicht lange währen, so hab' ich, will's Gott, sie auch wiedergewonnen, um sie nie zu verlassen." Es scheint fast, als habe er daran gedacht, den Herzoglichen Dienst ganz aufzugeben. Sieben Tage später entschuldigt er sich dieses „konfusen" Briefes wegen. „Es wird sich alles geben und auflösen", schreibt er, „nur muß man sich und den Verhältnissen Zeit lassen. Ich fürchte mich dergestalt für Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen; da wird (Ende August!) ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will." Um dieselbe Zeit hatte er Wieland Mittheilungen aus seiner Italiänischen Reise zu seinem „Teutschen Merkur" versprochen, weshalb er sich von der Freundin die aus Italien an sie geschriebenen Briefe erbat. Die Abwesenheit des Herzogs

vom 8. September bis zum 27. Oktober gab unserm Dichter, der während dieser Zeit zu Rudolstadt, in Begleitung der Frau von Stein, mit Schiller zusammentraf, erwünschte freiere Muße, die er auch zur Fortsetzung des „Tasso" verwandte. Als er seinem Freunde Knebel am 1. Oktober die eben gedruckten Szenen von „Künstlers Apotheose" übersendet, fügt er hinzu: „Nun bin ich eifrig am „Tasso"; er geht von Statten. Es wird ihm aber doch nicht jemand leicht die Arbeit ansehn, die er kostet, und man soll's auch nicht." Zehn Tage später meldet er, „Tasso" rücke nur langsam. Bald darauf verweilte er einige Tage zu Jena bei Knebel, dem er nach seiner Rückkehr am 25. mittheilt, das Stück habe einen Stillstand erlitten. Auch dürfte es am Ende des Jahres nicht wieder aufgenommen worden sein, wo Goethe, nachdem er von neuem einige Zeit des Studiums der Muskellehre wegen zu Jena zugebracht hatte, sich des Besuches seines Römischen Freundes K. Ph. Moritz, des Verfassers und Helden des „Anton Reiser", erfreute, der erst am folgenden 1. Februar in Begleitung des Herzogs von Weimar nach Berlin zurückkehrte. Durch das glückliche häusliche Verhältniß zu Christiane Vulpius wurde Goethe wahrscheinlich in diesem Winter zur Dichtung der „Römischen Elegien" veranlaßt. Je behaglicher aber sich des Dichters Umgang mit dieser geliebten Freundin gestaltete, um so empfindlicher mußte sich Frau von Stein verletzt fühlen, da ihr ein solches der Sitte zuwiderlaufendes Verhältniß ein Greuel sein mußte, besonders zu einem „Geschöpfe", von dem sie nicht begreifen konnte, wie sie nach der so edel und hoch gehaltenen Verbindung mit ihr irgend eine Anziehung auf den Dichter üben könne. Die Spannung scheint im Frühjahr sich immer entschiedener gezeigt zu haben, und wohl dürfte Goethe gerade durch die Verzweiflung, daß eine so lang gehegte Beziehung innigster Liebe zu der verehrten Freundin, die sein Bedürfniß häuslichen Wohlbehagens nicht erkannte, auf so traurige Weise gelöst werden sollte, zu der eifrigsten Fortdichtung am „Tasso" getrieben worden sein.

Hierzu fand er eine äußere Veranlassung, als er am 20. Mai mit dem sechsjährigen Erbprinzen und dem Landkammerrath Riedel das Herzogliche Schloß Belvedere, Weimar's Belriguardo, auf einige Zeit besuchte, wo er die in den Lustgärten zu Florenz begonnene Neudichtung des „Tasso" lebhaft fortführte. Frau von Stein hatte ihm bei ihrer Abreise nach einem Rheinischen Bade einen über sein jetziges Verhältniß sich scharf aussprechenden Brief zurückgelassen, durch den er sich auf mehr als eine Weise angegriffen fühlte, so daß er ihn zu beantworten zauderte, weil es in solchem Falle schwer halte, aufrichtig zu sein, ohne zu verletzen. Und wie sehr er sich wirklich verletzt fand, beweist seine endlich am 1. Juni von Belvedere aus erfolgende Erwiederung, wo er in leidenschaftlichem Schmerze die Lage der Dinge in einer nicht ganz mit der Wahrheit übereinstimmenden Weise darstellt, was nur auf einer Selbsttäuschung beruhen kann. Denn die Behauptung, daß er der Frau von Stein und ihrem von ihm erzogenen Sohne Fritz zu Liebe aus Italien gekommen sei, können wir eben so wenig gelten lassen, als daß er nur um ihretwillen nicht mit Herder und der Herzogin Mutter dorthin zurückgekehrt, und es ist entschieden der Wahrheit ent-

gegen, daß zur Zeit der Abreise jener von einem Verhältniß zu Christiane Vulpius nicht habe die Rede sein können, wenn dieses auch noch weniger äußerlich hervortreten mochte. So hatte der tiefschneidende Schmerz unsern Dichter eben so gegen die Wirklichkeit verblendet, wie seinen Tasso. Nachdem er im angeführten Briefe auf die eben bezeichnete Weise ausgeführt hat, daß er durch seine Rückkehr und sein Bleiben den Beweis geliefert, wie sehr er seine Pflicht gegen Frau von Stein und ihren Sohn Fritz kenne, fährt er fort: „Und welch ein Verhältniß ist es (das Dich so sehr zu kränken scheint)? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?" Merkwürdig ist es, daß er der Freundin den Vorwurf macht, sie verstärke „die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen" durch ein physisches Mittel, durch den Kaffee, dessen Schädlichkeit sie eine Zeit lang wohl eingesehen und den sie auch aus Liebe zu ihm eine Weile vermieden und sich wohl befunden habe.*) Erinnern wir uns, daß sein Tasso in ähnlicher Weise der Lust nach starken Getränken nicht widerstehn kann, obgleich diese sein Blut aufregen, seinen trüben Sinn und sein heftiges Wesen veranlassen (vgl. oben S. 3 Note *, S. 10). Die Hoffnung, daß die Freundin ihn ganz wiedererkennen werde, kann er trotz allem nicht aufgeben. Am 7. Juni kehrte Goethe nach Weimar zurück, von wo er sich gleich am andern Tage an die Freundin wendet. Er gesteht dieser, wie sauer ihm sein letzter Brief an sie geworden, aber er habe damit doch wenigstens die Lippe eröffnet, und er wünschte, daß sie diese nie mehr gegen einander schließen möchten. „Ich habe kein größeres Glück gekannt", fährt er fort, „als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegränzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch, und muß in der Folge mich noch mehr verändern. Ich klage nicht über meine hiesige Lage, ich habe mich gut hineingefunden, und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift, und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die strengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß (seinen Eintritt in den Preußischen Dienst) und durch andere Kombinationen alles bei uns inkonsistent und folgenlos ist und wird, wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre, so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Munterkeit und Thätigkeit zu erhalten, und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslösen könnte: wenn aber nun gar ein übles Verhältniß zu den Nächsten entsteht, so weiß man nicht mehr, wohin man soll. Ich sage das so gut in Deinem als meinem Sinne, und versichere Dich, daß es mich unendlich schmerzt, Dich unter diesen Umständen noch so tief zu betrüben." Auch hier fällt die Aehnlichkeit mit Tasso auf, der sich am Hof unglücklich fühlt und auch sein reinstes Verhältniß, das zur Prinzessin, gestört, ja am Ende unwieder-

*) Schon im August 1777 bittet Goethe die Freundin, keinen Kaffee mehr zu trinken, wie er auch im März 1783 des „schädlichen Tranks" gedenkt.

bringlich verloren sieht; doch zeigt sich Goethe hier viel beruhigter, als im vorhergehenden Briefe, wo er die ganze Schuld fast allein der Freundin zuschieben wollte. „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen", fügt er hinzu. „Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehn bleibe, wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache von einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen." Noch immer erkennt er in Frau von Stein den glücklichen Leitstern seines Lebens, ohne sich zu gestehn, daß die gewonnene Höhe idealer Anschauung und das glücklich erlangte häusliche Verhältniß die ihn einst so beseligende Verbindung nothwendig, wenn nicht ganz lösen, doch bedeutend lockern müsse. Das, was wir ihn oben S. 34 von der Familie Gore äußern sahen, traf, wenn auch in geringerm Grade, seine als Beruhigerin und Beichtigerin verehrte Freundin, deren früheres, tief in seinem Herzen eingeschlossenes Bild er vergebens in der Gegenwart festzuhalten bestrebt war. Am Schlusse des Briefes bemerkt er: „Ich war eine Woche mit dem Prinzen in Belvedere. Das Kind macht mir viel Freude. Lebe wohl! Gedenke mein in Liebe! „Tasso" ist beinahe fertig. Bis ich ihn gedruckt sehe, glaube ich nicht, daß er fertig wird. Sonst habe ich wenig gethan."

Erst Anfangs Juli gelang ihm die Vollendung des Stückes. Am 5. Juli schreibt er an Knebel:*) „Ich hoffte dich neulich (in Jena) zu sehn, das böse Wetter hielt mich ab. Wie lebst du? Schwerlich hast du dich der vergangenen Tage gefreut. Ich habe sie genutzt so gut, wie möglich, und „Tasso" steht nun auf dem Punkt, fertig zu werden. Die drei ersten Akte schicke ich dir hoffentlich noch diese Woche, und komme vielleicht Sonnabends (den 11.) mit den beiden anderen nach." Am folgenden Tage, einem Sonntage, besuchte er Belvedere, wo er endlich das lang gehegte, mit seinem Herzblut getränkte Gedicht zum Abschluß brachte. Am Abend desselben Tages speiste er mit der Herzogin, der er vielleicht den Schluß des Stückes mittheilte. Glücklicher als sein Tasso, bot ihm der Weimarer Hof, trotz manches Unangenehmen, das ihn, wie auch Herder verstimmte, eine ruhige Stätte schönen Wirkens und edelster Anerkennung. Frau von Stein kehrte am folgenden Tage zurück; das Verhältniß zu ihr war leider nicht mehr herzustellen, die innig vertrauliche Liebe wich achtungsvoller, den Verlust glücklichern Zusammenlebens wehmüthig empfindender Freundschaft, welche sich das herzliche Du nicht mehr erlaubte. Wie der erste Anstoß zur Dichtung des „Tasso" aus der Verbindung mit dieser trefflichen Frau hervorgegangen war, die seine ganze Seele an sich gezogen hatte, so sollte auch der leidenschaftliche Schmerz, das glückliche Verhältniß zu ihr gestört zu sehn, verbunden mit der Unbehaglichkeit im gestaltlosen Deutschland, wo keiner sein sehnsüchtiges Verlangen verstand, an einem Hofe, der, bei allen sonstigen Vorzügen,

*) Vgl. meine „Freundesbilder" S. 500 Note 1.

ihm doch zu jener Zeit keine reine Freude gestattete, dem „Tasso" jene tiefe Ergriffenheit der Seele, jene trübsinnige über dem Ganzen ruhende Wehmuth verleihen, und ihn zur längst gewünschten Vollendung hinausführen, ehe noch der drohende Sturm der Französischen Revolution, sieben Tage nach dem Abschluß des Stückes, im ersten blutigen Aufstand sich kund gab und zwei Tage später auf den Trümmern der Bastille sein erstes, die Welt in staunende Aufregung setzendes Siegeszeichen aufpflanzte. So war denn in „Tasso" die edelste Frucht der in Italien gelungenen Wiedergeburt glücklich gereift; die dort erlangte höhere Kunsteinsicht und Durchbildung hatte sich mit der tiefsten Glut eines leidenschaftlich ergriffenen Herzens vereinigt, um ein Werk zu schaffen, in welchem die schmerzliche Entsagung der aus dem Himmel ihrer idealen Träume in die rauhe Wirklichkeit herabgestürzten, blutig zerrissenen Dichterseele einen so innig zarten Ausdruck gefunden, wie er nur dem von innerlichstem Ernste und reinster Empfindung durchströmten Gemüthe des zur höchsten künstlerischen Wahrheit durchgebildeten Deutschen Dichters gelingen konnte.

II.

Die Quellen beider Bearbeitungen.

Höchst zu bedauern ist es, daß die beiden Akte der ersten Bearbeitung des „Tasso" uns verloren gegangen. Ohne Zweifel befanden sich diese im Besitz der Herzogin Mutter, welcher der Dichter am 24. Oktober 1782 zu ihrem Geburtstage mit einer Abschrift aller seiner ungedruckten Sachen ein sehr erwünschtes Geschenk machte, doch dürfte sich diese Abschrift im Nachlaß der edlen Fürstin nicht mehr vorgefunden haben. Eben so wenig steht zu erwarten, daß die an Frau Babette Schultheß in Zürich gesandte Abschrift sich erhalten habe, da die an diese gerichteten Briefe schon im Jahre 1816 von ihr an die Betheiligten zurückgegeben oder verbrannt wurden, und ein ähnliches Schicksal dürfte die sonstigen Sendungen getroffen haben. Das bedeutendste uns über die erste Bearbeitung gebliebene Zeugniß findet sich in der Aeußerung des Dichters vom 21. Februar 1787, er müsse das Vorhandene ganz zerstören, es habe dieses zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton hätten mit seiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.

Wollen wir ein irgend zutreffendes Bild von der ersten Bearbeitung uns zu entwerfen versuchen, so müssen wir von der Betrachtung der unserm Dichter damals zu Gebote stehenden Quellen über Tasso's Leben ausgehn. Schon in frühester Jugend hatte Goethe Tasso's „befreites Jerusalem" in dem zu Leipzig fünf Jahre vor seiner Geburt herausgekommenen „Versuch einer poetischen Uebersetzung" von Johann Friedrich Koppen eifrig gelesen, welchen er in der schön ausgestatteten Büchersammlung seines diesem Dichter besonders zugeneigten Vaters fand (B. 23, 27. 92), und wir dürfen wohl dasjenige, was er den Wilhelm Meister von seinem jugendlich leichtfertigen Versuche einer dramatischen Aufführung der Geschichte des Tancred erzählen läßt (B. 16, 23 ff.), in seinen Hauptzügen unbedenklich auf Goethe selbst übertragen. Koppen hatte in der Vorrede zu seiner Uebersetzung einen kurzen Abriß von Tasso's Leben geliefert, wozu er besonders die bereits im Jahre 1600 geschriebene, aber erst 1621 zu Venedig aus den Papieren des Verfassers mit Zusätzen von Evangelista Deuchino

herausgegebene, dem Herzog von Urbino, dem hochherzigen Gönner Tasso's, gewidmete Vita di Torquato Tasso von Giovanni Battista Manso, Herr von Bisaccia und Pianca*), und des Abbé de Charnes größtentheils hieraus gezogene, zu Paris zuerst im Jahre 1690 namenlos erschienene Schrift: La vie du Tasse, Prince des Poëtes Italiens, benutzte. Auch Heinse folgte in seinem 1774 in J. G. Jacobi's „Iris" (I, 1, 33—78. 2, 3—52) mitgetheilten, etwas frei ausgeschmückten „Leben des Tasso" der Schrift von Manso als der einzigen guten Quelle. Unser Dichter dürfte sich bei jenen auszüglichen Lebensbeschreibungen nicht begnügt haben, sondern auf Manso selbst zurückgegangen sein.

Der Ritter Manso hatte den Tasso nach seiner Befreiung in Neapel kennen lernen, und in der innigst freundschaftlichen Verbindung mit ihm gestanden, ja ihn selbst längere Zeit bei sich bewirthet. Aus seinen hinterlassenen Schriften, besonders aber aus den Erzählungen Tasso's selbst hatte er manches entnommen, was freilich nicht immer als ungetrübte Wahrheit gelten kann. Von den Ereignissen zu Ferrara wußte er gerade nur aus dieser Quelle und aus der geschäftigen Sage, die seit der Gefangenschaft des Dichters und ganz besonders seit seinem Tode (1595) sich von Ferrara aus über Italien in den verschiedensten Fäden verbreitet hatte. Manso wählte die ihm wahrscheinlichste Gestalt der Sage aus, die er mit einzelnen Gedichten des Tasso in Uebereinstimmung zu bringen suchte; daß er selbst der Erfinder der von ihm wiedergegebenen Sage sei, scheint eine durchaus haltlose Vermuthung. Wie lange vor seinem Tode waren Tasso's lyrische Gedichte allgemein bekannt, und wie sollte, besonders bei einem so neuigkeitsgierigen Volke, wie die Italiäner, und bei dem tiefen Geheimnisse, welches über der traurigen Gefangenschaft eines seiner beliebtesten Dichter lag, nicht längst eine an jene Gedichte mehr oder weniger sich anlehnende, sie zu ihrem Zwecke, wenn auch gewaltthätig, ausdeutende Sage sich gebildet haben, ehe Manso das Leben seines vor fünf Jahren hingeschiedenen Freundes schrieb!

Den Urgrund von Tasso's späterer zeitweiliger Geisteskrankheit (einer frenesia oder eines delirio ipocondriaco), die nie zu eigentlicher Tollheit (pazzia) geworden, findet Manso in folgendem Ereigniß, das die Quelle aller seiner Leiden geworden sei, und das ohne Zweifel auch unserm Dichter bei der ersten Bearbeitung seinen eigentlichen dramatischen Stoff bot.

„Es stand Torquato", so erzählt Manso, „während seines Aufenthaltes am Hofe von Alphons in engster Freundschaft mit einem Edelmann aus Ferrara, der beständig am Herzoglichen Hofe verweilte, und durch den Glanz seiner Abkunft wie durch den Adel seiner Sitten ihm so ausgezeichnet, wie irgend ein anderer erschien. Diesem hatte er alle seine Angelegenheiten bis auf seine Gedanken mitgetheilt, und so hatte er ihm auch aus seiner Liebe (zu einer Dame des Herzoglichen Hofes) kein Geheimniß gemacht. Eines Tages nun erzählte

*) Eine zweite Ausgabe erschien daselbst 1624, eine dritte vermehrte und verbesserte zu Rom 1634. Einen Abdruck findet man auch in Rosini's großer Ausgabe des Tasso.

dieser, sei es aus angeborener Böswilligkeit oder aus Geschwätzigkeit, oder was sonst der Grund davon gewesen sein mag, einen besondern Umstand aus Torquato's Liebesgeheimnissen. Torquato erfuhr es, und stellte den Edelmann darüber zur Rede. Da dieser aber zu seiner Vertheidigung weder einen Beweggrund noch eine Entschuldigung vorbrachte, auch keine Reue noch Besserung ob des begangenen Verrathes zu erkennen gab, ward Torquato von gerechtem Zorne hingerissen, daß er ihm im Herzoglichen Saale mit der Hand einen Schlag in's Gesicht versetzte. Der Mißhandelte, der am Hofe den Degen zu ziehen nicht wagte, entfernte sich ruhig, ließ aber dem Torquato sofort eine Herausforderung vor das St. Leonhardsthor zugehn, um die ihm zugefügte Beleidigung zu vertreten. Ungern nahm Torquato die Herausforderung an. Beide kamen an dem bestimmten Orte zusammen, und nachdem sie den Degen gezogen, begannen sie die ärgsten Beschuldigungen gegen einander auszustoßen. Während nun der für beide gefährliche Streit also stand, liefen die drei Brüder des treulosen Freundes herbei, welche, da sie die Beleidigung, die jener erlitten, von wem sie ausgegangen, und wie sie sich begeben, auch den Ort des Zweikampfs erfahren hatten, alle drei bewaffnet kamen, um dem Bruder beizustehn. Da Torquato sie nahen sah, und die offenbare Gefahr, wie es bei tapferen Männern zu geschehn pflegt, seinen Muth hob, so hielt er so geschickt auf seinen Feind zu, daß er diesen stark verwundete. Hierdurch gereizt fielen alle übrigen Brüder ihn um so heftiger an, in der Absicht, ihn zu tödten; aber er vertheidigte sich mit solcher Tapferkeit gegen alle vier, daß er von ihnen nicht ermordet noch verwundet, ja nicht einmal einen Schritt zurückgetrieben wurde, vielmehr traf er einen andern und verwundete ihn. Als aber auf das Gerücht hiervon viel Volk sich versammelte, entfernten sie sich. Diese muthige That erfreute die Einwohner von Ferrara nicht weniger als sie dadurch in Staunen versetzt wurden, und Torquato galt von jetzt an als ein sowohl in den Studien und unter den Büchern wie unter den Waffen und im Kampfe gewandter Edelmann, woher man in Ferrara sprichwörtlich zu sagen pflegte:

Mit der Feder, mit dem Schwerte,
Keiner gleichet dem Torquato."

Nachdem Manso ein auf diesen Vorfall mit großer Willkür bezogenes Sonett angeführt, worin Tasso über die grausame Verletzung heiliger Treue und Liebe eines Freundes, welchem er sein ganzes Herz vertraut, sich in bittersten Klagen ergießt, zugleich aber erklärt, daß er den treulosen Freund, obgleich tief beleidigt, noch immer liebe und ihn, der ihn verwundet, mehr beklage, als die ihm beigebrachte Wunde, fährt er in seiner Erzählung also fort: „Die vier Brüder entwichen unterdessen, um nicht auf Befehl des Herzogs verhaftet zu werden, von Ferrara, entweder weil sie den Zorn von Alphons fürchteten, daß sie einen bei ihm so beliebten Edelmann herausgefordert, und nachher die Gesetze des Zweikampfs verletzt hatten, oder weil sie, im Bewußtsein, ihrer Ehre nicht Genüge geleistet zu haben, sich Zeit nehmen wollten, dies in Zukunft zu thun. Von Gerichts wegen wurden sie deshalb verbannt und ihre Güter eingezogen.

Torquato aber, der sich keines Vergehens schuldig noch zu irgend einer weitern Genugthuung verpflichtet fühlte, begab sich auf seine Zimmer, wo er nach dem Befehle seines Herrn festgehalten wurde, nicht zur Strafe, sondern um ihn, wie es hieß, gegen die Nachstellungen zu schützen, welche jene ihm bereiten könnten, wenn er in der Stadt umherginge, wo sie edle und mächtige Männer waren. Allein dieser nahm die von Alphons verfügte Maßregel mit einer von dessen Absicht weit abweichenden Empfindung auf, indem er sich inne gehalten und gleichsam gefangen sah, und da er des Glaubens war, der Herzog zürne auf ihn weit heftiger, als er eines solchen Streites wegen thun sollte, begann er bei sich zu überlegen, ob nicht etwas anderes als der dem Herzog bekannte Grund des Zweikampfes diesen in einen so heftigen Zorn versetzt habe. Weil nun das Geheimniß seiner Liebe von dem verrätherischen Freunde entdeckt war, diese aber, wie bemerkt, auf eine Dame des Herzoglichen Hofes selbst gerichtet war, so dünkte ihm die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, Alphons habe auf die Bosheit seiner Gegner mehr Zutrauen gesetzt, als auf die Reinheit seiner Absicht, und strafe ihn deshalb in seinem Zorne auf harte Weise. Und obgleich ihn gegen diesen Verdacht sein Gewissen und seine Treue sicher stellten, noch mehr aber das reife Urtheil und die Großherzigkeit dieses erhabenen Fürsten, welcher Tasso's Liebe nicht mißdeuten und sie nur für eine einfache Höflichkeit (compiacimento) reinster Gesinnung halten konnte, die man nicht übel nehmen dürfe, bei der großen und allgemeinen Freiheit, welche durch besondere Erlaubniß den in der Wissenschaft ausgezeichneten Männern eingeräumt werde, da diese als Philosophen in ihren Neigungen bloß die Schönheit der Seele verlangen, und als spekulative Köpfe sich in ihren Hoffnungen an abstrakten Dingen weiden, obgleich sie auch zuweilen als Dichter schreiben. Nichts desto weniger schlug dieser Gedanke so tiefe Wurzeln in Tasso's Seele, die, wie früher bemerkt, schon durch den Verlust seines Vermögens, durch den Tod seines Vaters, durch die Angriffe auf sein Gedicht und seine angeborene Schwermuth sehr gelitten, daß derselbe niemals ausgerottet werden konnte, sondern ihn sein ganzes künftiges Leben in beständiger Noth und Furcht hinbringen ließ, und ihn zu vielen Dingen verleitete, derentwegen er für verrückt gehalten wurde. Und daß er den Zorn, welchen nach seiner Ansicht der Herzog gegen ihn hegte, keiner andern Ursache als seiner Liebe Schuld gab, und daß diese zugleich so drückend für ihn war, daß, hätte der Herzog ihre Reinheit erkannt, er seiner aufrichtigen Treue den Schein jedes andern Fehlers verziehen haben würde, deutet er so schön in dem Sonette an: „Schon hat der mörderische Hund, schon hat Nemea's Unthier", welches er mit einem Anrufe an Asträa*) schließt.

„Als erstes Zeichen, daß er nicht bei Sinnen sei, betrachteten einige die Entfernung aus seinem freundlichen Gefängniß oder, wie sie es nannten, aus seiner väterlichen Aufsicht, worin ihn der Herzog klüglich aus der angeführten Rücksicht hielt. Er entfloh im Anfange des Herbstes des folgenden Jahres

*) Die Göttin der Gerechtigkeit. Vgl. Ovid. Met. I, 150.

(1577), und nahm, in einer Verkleidung, unter unbekanntem Namen, seinen Weg nach dem Hofe des Herzogs von Savoyen zu Turin, wie er selbst in seinem Gespräch „der Familienvater" erzählt: „Es war in der Jahrszeit, wo der Winzer den Wein aus reifen Trauben zu pressen pflegt, und man die Bäume an einigen Stellen der Früchte beraubt sieht, als ich in der Tracht eines unbekannten Reisenden u. s. w." Und kurz darauf fügt er hinzu: „Meinen Namen und Vornamen verschweige ich; er ist so unbekannt, daß, wenn ich ihn auch sagte, ihr doch nicht mehr noch weniger von meinen Zuständen wissen würdet. Ich fliehe vor dem Zorn eines Fürsten und des Glückes, und suche Zuflucht im Staate Savoyen."

Manso, der, ohne zu merken, wie lange er hiernach die Haft Tasso's dauern läßt, diese erste Flucht, welche am 20. Juni 1577 nach Neapel erfolgte, mit der zweiten vom Herbste 1578 verwechselt, erzählt auch die weitern Schicksale des unglücklichen Dichters, seine wiederholte Rückkehr und Flucht, seine Einsperrung in das St. Annenhospital, seine endliche Befreiung, seine mehrfachen Reisen, besonders zwischen Rom und Neapel, den Räuberanfall, die Vorbereitungen zu seiner Krönung auf dem Kapitol und seinen kurz vor derselben erfolgten Tod. Aber alles dieses konnte Goethe unmöglich zu seinem eine strenge dramatische Einheit fordernden Zwecke brauchen. Die Hauptsache war ihm die unbesonnen verrathene Liebe, der Tasso endlich mit blutendem Herzen auf immer entsagen muß. Die Art der Durchführung läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Wahrscheinlich entspann sich der Zweikampf gleich im Saale, zunächst durch eine verletzende Aeußerung des Höflings über seine Liebe zur Prinzessin veranlaßt; wie später Antonio, dürfte er sich höhnend über den von den Frauen ihm verehrten Kranz oder über seine an eine Leonore gerichteten Verse geäußert haben. Einen verrätherischen Freund des Tasso, wie ihn Manso bot, konnte Goethe kaum brauchen, aber auch die edlen Züge, welche er später seinem Antonio lieh, dürften jenem Tasso feindseligen Höfling fremd geblieben sein. Natürlich mußten die drei Brüder und ihr gemeiner Ueberfall ganz wegfallen. Den Namen des Antonio Montecatino wie manches andere auf ihn Bezügliche schöpfte Goethe aus einer beim ersten Entwurf noch nicht geöffneten Quelle.

Ueber Tasso's Liebe lag unserm Dichter folgender Bericht Manso's vor. „Um dieselbe Zeit (wo er das Schäferspiel „Amyntas" dichtete, im Jahre 1573) wurde Tasso von einer hohen und sehr vornehmen Liebe ergriffen, die, wenn man sie erfahren hätte, weit über seinen Stand hinauszugehn scheinen mußte, wie er selbst andeutet in diesem Sonette:

Weißt du von Phaethon's und Ikar's Wagen,
So weißt du auch, wie Wellen d e n umfingen,
Als er das Licht aus Osten wollte bringen
Und Sonnenstrahlen um die Stirne tragen,
Und d e n das Meer, als kühn er aufgeschlagen
Zu schnellem Flug die wachsgefügten Schwingen.
Ja, also geht's, wagt einer vorzudringen
Auf Himmelsbahnen, nur bekannt den Sagen.

Doch wem darf vor dem kühnsten Wagniß bangen,
Schirmt Amor ihn, der jegliches vollbringet,
Dem Erd' und Himmel sich geeinet haben?
Er ist es, der herab vom Himmel zwinget
Dianen, von der Erde Reiz umfangen,
Zum Himmel raubt des Ida schönen Knaben.*)

Deshalb war er ängstlich bedacht, diese vor allen geheim zu halten. Aber von jener glühenden Liebesleidenschaft und dem übermäßigen Verlangen, sie zu verheimlichen und, wie ein zweiter Ovid, tief in seiner Brust zu vergraben, kam der erste Unfall (Manso meint den Streit mit dem Edelmann von Ferrara), von dem seine folgenden Mißgeschicke eines nach dem andern sich herleiteten. Es ist wahr, daß er durch dieses sein Schweigen und Geheimhalten die Welt so geschickt über seine wirklichen Gedanken in Zweifel ließ, daß man weder in der ersten Zeit seiner Liebe, noch während seines folgenden Unglücks, noch später, als er demselben entgangen war, sie vollständig hat erfahren, wenigstens nicht zur Gewißheit hat gelangen können, welche Dame er so sehr geliebt habe."

Nachdem Manso mehrere Sonette angeführt, zum Beweise, daß Tasso's Geliebte Leonore geheißen, mit deren Namen der Dichter ein witziges Spiel treibt, fährt er fort: „Aber welche Dame jene von ihm geliebte Eleonore gewesen, ist schwierig und vielleicht unmöglich zu behaupten, da es zu jener Zeit in Ferrara viele Damen dieses Namens gab, die gemeint sein konnten. Dennoch wurden die genauesten Untersuchungen von Seiten der Neugierigen, und besonders der Hofleute, die aus eigener Neigung die Angelegenheiten anderer, und besonders der Verliebten, zu erfahren wünschen, ununterbrochen fortgesetzt, und Tasso's Gedanken sorgfältig beobachtet. In Bezug auf seine Liebe aber gingen die Ansichten in dreifacher Richtung auseinander, da zu jener Zeit sich drei Damen dieses Namens am Herzoglichen Hofe befanden, alle drei für sich durch Schönheit und Trefflichkeit ausgezeichnet, aber ihrem Stande und Wesen nach sehr verschieden. Einer meinte, Tasso liebe die eine, der andere, er liebe die andere von jenen drei Damen, und jeder führte für seine Ansicht beachtenswerthe Gründe und deutliche Zeichen an. Einige glaubten, die von ihm über jede andere geliebte und erhobene Dame sei Frau (Madama, als ehrende Bezeichnung) Leonore von Este, die Schwester des Herzogs Alphons, die, da sie niemals die Hoheit ihres Geistes irgend einem zu unterwerfen vermocht, und deshalb sich geweigert hatte, einen Gatten zu nehmen, unverheiratet in der Gesellschaft ihrer ältern Schwester Lucrezia geblieben war, welche auch, nachdem sie sich von ihrem Gatten, dem Herzog von Urbino, getrennt hatte, am Hofe des Herzogs Alphons verweilte. Zu dieser Annahme bestimmte sie die besondere Aufmerksamkeit und Ehrfurcht, welche er jener Hoheit immer bezeigt hatte, und der Schutz, den sie ihm fortwährend angedeihen ließ, auch in seinem spätern Mißgeschick. Man schloß nämlich aus ihrer außerordentlichen Schönheit und aus den seltenen

*) Vgl. Catull. 66, 5. 6. Hor. carm. III, 20, 15. 16.

Eigenschaften ihres Geistes, da sie an Weisheit, Großherzigkeit, Beständigkeit und Ehrbarkeit, wie auch an allgemeiner und mehr als mittelmäßiger Kenntniß der Wissenschaft und der edelsten Künste nach einstimmigem Urtheil nicht ihres Gleichen hatte, daß Tasso, der durch seine genaue Verbindung mit ihr von diesen glänzenden Eigenschaften die vollständigste Kunde hatte, von so lebhaftem Lichte angestrahlt, unmöglich die Augen seiner Erkenntniß anderswohin habe richten wollen oder können, noch auch folglich die Neigung seines Wollens anderswohin wenden gewollt oder gekonnt habe. Und zum Zeugniß dessen brachten sie die von Tasso auf Frau Leonore gedichteten Verse bei, worin man außer verdienten Lobsprüchen deutlich erkenne, daß die Verehrung seines Geistes viel zu groß und zu glühend sei, als daß die einfache Erkenntniß ihres Verdienstes oder die Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten sie habe eingeben können, vielmehr müsse sie außerdem an den Strahlen ihrer Schönheit sich entzündet haben, wenngleich in einer so reinen und edlen Flamme, daß sie ihm den Verstand erleuchte, dieser den Willen erhebe, ohne aber die Sinnlichkeit aufzuregen, wie man es von dem Liebhaber einer so erhabenen und göttlichen Prinzessin verlange. Ganz denselben Grund nennt Torquato in dem Sonett: „Nicht soll das schöne Antlitz je mir schwinden", welches er an einen Freund richtet, der ihn bei einem von vielen Damen besuchten Feste in eine andere verliebt machen wollte: es sei nicht möglich, sagt er, daß er je seine Augen auf eine andere irdische Schönheit wende, da alle übrigen ihm hinfällig und nichtig schienen in Vergleich der englischen und himmlischen Schönheit seiner Geliebten. Und daß diese keine andere als Frau Leonore von Este sei, lese man deutlich in dem Sonette, welches er während ihrer schweren Krankheit geschrieben, als die Aerzte ihr das Singen verboten hatten, und das beginnt:

Ach! grausam ist das Schicksal, das uns raubte,

und besonders in jenen Versen:

G'nügt's, daß mit Wonn' ihr Lächeln uns durchglühet,
Die Augen uns mit Himmelsluft durchdringen?

und noch ausführlicher in jener wundervollen Kanzone, welche er auf die Genesung der Frau Leonore von der eben genannten Krankheit dichtete:

Vor deinem Namen sich die Völker neigen,

in deren vierter Stanze er also spricht:

Und sicher damals, als in Himmelsreine
Sich deine Stirn mir zeigte, und mit Waffen
Ich Amor wandeln sah in erster Weile,
Hätt' Ehrfurcht da nicht plötzlich umgeschaffen
Und Staunen meine Brust zu kaltem Steine,
Ward diesem Herzen zwiefach Tod zu Theile.
Doch einen Rest der Glut noch und der Pfeile
Fühl' ich durch starren Marmor drinnen blitzen,
Und naht ein andrer je mit stolzem Wagen,
Des Schildes Wehr zu tragen
Verachtend, die mich gegen dich muß schützen,
Wird tiefe Wund' ihm schlagen

Der Pfeil, er sinkt, verbrannt von Sonnengluten,
Gleich Phaethon in deines Stromes Fluten.

Und dann am Schlusse der Kanzone:

Kanzone, wird der frohe Tag einst kommen,
Wo ich der schönen Augen Flammen wieder
Auflohen seh' und drinn die Welt verglimmen?
Daß ich in ihrem Flimmen,
Wie Gold, die Seele läutre, meine Lieder
Tönen gleich Vogelstimmen,
Da jetzt sie sind verachtet wenn nicht jene
Sie ehrt (le onora) mit ihres Namens heil'ger Schöne.

Und vielleicht noch deutlicher in jener andern Kanzone, welche er in vollster Eifersucht schrieb, als ein erhabener Fürst Frau Leonore vom Herzog zur Ehe begehrt hatte. Da Torquato nämlich in Furcht war, die Werbung könne Erfolg haben, so stellte er sich die gefürchtete Hochzeit im Geiste als gegenwärtig dar, und beklagte sich darüber wie über ein bereits eingetretenes Ereigniß, indem er beginnt:*)

Amor, du siehst es ohne Zorn und Reue,
Daß anderm Joch den Nacken sie (Madonna) gebogen.
So hast an jedem Recht du dich vergangen,
Daß mir ein andrer räubrisch hat entzogen
Den edlen, theuern Schatz! Und meine Treue
Welch wohlverdienten Lohn soll sie empfangen?
Und welche Gnade könnt' ich noch erlangen
Von deiner frevlen Hand, da alle Gabe
Im Nu du so verschwendet und vergossen,
Und weil in ein's verschlossen
Du alles, einer freut sich aller Habe?

Und so in der ganzen weitern Kanzone, aber besonders in der letzten Stanze:

Und ob von neuem Knoten sie (la mia donna) umschlungen,
Doch möge sie den alten Knoten ehren,
Den sie an mir nicht ungern einst empfunden,
Oder, wie sie ihn knüpfte, ihn zerstören,
Obwohl an ihm — so fest ist er gedrungen —
Nichts selbst die Hand vermag, die ihn gewunden.
Wuchs früher auch verborgen nur, gebunden,
Wie sie gewollt, ihr Nam' in meinem Sange,
Gleich edlem, üpp'ger Flur entsproßtem Reise,
Folg' ich jetzt eigner Weise,
Wenn sie vergönnt, daß sie mit lautem Sange
Mein schwacher Griffel preise,
Daß, karget Amor mir mit seinen Gaben,
Wohl alles werde von Apoll ich haben.

Daß er diese Furcht nur aus Eifersucht auf die Vermählung der Prinzessin Leonore gehegt, obgleich diese niemals einen Gatten nahm, schließt man aus jenem Sonett, wo er sie anredet:

---

*) Das Gedicht bezog sich nicht auf die Prinzessin, sondern auf eine andere von ihm verehrte Dame, Laura Peperara.

Erlauchte Jungfrau, junge Liebesseelen
Entzündet Schönheit,

und das er mit dem Verse schließt:

O sel'ger Bräut'gam ich, dem du dich schmückest!

Aber sie befreite ihn unverzüglich von dieser Furcht, da sie ihren feststehenden Entschluß erklärte, sich keinem Gatten unterwerfen zu wollen, woher Torquato's Muse, falls er die Prinzessin wirklich liebte, sich in Zukunft ohne den Verdacht der Eifersucht oder ihrer Entfernung vom Hofe der ehrbaren Gunst der hohen Dame, die ihn so sehr beschützte, zu erfreuen vermochte, wie er in folgendem Madrigal beweist:

Magst du, treulose Eifersucht, mit Gold auch
Und Edelstein dich schmücken,
Kannst du doch meine Freude nicht berücken u. s. w.

Einer solchen glücklichen Ruhe erfreute sich Torquato noch viele Jahre nachher, wie er es in jenem Sonett darstellt:

Ob auch oft Amor, hehre Frau (real donna), mir zeiget
Auf Jugendantlitz Rosen und Ligustern,
Vergess' ich nimmer doch, wie ich drei Lustern
Geschmachtet.

Er schrieb dieses Sonett an die Prinzessin Leonore, als ihre Schönheit schon zu verfallen begann*), um zu zeigen, daß, wenn auch in ihr die Blüthe jugendlichen Reizes zu verwelken drohe, doch in seiner Seele kein Funke der alten Flamme erloschen sei, da diese mehr am Lichte ihrer Tugend als am Glanze ihrer Schönheit sich entzündet."

Als zweite Leonore, in welcher man Tasso's Geliebte gesucht, nennt Manso die Gräfin San Vitale (so schreibt er den Namen), Tochter des Grafen von Sala, schon damals an Giulio Tiene, Graf, später Markese von Scandiano, vermählt, die zu jener Zeit am Hofe von Ferrara verweilte, und für eine der schönsten und trefflichsten Damen Italien's galt. „Mit dieser", erzählt Manso, „stand Torquato auf sehr vertrautem Fuße, woher diejenigen, welche der Ansicht waren, seine Gedanken hätten nicht so sehr sich erheben können, daß er sich als Liebhaber der Hoheit der Frau Leonore zu nahen gewagt, da sie bemerkten, daß diese dennoch sehr hoch gingen, zu der Ansicht kamen, diese gleichfalls hochgeborene Dame sei der Gegenstand seiner Liebe gewesen. Zur Bestätigung dieser Ansicht brachten sie andere Gedichte von Torquato selbst bei, besonders das Sonett:

O Herrin, welcher Lebenssaft denn oder
Welch süßer Himmelsthau,

worin er anmuthig mit ihrem Namen San Vitale spielt:

Wenn du nicht heilig (santa) bist und nicht unsterblich,
Lang lebend (vitale) nicht, doch Amor's Leben bist du,

und jenes andere, worin er mit vieler Kunst und vieler Wärme ihre Lippen preist:

---

*) Das Sonett ist zu Ferrara im Jahre 1580 gedichtet.

Der Lippe sieh, in Rosenroth gebadet,
Die weich und schwellend sich nach außen wendet,
Hat Amor's Kunst, glaub' ich, den Reiz gespendet,
Daß hinterlistig sie zum Küssen ladet.
Verliebte, daß euch glühe Gier nicht schadet,
Wagt nicht zu nahen!

und besonders in jenen Versen:

Ich, in der Liebe Schlingen schon gefangen
Zu andernmalen, kenne sie nun gründlich.

Und noch deutlicher in jenem andern Sonette, worin er die Gräfin selbst beschreibt, wenn sie sich im Spiegel schaute, und daß sie von ihrem Bilde nicht so lebhaft dargestellt werde, wie von ihrem vor kurzem geborenen Töchterchen:

Sieht Leonore sich vom Spiegel malen,
Ihr Lächeln süß, ihr hold, unsterblich Blicken,
Besiegt wird, nicht ermüdet Spiegels Nicken
Von heitern Angesichtes frohen Strahlen.

Dieselbe Aehnlichkeit stellte er vielleicht noch glücklicher in jenem andern Sonett dar, welches beginnt:

Kein Meister kann im Bilde deiner Augen
Und deiner Haare strahlend Gold erreichen u. s. w.

Eine nicht schwächere Liebesneigung gegen dieselbe Gräfin scheint er in jenem Sonett zu beweisen, worin er sie beschreibt, wie sie zum Maskenball ging, und welches beginnt:

O schönes Englein (Angioletta), wie ist jetzt dein Bildniß,
So schön, verhüllenswerth, dem Elfenbeine
An holder Glätte gleich,

und er fährt fort:

Und schön und mehr, wie ward von euch nicht jede
Besiegt!

Diese glühende Liebesneigung gegen die Gräfin schien ihnen nicht erdichtet sein zu können, woher er sie wirklich geliebt haben müsse."

Als dritte Leonore, die einige als Geliebte Tasso's bezeichnet, nennt Manso eine Kammerzofe der Prinzessin Leonore. Man führte hierfür zunächst das Sonett*) an:

Hör', Phyllis, wie es donnert! hör' das Gleiten
Gefrorner Dünste! wie sie niederjagen!
Was aber kann uns Jovis Thun verschlagen?
Freu'n hier wir uns, mag er im Himmel streiten!
Freu'n liebend uns, und jene Seligkeiten
Der Nacht erneu' ein glühend süßes Wagen!
Sein Donnern sei dem Volk ein Schreck! es tragen
Glück oder Zufall ihn nach andern Seiten.
Ein Thor ist und sich selber zur Beschwerde,
Wer hofft und fürchtet, harrend sich entgegen
Dem Uebel trägt, sein Wehe selbst beeilet.

*) Das Sonett ist im Gegensatz zu Hor. carm. I, 34. gedichtet.

Vergehe Welt! Nichts kann das Herz mir regen,
Als was zumeist Genuß und Lust ertheilet:
Denn werd' ich Erde, war ich ja auch Erde.

Unmöglich meinte man, könnte er eine von den beiden genannten erlauchten Damen geliebt haben, hätte er sich bei einer Kammerzofe so ganz beglückt gefunden. Einen Beweis seiner Liebe zu dieser Kammerzofe sah man denn auch in der schönen Kanzone, von welcher Manso nur den Anfang mittheilt:*)

Mit Liebesgöttern, Grazien ersehen,
Beglückte Maid, zu leisten
Dienstpflichten jener göttergleichen Frauen,
Da meine Blicke nimmer sich erdreisten,
Nach ihrem Glanz zu spähen,
Der Augen schöne Heitre und der Brauen,
Die Wunder anzuschauen,
Die, wann sie lächelt, hell erstrahlend prangen,
Was Brust und Antlitz Himmlisches mir zeigen:
Muß ich zu dir mich neigen,
An deinen wunderlieblich heitern Wangen
Mit sel'gen Blicken hangen.
Braun bist du, aber schöne
Gleich frischem Veilchen, deinen lieben Zügen
Entsprießet hold Vergnügen,
Daß ich der Dien'rin Herrschaft nicht verhöhne.

Tasso zeige hier, meint Manso, daß er zuerst in die Prinzessin verliebt gewesen, aber, da er ihrer Strenge und Hoheit wegen an der Erwerbung ihrer Liebe verzweifelt, habe er seine Neigung der Zofe zugewandt, ohne deshalb von der Liebe zu jener ganz abzulassen. Zum Beweise, daß Tasso alle drei Leonoren geliebt oder, obgleich er nur eine wirklich geliebt, sich in alle drei verliebt gestellt habe, dient Manso das Sonett:

Drei Frauen sah ich hehr in Schönheit ragen,
Verschieden, aber ähnlich doch sie schienen,
Als ob in jedem Zug, in allen Mienen
Natur: „Geschwister sind wir!" wollte sagen.
Wohl pries ich jede, doch ein süß Behagen
Fühlt' ich bei einer, liebend ihr zu dienen,
Muß zu den Sternen, Lieder seufzend ihnen,
Jetzt meine Glut und ihren Namen tragen.
Sie einzig wünsch' ich; was an ihr mich reizet,
Das reizt allein mich auch bei jenen beiden,
Daß wie vor Götzen hier ich Andacht übe.
Doch Bild und Wahrheit weiß ich kaum zu scheiden:
Süß ist der Irrthum, doch das Herz, es geizet,
Seufzt über frevlen Götzendienst der Liebe.

Aber dieses Sonett bezieht sich offenbar auf drei Schwestern, wie das ähnliche:

---

*) Diese Kanzone war, wie Serassi (I, 262 f. der Ausgabe vom Jahre 1790) bemerkt, an eine Dame der Gräfin Leonore Sanvitale, Namens Olympia, gerichtet.

„Zwei Frauen sah ich", auf die Prinzessinnen Lucrezia und Leonore. Zugleich mit jenem Sonett, meint Manso, sei auch das andere entstanden:

Sie fordert Liebe, aber strenges Schweigen
Legt sie als harten Zaum mir an,

wo er beschließe, das verlangte Stillschweigen zu bewahren; da es ihm aber schwer gehalten, seine Liebe so zu verheimlichen, daß auch kein Funke durchscheine, so habe er sich eine neue Vorsicht aufgelegt, indem er sich als Verehrer dreier Damen desselben Namens dargestellt. „Aber wer auch immer die Dame gewesen, die Tasso so geheimnißvoll geliebt", fährt Manso fort, „so viel steht fest, daß in jener Zeit und noch einige Jahre nachher seine Liebe sehr glücklich gewesen, und die Veranlassung geworden, daß sein Geist sich erhob und sein Stil sich milderte, der von Natur düster und rauh war." Nachdem er das letztere durch Stellen aus zwei Madrigalen belegt hat, beschließt er den betreffenden Abschnitt mit den Worten: „Und in denselben Jahren, die seine glücklichsten und heitersten waren, vollendete er sein befreites Jerusalem."

Nach seiner Flucht läßt Manso die Prinzessin durch dringende Briefe den Tasso zur Rückkehr an den Hof ihres Bruders auffordern, obgleich nach dem hierfür beigebrachten Briefe von Tasso selbst, jene nur ein deshalb vom Dichter an sie gerichtetes Schreiben beantwortete, ohne ihm ihren Schutz irgend zusichern zu können. Als bald nach seiner Rückkehr der Herzog durch die Feinde Tasso's gegen ihn eingenommen wurde, so daß er ihm die eifrigst verlangte Rückgabe seines Gedichts verweigerte, suchte er vergebens die Vermittlung der Prinzessin zu erlangen, zu welcher ihm jeder Zutritt verweigert ward.

Goethe nahm die Liebe Tasso's zur Prinzessin unbedingt an, und sie blieb nach seiner Darstellung auch nicht unerwiedert. Von Tasso's Seite gab er ihr einen leidenschaftlichen, dringenden Charakter, jene sinnliche Glut, zu welcher sein Verhältniß zu Frau von Stein oft gewaltig aufloderte, und die strengen Gränzen, in welche die Sitte ihn bannte, in wilder Gier zu durchbrechen sich anmaßte. Sein Ungestüm verrieth und vernichtete sein und der Prinzessin Glück. Von einzelnen Zügen Manso's dürfte der Dichter schon bei der ersten Bearbeitung die Bestimmung der Aerzte, welche der genesenden Prinzessin das Singen verboten, und Tasso's Furcht vor ihrer Vermählung (vgl. oben S. 45 f.) benutzt haben.

Wenn dem Dichter bei der Prinzessin Frau von Stein lebhaft vorschwebte, so dürfte ihm zu seiner ursprünglichen Leonore Sanvitale die in den Briefen an Frau von Stein mehrfach im Gegensatze zu dieser erwähnte „schöne Frau", die Branconi, gesessen haben, die er auf der Schweizerreise kennen gelernt und darauf in Weimar anderthalb Tag bewirthet hatte, die er auch noch später auf ihrer Burg zu Langenstein im Harze besuchte.*) Auch Lavater hatte er mit dieser

*) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 334 f. III, 98. 101.

reizenden Schönen bekannt zu machen gesucht.*) „Für die Schöne und dich", schreibt er diesem am 13. Oktober 1780, „ist mir's leid, daß ihr euch nicht gesehen habt. Es ist eine schöne Sache um's Sehen!" Erst in dem folgenden Januar besuchte Lavater sie zu Straßburg, und welch ein zärtliches Verhältniß sich hier entwickelte, zeigt ihre eigene Aeußerung in einem Briefe an den Züricher Propheten vom 22. Februar 1781: Quand je pense à toi, mon ame se confond avec la tienne, et je ne vis plus qu'en toi. O toi cheri pour la vie, l'ame de mon ame! Il y a quatre semaines, o souvenir! — Je t'envoye quelque chose qui te fera plaisir — je sais combien j'en ai quand je reçois quelque chose de toi. — Ton mouchoir, tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretières pour toi. — Toi qui sait surprendre si agréablement, toi source de tout amour. Tu seul peux porter le nom d'Infinito — senza pari. — Comment es tu avec la Escher? as tu été avec elle comme avec moi?? Adio, susta della mia vita! Man kann sich hieraus leicht eine Vorstellung machen, wie die schöne Frau sich zum Dichter des „Werther" stellte. Cagliostro, den Lavater gleichfalls zu Straßburg kennen lernte, verehrte der Branconi Lavater's Gipsbild, und er sprach sich ausführlich gegen sie aus, weshalb ihr Züricher Freund ihm nicht ganz gefallen habe. Goethe aber äußert am 18. März 1781 gegen Lavater: „Daß du meiner mit Branconi im Guten gedacht hast, erfreut mich. Das gewisse Andenken guter Menschen hat einen größern Einfluß auf unser Leben, Charakter und Schicksal, als man sonst den Sternen zuschreibt." Als der Freund im Sommer 1782 nach Offenbach reiste, wünschte unser Dichter, er möge ihm unter den vielen Menschen, die er auf dieser Reise sprechen werde, auch über die Art berichten, wie er die Branconi getroffen habe. Freilich stand Goethe zur Zeit, wo er den „Tasso" begann, auch mit anderen liebreizenden Damen in näherer Verbindung, besonders mit Korona Schröter, von der er, als er sie im März 1776 zu Leipzig singen hörte, an Frau von Stein schrieb, sie sei ein Engel, und hinzufügt: „Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug", mit dem Hoffräulein Adelhaide von Waldnern aus dem Elsaß**), womit, wenn wir nicht irren, Frau von Stein ihn zu verbinden bedacht war, mit der Gräfin von Werthern, der Frau von Werther und Karoline von Ilten: allein keine von allen diesen machte jenen so lebhaft anmuthigen und rein liebreizenden Eindruck auf ihn, mit welchem die Branconi ihn anstrahlte. Daß er nichts desto weniger auch einzelne Züge von den anderen genannten Frauen herübergenommen haben könne, bleibt dabei wohl bestehn; wissen wir ja, daß der Dichter seine idealen Gestalten

*) G. Kühne's Darstellung in der Erzählung „Sanct Lavatus und die Physiognomisten" (Morgenblatt 1844 Nr. 159 ff.) beruht auf reiner Erdichtung. Die Zeitverhältnisse sind verschoben und die Angaben über die Branconi und Cagliostro stehen mit der geschichtlichen Ueberlieferung in entschiedenem Widerspruch.

**) Vgl. Eckermann's Gespräche III, 291.

mit den von den verschiedensten Seiten hergenommenen Zügen der Wirklichkeit auszustatten pflegte, wie Zeuxis bei seiner Helena. Ein merkwürdiges Zeugniß hierfür bietet die Aeußerung in einem Briefe an Frau von Stein: „Meine Giovanna (in einem damals beabsichtigten Drama „der Falke") wird viel von Lili (seiner Frankfurter Geliebten) haben; Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen Deines Wesens drein gieße, nur so viel, als hinreicht zu tingiren." In der spätern Bearbeitung mögen andere Damen, die er in Italien kennen gelernt hatte, besonders die schöne Mailänderin (B. 24, 133 ff. 174 f. 254. 295 ff.) und die Herzogin Juliana Giovane, eine geborene Deutsche, eine Freiin von Mudersbach (B. 24, 32 ff.), auf die Schilderung Leonorens nicht ohne Einfluß geblieben sein, wie die Anschauung Italien's überhaupt auf die ganze Auffassung und den Ton des feinsten und vollendetesten aller Goethe'schen Werke bedeutend einwirken mußte.

Tasso war nach Manso im vollsten Besitze aller Tugenden. Seine Sitten und seine Tugenden bezeichnet er als ächt Sokratisch, nicht allein in Bezähmung der Sinnlichkeit und Unterdrückung leidenschaftlicher Aufwallungen, sondern auch in der Lenkung des Verstandes nach Anweisung der Klugheit, und der Abwägung des Wollens nach dem Maße der Gerechtigkeit. Nie, bemerkt er, habe sich seine Sanftmuth zum Zorn hinreißen lassen, als nur in dem oben erzählten Streite mit dem Edelmann von Ferrara, wo er nicht so wohl durch die Verletzung seines heilig anvertrauten Geheimnisses, als dadurch so sehr aufgeregt worden sei, daß es für seine Geliebte eine Schmach gewesen wäre, hätte er dies ohne verdiente Strafe hingehn lassen. Nie ging aus seiner Feder oder von seiner Zunge, weder im Scherze noch aus Geschwätzigkeit oder im Zorne, ein Wort hervor, was den andern hätte verkleinern, beschämen oder ihm Schaden zufügen können, weshalb ihn Manso als ein großes Beispiel den Dichtern seiner Zeit vorhält, die nicht angenehm unterhalten zu können glaubten, ohne übel zu sprechen. Auch seiner Bescheidenheit gedenkt er mit großem Lobe; sein eigenes Verdienst habe er mit der Heuwage, fremdes mit der Goldwage abgewogen. Im Essen war Tasso mäßig und durchaus nicht wählerisch; weniger mäßig zeigte er sich im Trinken, und er liebte besonders süße und würzige Weine, aber den Vorwurf, daß er ein starker Trinker gewesen, weist Manso als Verläumduug zurück. Daß er sich nicht habe zu übelschmeckender Arzenei entschließen können, findet sich bei Manso nicht, dagegen erwähnt er, daß er während seiner langen Krankheit einen Widerwillen gegen die vielerlei Arzeneien gefaßt, und behauptet habe, keine davon habe ihm genutzt, viele geschadet. Obgleich er sehr leutselig und in guter Gesellschaft heiter war, so liebte er doch die Einsamkeit, und mied oft längere Zeit allen Umgang — ein Zug, den Goethe wohl schon bei der ersten Bearbeitung benutzte. Tasso selbst klagt, wie Manso anführt, über den Trübsinn, der ihn gewaltig quäle, über starke Kopfschmerzen*) und dadurch herbeigeführte Schwäche des Gedächtnisses, wogegen die angewandten Mittel wenig helfen wollten. Falsche Einbildungen verfolgten ihn sehr häufig, ja er glaubte

*) Vgl. oben S. 3 Note.

zur Zeit seiner Gefangenschaft und später, er sei bezaubert, und bedürfe eher eines Teufelsbanners als eines Arztes. So schreibt er aus dem Hospitale von einem Kobold, der mit ihm sein böses Spiel treibe: „Der Spitzbube hat mir viele Scudi gestohlen, ich weiß nicht, wie viel, da ich keine Rechnung darüber führe, wie die Geizigen, aber es mögen vielleicht an zwanzig sein; er wirft mir die Bücher durcheinander, öffnet die Kasten, raubt mir die Schlüssel, so daß ich mich vor ihm nicht zu wahren weiß, und zu jeder Zeit, besonders aber in der Nacht. Ich weiß nicht, ob mein Uebel von Sinnverwirrung oder von etwas anderm kommt.“ Auch nach der Befreiung aus dem St. Annenhospital verfolgte ihn dieser Kobold noch immer. Von Tasso's späteren Erscheinungen erzählt Manso: „Zuweilen sprach er mit sich selbst allein, ein andermal lächelte er ohne irgend einen Grund, und oft hielt er den Blick so fest auf einen Ort gerichtet, daß er ihn lange Zeit nicht davon wegwandte, und er behauptete, er sehe dort einen Geist, in Jünglingsgestalt, sehr ähnlich derjenigen, die er selbst in dem Gespräche „Der Gesandte“ dem Geiste beilegt (mit dem er sich dort über die Pflicht des Gesandten unterredet).“ Nur gegen wenige, sehr vertraute Freunde sprach Tasso von diesem ihm erscheinenden Geiste. Manso berichtet in einem Briefe an einen hochgestellten Freund über Tasso's Verhalten während seines Aufenthaltes in der ihm zugehörenden Stadt Bisaccia, wo er ihn auf das freundlichste bewirthete: „Herr Torquato ist ein gewaltiger Jäger geworden, und überwindet die Rauheit der Jahrszeit und des Landes. Die schlimmen Tage und die Abende hören wir Stunden lang spielen und singen, und besonders gern vernimmt er die Improvisatoren, deren Gewandtheit im Versemachen er beneidet, da die Natur ihn hierin, wie er behauptet, stiefmütterlich bedacht habe. Zuweilen tanzen wir mit den Damen, woran er viel Vergnügen findet, aber meistentheils unterhalten wir uns am Kamine, und oft ist auf jenen Geist die Rede gefallen, dessen Erscheinung er behauptet. —— Da ich ihn davon abbringen wollte, habe ich ihm einigemal durch die gewichtigsten Gründe bewiesen, daß jene Erscheinungen nur Einbildungen seines durch Schwermuth getrübten Geistes sein können.“ Manso erzählt weiter, wie Tasso diese Gründe weitläufig zu widerlegen gesucht und damit geschlossen habe, daß er in vielen langen Unterredungen mit jenem Geiste Dinge vernommen habe, die er früher nie gehört oder gelesen, noch auch gewußt, daß ein anderer Mensch sie wisse, weshalb jene Gesichte keine tollen Einbildungen sein könnten, vielmehr für wirkliche Erscheinungen eines Geistes gelten müßten, der, aus welchem Grund es immer sein möge, ihm in sinnlicher Gestalt erscheine. „Da wir auf diese Weise mit einander stritten“, fährt Manso fort, „kam es dahin, daß er eines Tages zu mir sagte: „Da ich euch durch Gründe nicht überzeugen kann, so will ich euch durch die Erfahrung enttäuschen; ihr sollt mit euern eigenen Augen jenen Geist schauen, da ihr meinen Worten nicht glauben wollt.“ Ich nahm den Vorschlag an, und als wir am folgenden Tage ganz allein am Kamine saßen, wandte er seinen Blick gegen ein Fenster, und hielt ihn lange darauf gerichtet, ja er erwiederte gar nichts auf meine Ansprache, bis er endlich in die Worte ausbrach: „Sieh dort den freundlichen Geist, der aus

Artigkeit gekommen ist, sich mit mir zu unterhalten! Bewundert ihn und schaut die Wahrheit meiner Worte!" Ich richtete meine Augen unverwandt dorthin, allein, so sehr ich sie auch anstrengte, konnte ich nichts sehn als die Sonnenstrahlen, die durch die Glasscheiben in das Zimmer fielen. Während ich nun meine Augen umherblicken ließ und nichts bemerkte, hörte ich, wie Torquato in der bedeutendsten Unterhaltung mit irgend jemand begriffen war: denn obgleich ich keinen andern als ihn sah und hörte, so war es doch, da er bald etwas vorbrachte, bald erwiederte, wie wenn man zwei Personen in streng fortschreitender Unterredung über einen bedeutenden Gegenstand antrifft. — Und jene Unterredung war so erhaben und wunderbar durch die großen Dinge, welche sie enthielt, wie durch eine gewisse ungewohnte Art zu sprechen, daß ich, von meinem Staunen zurückgehalten und über mich selbst erhoben, es nicht wagte sie zu unterbrechen oder den Torquato über den Geist zu fragen, den er mir gezeigt hatte, ich aber nicht sah. Auf diese Weise horchte ich voll Staunen und Neugier eine gute Weile auf, ohne mich irgend bemerklich zu machen. Da der Geist sich endlich entfernte, wie ich aus Torquato's Worten abnahm, wandte er sich zu mir, und sprach: „Heute werden alle Zweifel aus deinem Geiste verscheucht sein." Worauf ich erwiederte: „Vielmehr sind dieselben verstärkt worden, da ich viele wunderbare Dinge gehört, aber keine von denjenigen gesehen habe, wodurch ihr mir meine Zweifel zu benehmen versprochen habt." Und er antwortete lächelnd: „Viel mehr hast du von jenem gesehen und gehört, als vielleicht . . ." Hier schwieg er, und da ich nicht wagte, ihn mit neuen Fragen zu belästigen, gaben wir diese Unterredung auf." Der Herausgeber fügt hinzu, Manso habe ihm später dieses und anderes mündlich mit vielen näheren Umständen erzählt, von denen einer, wenn er ihn mittheilen dürfte, von der einen Seite es noch zweifelhafter machen würde, ob diese Erscheinungen Gebilde seiner Einbildung gewesen oder er sie mit seinen leiblichen Augen gesehen habe, von der andern Seite dagegen würde sich als unzweifelhaft herausstellen, daß, wenn es ein wirklicher Geist gewesen, dieser nichts Böses habe sein können. Die von Serassi geäußerte Vermuthung, Manso habe wohl das ganze Gespräch Tasso's mit dem Geiste aus dem oben angeführten Gespräch „Der Gesandte" genommen oder wesentlich ausgeschmückt, dürfte dessen Wahrhaftigkeit um so mehr zu nahe treten, als diese Beschreibung sich in einem an einen hochstehenden Freund gerichteten Briefe findet.

Manche von den eben mitgetheilten Zügen finden sich im „Tasso", und waren wahrscheinlich auch schon bei der ersten Bearbeitung benutzt, oder sollten bei der Fortsetzung des im Plane vollständig vorschwebenden Stückes verwandt werden. Dasselbe gilt von demjenigen, was Manso von seiner Kleidung berichtet: „In seinem ganzen Verhalten war er äußerst bescheiden, besonders auch in seiner Kleidung, da er immer liebte, schon von frühester Jugend an, schwarze Kleider zu tragen, von einfachem Tuche, ohne Borden und sonstigen Schmuck und mit viel geringerm Aufwand, als seinem Adel und seinen Glücksverhältnissen zukam. Auch wollte er nie mehr als *ein* Kleid haben, dessen er sich immerfort bediente, und das er, wenn er es der Jahreszeit wegen, oder weil es abgetragen war,

abzulegen genöthigt, an die Armen gab und ein anderes nahm. Auch sein Weißzeug mußte gleichfalls einfach sein und ohne Schmuck von Stickerei und Spitzen, obgleich er es in großer Anzahl und ganz weiß zu haben wünschte, weil er bei allen seinen Kleidern nicht auf Glanz, aber auf Sauberkeit und Nettigkeit sah, und nur hierin allein zeigte er sich als Hofmann." Was Manso sonst von Tasso's äußerer Erscheinung bemerkt, dürfte Goethe bei der ersten Bearbeitung eben so wenig benutzt haben, als später, besonders gilt dieses von seiner Kurzsichtigkeit, womit der Dichter seinen Helden nicht entstellen durfte. Von Tasso's Schielen und der Schwerfälligkeit seiner Zunge schweigt Manso; auch auf diese Portraitähnlichkeit mußte der Dichter, dem diese Fehler bei der zweiten Bearbeitung aus anderer Quelle bekannt waren, natürlich verzichten.

Ueber die Art, wie der Dichter sich Tasso's Streit mit dem Hofmann ausgebildet, konnten wir uns oben S. 43 nur vermuthungsweise äußern; noch weniger läßt sich mit Bestimmtheit sagen, wie er sich ursprünglich die Entwicklung des Stückes gedacht, nur das dürfte nicht wohl zu bezweifeln stehn, daß Tasso am Schlusse seiner Liebe zur Prinzessin entsagen, und seine ideale Auffassung des Lebens der Anerkennung der nüchternen Wirklichkeit weichen mußte, die wir, da wir uns einmal ihr nicht entziehen können, möglichst ertragen und zu unsern höheren Zwecken verwenden sollen. Vielleicht sollte Leonore Sanvitale ihn in dieser Beziehung enttäuschen, ihn auch von seiner übertriebenen Furcht vor feindseligen Nachstellungen befreien, indem sie ihn lehrte, den Menschen nicht zu wenig und nicht zu viel zu trauen, die Welt zu nehmen, wie sie ist, ohne über jeden Mißstand gleich zu verzweifeln, in der wahren Liebe treuer Freunde und dem eigenen Bewußtsein redlichen Wirkens mit den von der Natur verliehenen Gaben das wahre Glück zu finden. Man erinnert sich hierbei unwillkürlich der schönen Verse, in denen sich im Anfange des Jahres 1778 des Dichters tiefstes Gefühl ergoß:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält,
Und mit dem genießt,
  Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.*)

Kaum dürfte der Dichter dem Höfling, den er einführte, eine ähnliche Stelle in der Entwicklung der Handlung zugewiesen haben, wie später dem aus einer bei der ersten Bearbeitung noch nicht eröffneten Quelle genommenen Antonio Montecatino. Einzelne Grundzüge zur Charakteristik desselben mochten Herder und Graf Görtz bieten. Vgl. oben S. 20 f. Den Herzog Alphons dachte sich Goethe unzweifelhaft schon bei der ersten Bearbeitung als einen von innigstem Wohl-

*) So lauteten die beiden letzten Strophen des seelenvoll tiefen Liedes „an den Mond" (B. 1, 80 f.) in der ursprünglichen Fassung.

wollen für den Dichter beseelten, seine Talente und den angeborenen Edelmuth seiner Seele höchlich schätzenden Fürsten, wobei ihm Karl August's, seines Fürstlichen Freundes, Beschützers und Herrn, großherziger Sinn zum Vorbild diente.

Hatte Manso die Liebe Tasso's zur Prinzessin nur als eine von vielen behauptete Möglichkeit angedeutet, derselben aber jeden sinnlichen Charakter benommen, wenn er auch den Dichter während seiner Gefangenschaft großentheils in dieser Liebe den Grund des vorausgesetzten Zornes des Herzogs suchen läßt, so sehen wir bald darauf die komische Dichtung sich des Sagenstoffes in ihrer Weise bemächtigen, und der Liebe zur Prinzessin einen sinnlichen Anstrich geben. Fünf Jahre nach dem Erscheinen der Manso'schen Lebensbeschreibung fällt die allegorische Komödie des Scipion Errico: Le rivolte di Parnasso, wo in der dritten Szene des dritten Aktes Cesare Caparoli den Dichter des „befreiten Jerusalem's" der Muse Kalliope vorstellt. Auf den Anruf Caparoli's: „Herr Torquato, nähert euch!" erwiedert dieser: „Hier bin ich, bereit mich der süßen Herrschaft einer so erhabenen Fürstin zu unterwerfen." Da aber Tasso zu nahe tritt, ruft jener: „Zurück, Bruder! denn du hast eine gewisse Eigenschaft, daß du dich gleich an's Küssen gibst." Viel weiter ging Girolamo Brusoni in seiner 1662 zu Venedig erschienenen Novelle: La Gondola a tre remi, der, um den Tasso, wie er sagt, von dem vom Pöbel der Litteraten ihm gemachten Vorwurf gemeiner Sinnlichkeit im Verhältnisse zur Prinzessin Leonore zu befreien, aus den auf die Liebe zur Prinzessin bezogenen Gedichten Tasso's einen ganzen Liebesroman in willkürlichster Weise zusammensetzt. Hierbei spielt eine ganz besondere Rolle ein Sonett Tasso's, welches beginnt:

Erst war es Euer Reiz, der mich besiegte,
Das Mitleid dann, da, als es Euch bewegte,
Die edle Brust sich so an meine schmiegte,
Daß sich kein neidisch Kleid dazwischen legte.

Brusoni erklärt diese Aeußerung dahin, der Kaiser habe um die Hand der Prinzessin gebeten, diese aber auf Veranlassung der oben S. 46 erwähnten Kanzone, worin Tasso seine Verzweiflung hierüber ausspricht, der Vermählung entsagt; um den Dichter zu beruhigen, sei ihm ein Kuß gewährt worden, der durch eine zufällige Verschiebung des Kleides jene höchst verdächtige Berührung auf ganz unschuldige Art herbeigeführt habe, und dies gerade sei das Geheimniß, welches Tasso nach Manso's Bericht dem falschen Freunde anvertraut, dessen Entdeckung den Haß des Herzogs hervorgerufen habe. Brusoni's Buch ward für so anstößig gehalten, daß es gleich nach seinem Erscheinen die Reihe der verbotenen Bücher vermehrte.

Fast siebzig Jahre später (1730) schrieb der gelehrte und würdige Bibliothekar und Archivar des Herzogs von Modena, Lodovico Antonio Muratori, im zweiten Theile seines wichtigen Werkes: Delle Antichità Estensi, im dreizehnten Abschnitt, er habe den Grund von Tasso's Einsperrung nicht auffinden können, ja aus einigen, in seinen Händen befindlichen Briefen Tasso's ergebe sich, daß dieser selbst die Veranlassung davon nicht genau gewußt, aber man werde nicht

fehl gehn, wenn man seine Ungnade seiner Schwermuth zuschreibe, die ihn zuweilen in einen fast ekstatischen Zustand versetzt habe. Wahrscheinlich habe eine solche heftige Bewegung seiner Schwermuth, verbunden mit einer glühenden Neigung gegen lebende Schönheiten von Ferrara, ihn zu irgend einem Ausbruch (eccesso) in Worten oder Thaten unwillkürlich hingerissen, welcher ihm den Unwillen des Herzogs zugezogen, der ihn, um ihn nicht zu verlieren, dem St. Annenhospital zur Heilung übergeben habe. Fünf Jahre nachher berichtete derselbe Muratori in einem über manche Punkte aus Tasso's Leben sich ausführlich erklärenden, in die vollständige Ausgabe von Tasso's Werken übergegangenen Brief an den rühmlichst bekannten Dichter und Geschichtschreiber, den Venetianer Apostolo Zeno, er habe in frühester Jugend vom Abbate Francesco Caretta aus Modena, einem Schüler des Dichters Tassoni (1565—1635), folgendes vernommen. Als Tasso eines Tages sich bei Hofe in Gegenwart des Herzogs Alphons und der beiden Prinzessinnen befunden, und sich Leonoren genähert habe, um auf eine ihrer Fragen zu antworten, sei er plötzlich von einer mehr als dichterischen Verzückung ergriffen worden, und habe der Prinzessin einen Kuß gegeben. Der Herzog, weise und gefaßt, wie er war, wandte sich zu den anwesenden Kavalieren mit den Worten: „Seht, welch schreckliches Unglück einem so großen Manne zugestoßen! er ist verrückt geworden." Um ihn einer schlimmern Behandlung zu entziehen, ließ er ihn dann in das St. Annenhosspital bringen, wo wirkliche Irre geheilt wurden. Sechs Jahre später finden wir in Francesco Xaverio Quadrio's Storia e Ragione d'ogni Poesia (II, 266) die Behauptung, Tasso habe sich verrückt gestellt, weil er den Zorn des Herzogs gefürchtet, der hinter das Geheimniß seiner Liebe gekommen sei, wobei zu bemerken, daß schon Manso aus Tasso's Briefen anführt, dieser habe sich während seiner Gefangenschaft zuweilen, um den Herzog für sich zu gewinnen und dessen Zorn wegen der ihm fälschlich zugeschriebenen Schuld zu mildern, als verrückt gestellt, aber er ist weit entfernt, diese angenommene Verrückheit als Grund der Einsperrung darzustellen. Quadrio hatte seine Angabe aus dem Munde eines der bedeutendsten Kenner des Tasso, des Girolamo Baruffaldi, der sich selbst bald darauf in seiner Abhandlung de poetis Ferrariensibus und deutlicher in seiner Storia di Ferrara in derselben Weise aussprach.

Dagegen erklärte sich auf das allerbestimmteste gegen alle diese Sagen von einem Liebesverhältnisse des Dichters zur Prinzessin als der Ursache seiner Einsperrung der gelehrteste und einsichtsvollste aller Italiänischen Litterarhistoriker, der berühmte Abbate Girolamo Tiraboschi, Bibliothekar des Herzogs von Modena, in seinem großen, zuerst in vierzehn Theilen vom Jahre 1772 bis 1783 zu Modena erschienenen Werke: Storia della Letteratura Italiana, wo er in der dritten Abtheilung des siebenten Bandes unter dem Abschnitt: Poesia Italiana Nro. XLVII von der Ursache von Tasso's Unglück handelt. Muratori's Erzählung betrachtet er mit Recht als eine schlechte Erfindung, da Tasso unmöglich — denn so toll sei er nie gewesen — sich in Gegenwart des Hofes eines solchen Wahnsinns habe schuldig machen können. Den Hauptgrund, weshalb Alphons

den Dichter habe einsperren lassen, findet er in seiner Geistesverwirrung, welche das Schlimmste habe fürchten lassen, wenn man keine Heilmittel dagegen ergreifen würde. Schon zweimal habe er sich vom Hofe entfernt, sei wild umhergeirrt und habe in vielen an seine Freunde wie auch an Fürsten geschriebenen Briefen die traurigste Seelenstörung verrathen, woher der Herzog es am zuträglichsten für die Ehre und das Wohl Tasso's gehalten, ihn zum Zwecke ärztlicher Heilung festzuhalten. Aber leider habe das in bester Absicht versuchte Heilmittel die Sache verschlimmert: Tasso habe sich für einen Gefangenen gehalten und tausenderlei Einbildungen hätten seinen Geist umnebelt; er habe sich schmähender Reden gegen die Fürsten oder der Untreue gegen den Herzog oder zu freier Liebesergüsse schuldig geglaubt; zugleich habe ihn der Schmerz niedergedrückt, seinen Feinden zum Opfer zu fallen; auch habe er gefürchtet, der Ketzerei verdächtig zu sein. Tiraboschi hatte zu seinem Zwecke die sämmtlichen handschriftlichen Quellen über die damalige Geschichte Ferrara's im Este'schen Archiv zu Modena durchforscht, ohne irgend eine Erwähnung Tasso's aufzufinden, und aus den gedruckten Geschichtswerken über Ferrara ergab sich ihm nur die lächerliche Erzählung Faustini's, Alphons habe den Dichter nur fest gehalten, um ihn von einer Fistel herstellen zu lassen. In einer Anmerkung fügt Tiraboschi hinzu: „Ich schmeichle mir, daß endlich der Vorhang gelüftet werden wird, der so lange Zeit hindurch die wahre Ursache von Tasso's Unglück verhüllt hat. Die zur Zeit dieses Mißgeschicks von ihm und von anderen geschriebenen Briefe, welche ich glücklicherweise im geheimen Herzoglichen Archiv aufgefunden habe, ergeben auf das deutlichste, daß die einzige Ursache, weshalb Alphons den unglücklichen Dichter in die Zellen von St. Anna einsperren ließ, der traurige Zustand gewesen, zu welchem seine Schwermuth fortgeschritten war, und daß, als er von seiner Flucht nach Ferrara zurückzukehren wünschte, der Herzog keine andere Bedingung stellte, als daß er sich heilen lasse. Viele andere, auf diese und andere Umstände von Tasso's Leben bezügliche treffliche Urkunden habe ich glücklich aufgefunden, und dem gelehrten Abbate Serassi (im Juni 1779) übersandt, der davon den besten Gebrauch in der Lebensbeschreibung dieses großen, aber unglücklichen Dichters machen wird, die er eben vorbereitet, und ich freue mich, meine Leser darauf verweisen zu können, da es mich zu weit abführen würde, wollte ich die Reihe der Thatsachen hier verfolgen, und die Papiere, die sie beurkunden, veröffentlichen." Auffallend ist es, daß Tiraboschi auf die von ihm selbst angeführten, seiner Einsperrung unmittelbar vorangehenden schmähenden Reden Tasso's gegen den Hof und seine Diener so wenig Gewicht legt, obgleich sie ohne Zweifel als nächste Veranlassung zu jener viel besprochenen, Mit- und Nachwelt aufregenden Maßregel des Herzogs dienten.

Die von Tiraboschi angekündigte Lebensbeschreibung erschien im Jahre 1785 zu Bergamo, dem Geburtsorte von Tasso's Vater, in zwei Bänden unter dem Titel: La Vita di Torquato Tasso scritta dall' Abate Pierantonio Serassi. Zu dieser, vielfache Irrthümer Manso's berichtigenden, den reichsten und tiefsten Blick in ein so wunderbares Dasein eröffnenden Schrift hatten die Archive von Modena,

Ferrara und Bergamo, die öffentlichen und Privatbibliotheken von Rom und dem größten Theil Italien's, dem Verfasser zu Gebote gestanden, und ihm war die Unterstützung so bedeutender Männer wie Tiraboschi zu Theil geworden. Serassi widmete sein Werk in einer Ansprache vom 13. April 1785 der Erzherzogin Maria Beatrice von Oestreich aus dem Hause Este, woraus aber keineswegs folgt, daß seine Darstellung absichtlich zu Gunsten des Herzoglichen Hofes gehalten sei, vielmehr führte ihn die unparteiische Untersuchung aller betreffenden Gedichte, Briefe, wie auch sonstiger Berichte und Urkunden zu einem Ergebnisse, das es ihm ganz unverfänglich, ja als eine Pflicht der Dankbarkeit erscheinen ließ, das vollendete Werk einem Sprossen des erlauchten Hauses Este zu weihen.

Serassi's Werk, worin wir auch die Darstellungen von Scipion Errico, Brusoni und Quadrio, so wie die angeführte Stelle aus Muratori's Brief mitgetheilt finden, scheint Goethe erst im Februar 1787 kennen gelernt zu haben (vgl. oben S. 28). Er widmete demselben die allergenaueste Betrachtung, und legte es seiner neuen Bearbeitung als Hauptquelle zu Grunde, wenn auch er manches beibehielt, was er beim ersten Entwurf aus Manso genommen hatte, und sich überhaupt um die geschichtliche Wahrheit wenig kümmerte, da es ihm nicht hierum, sondern um einen zu seinem Zwecke passenden dichterischen Stoff zu thun war, wozu er alle ihm dienlich scheinenden Einzelzüge benutzte. So hielt er denn an dem von Serassi in Abrede gestellten leidenschaftlichen Verhältniß zwischen Tasso und der Prinzessin fest, und benutzte die als Märchen zurückgewiesene von Muratori angeführte Sage (vgl. oben S. 57) zu der schönen Szene, wo Tasso vor Liebesseligkeit außer sich geräth, und der Prinzessin in die Arme fällt (V, 4). Serassi hatte besonders hervorgehoben, daß Tasso in einem viel vertrautern Verhältniß zur Herzogin von Urbino, Leonorens ältérer Schwester, als zu dieser selbst gestanden*), allein Goethe konnte dieses zu seinem Zwecke nicht gebrauchen, ja er durfte die Herzogin von Urbino nicht einmal unter den handelnden Personen auftreten lassen. Besonders wichtig wurden für Goethe die genauern Nachrichten, welche Serassi über Tasso's Gegner und Nebenbuhler am Hofe zu Ferrara bringt, vor allem über den Staatssekretär (primo segretario) Antonio Montecatino, dessen Namen nebst manchen Charakterzügen er nur aus ihm entnehmen konnte, da sie bei Manso nicht zu finden sind. Antonio Montecatino war nach Serassi, der seinetwegen besonders auf Tiraboschi's großes Werk verweist**), seit dem April 1568 Professor der Philosophie an der Uni-

---

*) Auffallen muß es dabei, daß in Tasso's letztem Willen, den er vor seiner Reise nach Frankreich aufsetzte, und seinem Freunde, dem Edelmann Ercole Rondinelli, übergab (von Serassi I, 171 f. mitgetheilt), sich die Schlußbemerkung findet: „Sollte in irgend einer Sache (in den von ihm getroffenen Verfügungen) sich ein Hinderniß erheben, so wird Herr Ercole zu der erlauchten Frau Leonore seine Zuflucht nehmen, welche, wie ich überzeugt bin, aus Liebe zu mir sich darin freigebig gegen ihn bezeigen wird."

**) Tiraboschi (VII, 2, 1, VIII) bemerkt, Alphons habe den Antonio Montecatino

versität zu Ferrara, wie ihn Tasso selbst nennt, einer der bedeutendsten Peripatetischen und Platonischen Philosophen. In den ersten Jahren seines Aufenthaltes am Herzoglichen Hofe hatte Tasso mit ihm auf freundlichstem Fuße gestanden, und so hatte er ihm auch bei dem Entwurfe der fünfzig auf die Liebe bezüglichen Sätze seinen Beistand angedeihen lassen, welche der junge Dichter, der Sitte der Zeit gemäß, im Jahre 1569 vor einem erlesenen Kreise gebildeter Damen und Edelleute drei Tage hindurch in öffentlicher Sitzung vertheidigte. Am meisten setzten dem Tasso bei diesem gelehrten Wortwechsel ein Edelmann von Lucca, Paolo Samminiato, und eine als Philosophin berühmte Dame, Orsina Bertolaja Cavaletti, zu, welche den Satz bestritt, der Mann liebe seiner Natur nach viel inniger und beständiger, als das Weib. Später wurde Montecatino, den Serassi als einen gelehrten und talentvollen, aber unruhigen und neidischen Mann bezeichnet, zum entschiedenen Feinde des Dichters, sei es der Gunst wegen, welcher sich dieser am Herzoglichen Hofe erfreute, oder um des Dichterruhms willen, den Tasso sich bald erwarb. Als Hauptgegner Tasso's wird der Dichter Giambattista Pigna dargestellt, der die Stelle des Staatssekretärs und Geschichtsschreibers am Herzoglichen Hofe bekleidete, nach Serassi ein Mann von großem Geiste, aber von verschlagenem, hinterlistigem und neidischem Sinne. Gleich in der ersten Zeit seiner Anwesenheit zu Ferrara hatte Tasso ihn in der Liebe zu einem jungen Hoffräulein, Lucrezia Bendidia, zum gefährlichsten Nebenbuhler, allein die Prinzessin Leonore wußte den Frieden mit dem mächtigen Günstling durch ein seltsames Mittel herzustellen, indem sie den jungen Dichter bestimmte, statt die Geliebte weiter zu verherrlichen, drei eben nicht bedeutende Kanzonen Pigna's auf jene Dame mit tiefsinnigen, die sinnliche Liebe mit der göttlichen vergleichenden Erläuterungen auszustatten, welche er der Prinzessin zueignete. In seinem „Amyntas" (1573) feierte Tasso den Staatssekretär, um seine Gewogenheit zu erhalten, unter der Person des Elpino, wogegen er ihn im „befreiten Jerusalem" bei seinem Alet, einem der beiden Gesandten des Aegyptischen Königs an Gottfried von Bouillon, vor Augen gehabt haben soll. Dort heißt es (II, 58):

---

mit bedeutenden Gesandtschaften und Verhandlungen betraut. 1579 komme er unter dem Titel segretario vor, und in demselben Jahre habe ihn der Herzog nach Rom gesandt. 1597 stehe er auf der Liste derjenigen, die ihrer Besoldung verlustig gegangen, 1599 sei er gestorben. Auch gedenkt er seiner Schriften über Plato und Aristoteles, so wie des großen Lobes seiner Gelehrsamkeit, Weisheit, wie auch jeder andern Tugend, welches ihm Francesco Patrizio in der Widmung des zweiten Bandes seiner Discussiones Peripateticae spendet. Der gleichfalls von Serassi angeführte Muratori berichtet im vierzehnten Abschnitt des oben angeführten Werkes, Montecatino habe sich in den Kirchenstaat zurückgezogen, und habe zu Rom, in Hoffnung auf große Belohnung, den Hof von Ferrara verrathen, es aber doch nicht weiter als zur Würde eines Päpstlichen Geheimkämmerers gebracht.

Der ein', Alet, bereit, sich schlau zu schmiegen,
Der, ob er auch von schmutz'gem Ursprung sei,
Doch zu der höchsten Reichswürd' aufgestiegen
Durch schmucke, feine Schmeichelrednerei,
Durch Geist zum Heucheln schnell, klug zum Betrügen,
Biegsame Sitt' und Kunst in vielerlei,
Schmied von Verläumdungen, die lieblich huld'gen
Dem Anschein nach, in Wahrheit hart beschuld'gen.

Goethe läßt den Tasso, in seiner leidenschaftlichen Verblendung, den Antonio Montecatino, der auch, wie Pigna dichtet, in ganz ähnlichem Lichte, wie dieser den Pigna und Alet, sehn. Als Pigna am 4. November 1575 während Tasso's Abwesenheit gestorben war, betraute der Herzog den Montecatino mit der erledigten Stelle des Staatssekretariates, worüber Tasso, der Mitte Januar 1576 nach Ferrara zurückkehrte, wenig erfreut war.*) „Es gefällt mir", schreibt er einige Monate später an einen Freund, „daß der Nachfolger des Verstorbenen auch Nachfolger im Uebelwollen gegen mich ist. Ich hoffe, seine Bosheit wird das Werkzeug meines Glückes sein, und ich werde ihm leichtes Spiel machen, ganz nach seinem Wunsche. Er wird lachen über meine Thorheit, und ich über seine getäuschte Weisheit." Schon früher hatte Tasso den Verdacht gehegt, man unterschlage seine Briefe; in schrecklichste Aufregung aber gerieth er über den Verrath eines Bekannten, den er in seinen Briefen mit dem Namen des aus Ariost bekannten Diebes Brunell bezeichnet. Diesem falschen Freunde hatte er, als er zu Ostern desselben Jahres Modena besuchte, auf sein Ansuchen die Schlüssel zu seinen Zimmern mit Ausnahme desjenigen anvertraut, worin sich seine Papiere und unter diesen die kritischen Briefe seiner Freunde über sein großes Gedicht befanden. Als er zurückkehrte, glaubte er zu bemerken, man habe auch dieses Zimmer geöffnet und seine Briefe durchwühlt, um die von den Freunden an seinem Gedicht gemachten Ausstellungen daraus zu entnehmen. „Das Lachen will mir nicht aus dem Schlunde", schreibt er am 7. Juni scherzend an einen Freund, „und hätte der Herzog mir nicht heute ein zwölf Maß (mastelli) haltendes Fäßchen köstlichen Weines geschenkt, das mir den Gaumen versüßt hat, so würde ich Galle und Aloe speien." Gegen denselben Freund äußert er in einem andern Briefe: „Von hundert Betrügereien habe ich Kunde, die Brunell mir angerichtet hat." Ein Diener des Grafen von Montesucoli hatte zur Nachtzeit jenen falschen Freund Tasso's mit einem Schlosser in dessen Zimmer gesehen, und der Schlosser gestand nachher, er sei an den Hof gerufen worden, um ein Zimmer zu öffnen, wozu man vorgeblich den Schlüssel verloren habe. „Dies

*) Nach Theodor Jacobi's Darstellung in dem weiter unten anzuführenden Aufsatz S. 90 wäre Montecatino kurz vorher von Rom zurückgekehrt, wo er dem Herzog den Titel Durchlaucht vom Papste erwirkt habe. Es ist mir nicht gelungen, eine Beglaubigung dieser Angabe zu finden, von der bei Serassi und Muratori keine Spur vorkommt; sie möchte wohl, wie einzelnes andere bei Jacobi, auf Irrthum beruhen, jedenfalls war die Sache Goethe unbekannt.

ist einer seiner Schelmenstreiche", berichtet Tasso, „aber es gibt noch viele andere nicht weniger hübsche, und ich glaube, daß sie von noch größerer Bedeutung sind, aber ich habe mich davon noch nicht überzeugen können." Serassi selbst bemerkt, es sei unzweifelhaft, daß sich am Herzoglichen Hofe zu Ferrara eine Art Verschwörung gegen den armen Tasso gebildet habe, deren Häupter Antonio Montecatino und Ascanio Giraldini gewesen; als Theilnehmer und Helfershelfer bezeichnet er Maddalò*), Francesco Patrizio, Claudio Bertazzolo, zu denen später auch Orazio Arioste, der Großneffe des berühmten Dichters, getreten. Aber diese Verschwörung war jedenfalls nur eine litterarische. Tasso spricht in einem Briefe von einem Schelmenstreiche, den ihm der Doktor Antonio ...., ohne Zweifel Antonio Montecatino, gespielt, und denselben versteht er, wenn er anderswo klagt: „Mein Gedicht ist von jenem Sophisten — Philosophen wollte ich sagen — getadelt worden, der schon viele Jahre lang Waffen gegen mich geschmiedet, und Gift gesammelt und halb Italien damit angesteckt hat, da es von allen zu derselben Zeit gegen mich ausgespieen wurde, und zwar waren es meist jene Bemerkungen, von denen er den einen Theil meinen Briefen entliehen, die er mit einem eines Philosophen würdigen Eifer zu öffnen und schließen gewohnt war, an denen er vielleicht auch das Siegel verfälscht, wie er die Philosophie bereits verfälscht hat, einen andern Theil verrieth ihm der Diener, den er von mir angenommen." In demselben Briefe heißt es, der Herzog habe endlich seine Unschuld und sein wahres Verdienst erkannt, und der Philosoph die gute Meinung eingebüßt, in welcher er bei diesem und bei der Herzogin (von Urbino) gestanden.

Als Tasso im Frühjahr 1578 nach der ersten Flucht wieder freundliche Aufnahme zu Ferrara fand, glaubte er, die ihm bezeigte Gunst des Hofes und der Prinzessinnen errege den größten Unwillen und nicht geringere Wuth bei dem ihm feindlichen „Philosophen", mit dessen Beschämung er Mitleid zu fühlen begann. „Deshalb suchte er ihn mit jeder Bezeigung von Höflichkeit und Verehrung aufrecht zu richten", erzählt Serassi, „und wahrlich, hätte er in ihm irgend eine Beziehung entgegenkommender Neigung gefunden, er würde ihm unzweifelhaft unter seinen Freunden und Geliebten die erste Stelle angewiesen haben." So findet sich auch für das Entgegenkommen Tasso's, das bei Goethe durch die Prinzessin veranlaßt wird, eine geschichtlicher Haltpunkt. „Aber mag Tasso nun nachgelassen haben, die Zuneigung des Herzogs mit tausend Aeußerungen der Ehrerbietung, Verehrung und fast Anbetung eifrigst zu gewinnen, oder es dem böswilligen Rathgeber gelungen sein, die gute Absicht zu vereitlen, welche der Fürst hatte, seine Bemühungen ihm reichlich zu vergelten, und durch eben so große Vortheile und Gunstbezeigungen ihm das Ungemach und die Mißachtung zu vergüten, die er durch fremde Schuld erlitten hatte: es schien dem Torquato, daß man anfange, wenig oder gar nichts auf ihn und seine

*) Nach einer Bemerkung Tiraboschi's in seiner zweiten Ausgabe ist der Notar Maddalò oder Medaglio de' Frecci zu verstehn.

Dichtungen zu geben, und man wünsche nur, er möge auf keinen Preis des Geistes noch auf irgend einen Ruhm in der Wissenschaft Anspruch machen, sondern in Lust und Vergnügen ein weichliches, üppiges und träges Leben führen, als Flüchtling vom Parnaß, vom Lyceum und von der Akademie zu der Herberge Epikur's übergehn. Dieser Gedanke eher von anderen als von diesem so guten Fürsten, da solcher, wie Tasso sagt, auf dieselbe Weise diesem angehörte, wie edlen Körpern Krankheiten, die nicht aus bösen Säften hervorgehen, sondern durch Ansteckung mitgetheilt sind, wurde unzweifelhaft von ihm erkannt, und er dadurch zu so gerechtem Zorn gereizt, daß er mehreremal mit offenem Gesicht und mit freier Zunge sagte, er wolle lieber der Diener eines ihm feindlichen Fürsten sein, als einer solchen unwürdigen Behandlung sich hingeben. Einer der Gründe, weshalb Torquato sich einbildete, dieses sei die Absicht des Herzogs Alphons, lag darin, daß er anderen erlaubt hatte, sich den Besitz seiner Gedichte anzumaßen, da sie doch noch nicht vollendet, noch vollständig und durchgesehen an's Licht getreten seien, und deshalb beklagt er sich in jenem langen an den Herzog von Urbino gerichteten Briefe, worin er dieses sein Schicksal ausführlich beschreibt, über einen Großen am Hofe (wahrscheinlich meint er den Markese Cornelio Bentivoglio), daß er seine Sachen in Besitz genommen, und er nennt dies eine Anmaßung und eine Gewaltthätigkeit, wie wohl zu keiner Zeit eine größere geschehen sei. Er sagt dann weiter von jener Einbildung des Herzogs, daß Seine Hoheit, da Sie erkenne, daß sein Verlangen nicht gerecht sei, und sich deshalb schäme, es dem Tasso durch Worte kund zu geben, es durch Zeichen zu thun suche, denen er nicht weniger als seinen Befehlen zu gehorchen gewohnt sei. Und wenn er selbst sich anstrenge, die Sache von Zeichen zu Worten zu bringen, gelinge es ihm nicht, da seine Worte nicht erwiedert würden, als durch leere Worte und böse Thaten. Und da die Zeichen von Seiten des Hofes unaufhörlich fortdauerten, suchte er bei der Herzogin von Urbino und bei Frau Leonore Gehör zu erlangen: aber immer war ihm der Weg zu ihnen verschlossen, und mehreremale ward er von den Thürhütern ohne Grund und Veranlassung vom Eintritt in ihre Zimmer abgehalten. Er wollte Seine Hoheit sprechen, aber vernahm, daß Dieselbe ihn in dieser Angelegenheit nicht hören wollte; er redete davon auch mit seinem Beichtvater, aber vergebens. Da er also, sagt er, nicht länger leben gekonnt, in beständiger Qual, wo kein Trost in Wort oder That das Unglück seines Zustandes gemildert, sei zuletzt seine unendliche Geduld gerissen; er habe also seine Bücher und Papiere zurückgelassen und sei nach einer mit unglücklicher Beharrlichkeit dreizehn Jahre hindurch fortgesetzten Dienstzeit, wie ein zweiter Bias, fortgereist, um anderswo unter dem Schutze irgend eines andern Fürsten eine sichere Zufluchtsstätte und einen bessern Hafen für seinen unglücklichen Schiffbruch zu suchen." Serassi gibt zu, daß manches, was Tasso behaupte, nur auf Einbildung beruhe, und daß er durch seine Weigerung, sich einer gehörigen ärztlichen Kur zu unterwerfen, den Herzog beleidigt habe, wie man denn auch wisse, daß er gerade in jener Zeit sich im Essen und im Trinken verschiedene Unordnungen habe zu Schulden kommen

lassen: aber Alphons hätte ihm jedenfalls seine Papiere zurückgeben müssen, da man einem Gelehrten keinen größern Schimpf anthun und ihn nicht ärger verletzen könne, als wenn man seine Geisteswerke ihm vorenthalte. Auch habe gerade dieses am bittersten Tasso's Seele getroffen. Offenbar haben wir hier das Vorbild zu dem Vorwurfe, den Tasso in der letzten Szene dem Antonio macht, er stehe an der Spitze einer Verschwörung, die sein Lied ihm zurückhalte, und ihn hindere, dasselbe zu vollenden, die, eifersüchtig auf seinen Ruhm, ihn zum Müssigang gewöhnen wolle, damit er der Dichtkunst ganz absterbe. Auch des Herzogs Mahnung (V, 2), er solle, ehe er an die Feile des Gedichts gehe, erst eine kurze Zeit der freien Welt genießen, sich zerstreuen, sein Blut durch eine Kur verbessern (lasciarsi purgare per umore)*), hat hier seine Quelle.

Leicht versöhnlich, wie er war, suchte Tasso später — so erzählt Serassi an einer andern Stelle, II, 277 — den Montecatino, als dieser die Gunst des Hofes verloren hatte, über sein Mißgeschick zu trösten, und er schenkte ihm wieder seine Freundschaft, als der gefallene Günstling ihm einen Beweis seiner Achtung durch Uebersendung einer eben von ihm herausgegebenen Schrift lieferte. So fand also Goethe auch bereits die Versöhnung mit Antonio in seiner Quelle vor; aber wie vortrefflich hat er diese gewendet! Serassi selbst erklärt sich gegen diejenigen, welche die Verfolgungen des Dichters für bloße Einbildungen hielten. „Der Herzog wußte nicht", bemerkt er (II, 9), „um die Nachstellungen und die nichtswürdigen Streiche, welche er am Hofe von Uebelwollenden und Neidern seines Ruhmes erdulden mußte, oder er glaubte nicht daran. Aber fürwahr, wenn Unterschlagung und Eröffnung von Briefen, Bestechung der Diener, Erbrechen der Zimmerthüre, Nachmachen des Schlüssels zum Kästchen, worin man besonders werthe Papiere aufbewahrt, und Verdächtigung bei den vertrautesten und zugeneigtesten Personen vermittelst böser Kunstgriffe keine Verfolgungen sind, so weiß ich nicht, was anders diesen Namen erhalten soll, besonders für einen Gelehrten von schwermüthiger Anlage und einer so mächtigen Einbildungskraft, wie wir sie bei ihm finden." Trotzdem konnte Goethe zu seinem Zwecke diese Verfolgungen nur als Einbildungen des Dichters gelten lassen.

In einer S. 62 angeführten Briefstelle äußert sich Tasso sehr unwillig darüber, daß Montecatino einen seiner Diener angenommen habe. Der Verdacht, daß man seine Diener bestehe, wodurch es ihm ganz unmöglich werde, irgend eine Schrift oder sonst etwas geheim zu halten, veranlaßte ihn, einen auswärtigen Freund mit der Bitte anzugehn, ihm doch von außen einen Diener zu verschaffen, auf dessen Treue er rechnen könne. Daneben quälte ihn die Furcht, er sei irrgläubiger Meinungen wegen der Inquisition verfallen, bei welcher ihn sein Feind Asconio Giraldini verklagt habe, und alle gegentheiligen Versicherungen der Inquisitoren zu Bologna und Ferrara, bei welchen er sich deshalb stellte, waren nicht im Stande, ihn von dieser drückenden Last zu befreien. Konnte

*) Dieser Punkt kehrt häufig wieder. Vgl. Serassi I, 279. 284. II, 9. 28.

Goethe diesen Zug nicht benutzen, so nahm er dagegen die den Dichter stets peinigende Angst vor Dolch und Gift sehr geschickt auf, die Tasso's Einbildung so erhitzte, daß er keine Rast fand, von nichts anderm sprach, auf keinerlei Weise beruhigt und vom Gegentheil überzeugt werden konnte. Alle Mittel, welche der Herzog, die Prinzessin Leonore und besonders die nach Ferrara zurückgekehrte Herzogin von Urbino dagegen versuchten, blieben ohne Wirkung. Eines Abends — es war im Juni 1577 — zog er in den Zimmern der Herzogin von Urbino gegen einen ihm zufällig verdächtig gewordenen Diener derselben einen Dolch, wodurch man sich genöthigt sah, ihn zu verhaften und in bestimmte Zimmer des Palasthofes einzusperren. Man griff hierzu um so rascher, als man dadurch einem größern Uebel vorbeugen wollte, mehr in der Absicht, ihn von seinen krankhaften Einbildungen durch ärztliche Hülfe zu heilen, als ihn für jenen Angriff zu strafen. Aber Tasso wurde durch diese aus reiner väterlichen Vorsorge über ihn verhängte Maßregel sehr niedergeschlagen, so daß er durch den Schatzmeister Guido Coccapani dem Herzog einen Brief überreichen ließ, worin er auf die rührendste Weise um Mitleid mit seiner Lage und um Verzeihung bat, indem er die Schuld auf einen sonstigen Fehler und auf sein Mißgeschick schob. Vergebens wollte Coccapani ihn bestimmen, seinen Brief zurückzunehmen, da der Herzog seiner Treue ganz versichert sei, und nur zu seinem eigenen Besten diese Maßregel ergriffen habe. In ähnlicher Weise muß Goethe's Antonio dem Herzog den Wunsch Tasso's mittheilen, auf einige Zeit nach Rom zu gehn. Da Coccapani bei Uebersendung des Briefes dem Herzog schrieb, Tasso werde, halte man ihn länger gefangen, in Verzweiflung fallen, er sei aber bereit, sich der Heilung und jedem Befehle zu unterwerfen, wenn man ihn auf seine Zimmer bringe, so ging Alphons gern hierauf ein; er ließ ihn auf seine Zimmer zurück, wo er bewacht, von den tüchtigsten Aerzten einer sorgfältigen Heilung unterworfen und von seinen eigenen Leuten bedient wurde. Auch schien Tasso's Zustand anfangs sich wirklich zu bessern, so daß der Herzog, um seine Genesung zu beschleunigen, ihn auf einige Zeit mit sich nach seinem Sommersitze Belriguardo führte, nachdem er ihn vorher bestimmt hatte, sich dem Inquisitor zu Ferrara zu stellen, der sich bald überzeugte, daß der Dichter des „befreiten Jerusalems" ein rechtgläubiger Katholik sei. An einer andern Stelle bemerkt Serassi (I, 230), Alphons habe den Tasso immerfort bei sich zu Belriguardo zu haben gewünscht, wohin er häufig mit seinen beliebtesten Hofleuten zum Vergnügen gegangen sei. „Belriguardo war ein großer und sehr angenehmer Landsitz", fährt Serassi fort, „wo der Herzog sich besonders den Sommer über aufzuhalten pflegte, um der übermäßigen Hitze der Stadt zu entgehn. Es befand sich daselbst auch ein wahrhaft Königlicher Palast mit Galerien und Hallen und mit Sälen von wunderbarer Größe; man hatte dort die herrlichsten Gärten, überreich an Früchten aller Art und lieblich durchrauscht vom Wasser des Po, welches Seine Hoheit hierher hatte leiten lassen; auch befand sich daselbst ein köstlicher Teich mit einer Menge Fische, und da das Wasser völlig rein war, diente er ganz bequem zum Schwimmen, weil die ihn umgebenden Pappeln zu jeder Zeit reichen Schatten boten."

Hier haben wir offenbar die Veranlassung, weshalb Goethe das Stück nach Belriguardo verlegt; im ersten Entwurf spielte es ohne Zweifel zu Ferrara selbst. Wie der Herzog den Dichter mit sich nach Belriguardo nahm, so hatte ihn die Prinzessin Leonore, wie Serassi (I, 262) berichtet, früher einmal auf eilf Tage mit sich nach Consandoli geführt, einem sehr anmuthigen Orte, achtzehn Meilen von Ferrara entfernt, wo er „in der Gesellschaft dieser weisen und liebenswürdigen Prinzessin einige Tage heiter verbrachte, an der Aussicht auf den Po und der Anmuth der Felder, nicht allein an der Pracht des mit Königlichem Aufwand von den alten Fürsten von Este aufgebauten Palastes sich erfreuend." Auch bei Goethe wird Consandoli als freundlicher Lustort zweimal erwähnt.

Leider kehrte während des diesmaligen Aufenthaltes Tasso's zu Belriguardo seine Furcht vor der Inquisition zurück; seine Lossprechung schien ihm ungültig, weil man dabei nicht den vorgeschriebenen Gang genau eingehalten habe; auch ängstigte ihn der Gedanke, der Herzog Alphons sei nicht ganz versöhnt, wie er sich stelle, sondern er zürne ihm wegen seiner freundlichen Verbindung mit dem Herzog von Toscana, da er sich in Unterhandlungen wegen des Eintrittes in dessen Dienste eingelassen hatte, obgleich Alphons ihm noch vor der Abreise nach Belriguardo versichert hatte, er verzeihe ihm von ganzem Herzen, was er irgend gegen seine Dienstpflicht verschuldet haben könne. Da die Klagen des von den unglücklichsten Einbildungen gequälten Dichters sich immer heftiger wiederholten, und er den Wunsch äußerte, sich in das Franziskanerkloster zu Ferrara zu begeben, so veranlaßte der Herzog die Sendung von zwei zu seiner Beruhigung geigneten Brüdern, um ihn nach jenem Kloster zu bringen, worin er schon früher einige Tage zu größter Befriedigung verlebt hatte. An demselben Tage, an welchem er das Kloster bezog, schrieb er Briefe an die Kardinäle der Inquisition und andere Freunde zu Rom, um den Herzog durch diese zu bestimmen, ihn dorthin zu senden, wo er sich der höchsten Inquisitionsbehörde stellen müsse. Nur mit Widerwillen fügte er sich den ärztlichen Bestimmungen, da er auf der einen Seite meinte, er bedürfe keiner derartigen Heilmittel, anderntheils in Angst schwebte, man wolle ihn vergiften. Den Herzog bestürmte er immerfort mit Briefen und Sendungen, worin er, außer seinem dringenden Verlangen nach einer genauen Untersuchung und Vertheidigung vor der Inquisition, besonders hervorhob, daß seine Feinde ihn durch seine mit Florenz angeknüpften Unterhandlungen in die Enge zu treiben gesucht, um ihre Betrügereien auf diese Weise besser zu verdecken, und den Herzog zu bestimmen, ihm für immer seinen Schutz zu entziehen. In einem dieser die traurigste Geistesstörung bekundenden Briefe heißt es: „Die Frau Herzogin (von Urbino) weiß, daß ich dieses viel früher vorausgesehen, und ich gerade an dem Abend, wo ich verhaftet wurde, mit ihr davon gesprochen habe; aber es ist nicht nöthig, davon zu sprechen, da die unendliche Güte Eurer Hoheit mir mein Vergehen verziehen hat. — Ich will noch sagen, wie ich erfahren, daß meine Verfolger dem Herzog von Florenz zu wissen gethan, ich habe Eurer Hoheit einen Theil der mit ihm stattgehabten Unterhandlungen entdeckt, wodurch dieser Herr zu gewaltigem Zorn gegen mich aufgeregt worden. Aber Eure Hoheit

weiß vielleicht nicht, weshalb ich diese Dinge anführe; ich erkläre mich deshalb. Ich gestehe, daß ich meiner Vergehen wegen Strafe verdient habe, und danke Eurer Hoheit, daß Sie mich davon lossspricht; ich bekenne, daß ich mich von meiner Schwermuth heilen lassen muß, und ich danke Eurer Hoheit, daß Sie mich heilen läßt: aber ich bin gewiß, daß ich in vielen Dingen kein Schwarzseher (umorista) bin, und daß Eure Hoheit es ist (ich bitte, mir dieses Wort zu verzeihen), so weit es ein Fürst der Welt sein kann (quanto possa esser Principe del mondo). Sie glauben nicht, daß ich in Ihrem Dienste Verfolger gehabt, und ich habe die grausamsten und mörderlichsten gehabt. Sie glauben mich von der Inquisition befreit zu haben, und ich bin darin nur mehr verwickelt." Nachdem er in Bezug auf diesen letztern Punkt seinen Wunsch ausgesprochen, fährt er fort: „Diese Gnade verweigern Sie mir nicht, gerechtester Fürst, in dieser meiner äußersten Schwermuth; Sie müssen mir dieselbe eben sowohl Ihret- als meinetwegen gestatten. Und wenn ich weiß, daß Sie mir diese gewähren, so werde ich mich nicht allein willig, sondern mit freudigstem Herzen heilen lassen, da ich es in jeder Weise für nöthig halte, mich heilen zu lassen, weil ich wohl einsehe, daß mein Verdacht gegen Eure Hoheit und die öffentliche Aeußerung bloßen Verdachtes eine Heilung fordernde Thorheit ist: allein in anderen Dingen, gütigster Fürst, glauben Sie mir bei den Eingeweiden Christi, daß Sie die Wahrheit treffen werden, wenn Sie glauben, daß ich nicht so sehr ein Narr bin, als Sie getäuscht sind. Von jetzt an werde ich, wenn ich zu irgend jemand spreche, allen gestehn, ich sehe deutlich ein, daß ich mich meiner Schwermuth wegen heilen lassen muß." In einer Nachschrift fügt er hinzu: „Ich bitte Eure Hoheit mir zu gestatten, daß ich nur einen Brief an die Frau Herzogin (von Urbino) schreiben kann, der Ihnen von ihr gezeigt werden wird, und Sie werden sehn, daß ich nicht von Verdacht des Todes sprechen, noch Verwünschungen ausstoßen, sondern bloß von etwas anderm reden werde, und ich küsse Eurer Hoheit die Hände." Dieser Brief schient Goethe bei dem Selbstgespräch Tasso's im dritten Auftritt des vierten Aufzuges vorgeschwebt zu haben. Bemerkenswerth ist, daß Tasso sich hier nicht an die Prinzessin Leonore, sondern an die Herzogin von Urbino wendet, wie er überhaupt von der Verwendung dieser mehr erwartete und ihr mehr vertraute, als jener — ein Zug, den Goethe gleichfalls auf seine Weise benutzt hat, wenn er die Prinzessin sagen läßt, sie könne nicht, wie ihre Schwester, für sich und die Ihren etwas vom Bruder erbitten (III, 2). Vgl. oben S. 59. Auch den ebendort hervorgehobenen Umstand, daß Leonore den Tasso, seit ihr die Erbschaft der Mutter zugefallen ist, damit zu unterstützen gedenkt, hat Goethe aus der Wirklichkeit herübergenommen. Serassi führt nämlich aus einem Briefe Tasso's vom Jahre 1575 die Aeußerung an: „Gestern erhielt ich einen langen Brief von der Herzogin von Urbino, worin sie sich erbietet, ihren ganzen Einfluß, den sie beim Bruder besitze, für mich zu verwenden, obgleich ich sie darum nicht ersucht habe. Frau Leonore hat mir heute ohne alle Veranlassung gesagt, daß sie sich bis heute in wenig glänzenden Verhältnissen befunden, daß sie aber jetzt, wo diese sich durch die Erbschaft ihrer (wenige Monate vorher gestorbenen) Mutter

zu bessern begonnen, mich unterstützen wolle. Ich fordere nichts, noch werde ich etwas fordern, weder sie noch den Herzog mahnen; thuen sie es, so werde ich jeder kleinen Gunst mich freuen und sie gern annehmen."

Die wunderlichen Ausdrücke im oben angeführten Briefe mögen den Herzog bestimmt haben, dem Tasso strenge zu verbieten, an ihn und an die Herzogin von Urbino zu schreiben, wodurch dieser natürlich in schrecklichste Aufregung versetzt, sein Verdacht und seine Noth übermäßig gesteigert wurde. „Daher ist es nicht zu verwundern", mit diesen Worten schließt Serassi das zweite Buch seiner Lebensbeschreibung, „daß er einen günstigen Augenblick, wo man ihn allein gelassen hatte, benutzte, um durch die Flucht (aus dem Kloster), wie er wirklich that, seine eigene Sicherheit zu gewinnen."

Manso gibt, wie wir oben sahen, eine ganz andere Veranlassung zu Tasso's erster Flucht an, seine Verhaftung nach dem Streite mit dem Edelmanne. Auch Serassi gedenkt des letztern Vorfalls, stellt diesen aber, gestützt auf einen Brief von Tasso selbst, in ganz anderer Weise dar (I, 265 ff.). Durch verschiedene Anzeichen, erzählt er, war Tasso zur Kenntniß einer Verrätherei gekommen, welche sich ein falscher Freund in einer bedenklichen Sache gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen. Als er diesen eines Tages im Hofe des Palastes trifft, stellt er ihn freundschaftlich zur Rede, indem er ihn auf gute Weise zur Erkenntniß seines Fehlers und zur Vergütung des argen Schadens zu bringen sucht, den er durch seine unbesonnenen und verläumderischen Reden verursacht haben könne. Dieser aber, statt sich zu entschuldigen oder wenigstens, falls er unschuldig war, seine Rechtfertigung zu versuchen, erwiedert ihm mit großer Grobheit, ja er geht so weit, ihn auf die beleidigendste Weise einer Lüge zu zeihen, worüber Tasso in solchen Zorn geräth, daß er ihm einen Schlag in's Gesicht versetzt. Der Gegner schien dies ruhig hinzunehmen; aber wenige Tage darauf griff er mit seinen Brüdern ihn auf dem Marktplatz bewaffnet von hinten an. Da Tasso sich umdrehte und sein Schwert zog, entflohen diese in voller Angst, und fügten so zur Hinterlist die Schmach feiger Flucht. Der falsche Freund zog sich nach Florenz zurück, wo ihm der Herzogliche Gesandte nicht eben zur Zufriedenheit des Herzogs Aufnahme gewährte, seine Brüder aber flohen von einem Orte zum andern. In einem Briefe sagt Tasso, sein Gegner habe sich falscher Schlüssel zur Oeffnung des Kästchens bedient, worin er seine Briefe geschlossen gehalten. Aus einem andern Briefe ergibt sich, daß der Name desselben Maddalò gewesen. Vgl. oben S. 62.

Bot Serassi hier nicht mehr Haltpunkte dar, als Manso, dessen Erzählung Goethe schon bei seiner ersten Bearbeitung benutzte, so nahm er dagegen aus diesem allein die Reise nach Rom, die freilich dem Tasso des Dichters nur als Vorwand dient, an deren wirklicher Ausführung aber am Schlusse des Stückes nicht zu zweifeln steht. Auch die mit dieser Reise eng verbundene kritische Beurtheilung des „befreiten Jerusalems" von Seiten der Römischen Freunde geht auf Serassi zurück. Als Tasso im Frühling 1575 sein großes Gedicht vollendet hatte, trug er, so erzählt Serassi, sich zunächst mit dem Gedanken, es im Sep-

tember in Druck zu geben, und durch die Widmung desselben an den Herzog die Schuld der Dankbarkeit gegen diesen wenigstens theilweise abzutragen: denn er hatte fest beschlossen, sich dem Neid und den Nachstellungen der Hofleute am Hofe zu Ferrara zu entziehen, und in Rom ruhig seinen Studien zu leben, entweder unabhängig, wenn er mit demjenigen, was er besitze, und dem von seinem Gedichte erwarteten Gewinne leben könne, oder in der Umgebung eines Fürstlichen Kardinals, wo er dem Neid und der Bosheit anderer nicht so sehr ausgesetzt sei. Seine Bescheidenheit aber bestimmte ihn, vor dem Abdrucke sein Gedicht dem Urtheile kundiger Männer zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke sandte er eine Abschrift desselben an den von Padua her ihm innigst befreundeten Scipione Gonzaga aus dem Geschlechte der Markesen von Gazuolo und S. Martino, der seit einiger Zeit als Prälat zu Rom lebte. Dieser sollte das Gedicht mit möglichster Genauigkeit durchgehn, und zugleich das Urtheil einiger bedeutenden Männer einziehen, die er hierzu für die geeignetsten halte. Als solche gesellte Gonzaga sich vier der größten Gelehrten bei, Pier Angelio da Barga, der selbst ein Lateinisches, später unter dem Titel Syrias erschienenes Gedicht über denselben Gegenstand unter Händen hatte, Flamminio de' Nobili aus Lucca, Silvio Antoniano und Sperone Speroni, den Tasso's Vater bereits bei seinem Gedichte „Amadis" zu Rathe gezogen hatte. Gonzaga hielt mit ihnen verschiedene Sitzungen, in welchen sie das Gedicht zusammen lasen, und er ließ jeden von ihnen seine Ansichten und Ausstellungen schriftlich aufsetzen. Die nur zu oft sehr beschränkten und höchst einseitigen, unter sich selbst weit von einander abweichenden Bemerkungen dieser Kritiker machten Tasso gar viel zu schaffen; manches änderte er nach ihrem Rathe, blieb dagegen bei einzelnen Punkten hartnäckig auf seiner Meinung, wie er besonders den Tadel, daß sein Stil zu blühend und zu reich geschmückt sei, nicht gelten lassen konnte. Einer seiner vertrautesten Freunde, Luca Scalabrino, der um diese Zeit von Ferrara nach Rom ging, schloß sich jenen fünf Kritikern an, bei welchen er nicht selten den Dichter vertrat, der durch ihn mehrfach von den Ansichten seiner Römischen Aristarche benachrichtigt und wohl berathen wurde. Dieser unterließ nicht, auch Padua zu besuchen, um das Urtheil seiner dortigen Freunde zu vernehmen. Durch die vielfachen Anstrengungen, welche ihm die oft seinem besten Gefühle widerstrebenden Aenderungen des Gedichtes und die weitläufigen Verhandlungen darüber verursachten, wurde sein Geist gewaltig aufgeregt. Dazu kam der ihn bitter quälende Verdacht, daß man seine Briefe nach Rom wie auch die Antworten von dort auffange und durchlese, um durch die hier besprochenen Ausstellungen ihm beim Herzog zu schaden. Von Bologna, wo er ebenfalls seine Freunde zu Rathe gezogen hatte, zurückgekehrt, wurde er von gefährlichen Zufällen ergriffen, von denen er sich aber bald herstellte. Um diese Zeit kam die Herzogin von Urbino nach Ferrara zurück, welche sich in Tasso's Gesellschaft ganz glücklich fühlte, weshalb sie den Herzog bat, ihr den ihrer Seele so wohlthuenden Dichter nicht nach Belriguardo zu entführen. Um so weniger konnte sie dessen Plan billigen, vor dem Drucke seines Gedichtes nach Rom zu gehn, um sich persönlich mit seinen wohlwollenden

Kritikern zu verständigen. „Ich habe ihr meine Absicht mitgetheilt", schreibt er am 20. Juli 1575, „diesen Oktober nach Rom zu reisen; sie hat sie nicht gebilligt, und meint, ich dürfe vor der Herausgabe meines Buches Ferrara nicht verlassen, es sei denn um sie nach Pesaro zu begleiten; jede andere Entfernung würde, wie sie behauptet, unlieb und verdächtig sein, und sie hat mir etwas gesagt, woraus ich gemerkt habe, was ich mir großentheils vermuthet hatte, so daß Herr Luca aufhören möge, seinen Meinungen so viel zu trauen. Ich brenne jetzt vor Verlangen nicht allein nach der Römischen Reise, sondern auch nach einem vierzehntägigen Besuch meines irdischen Geburtsortes; ich kann nichts anders thun als dafür sorgen, daß ich mich meines gesegneten (benedetto) Gedichtes entledige." Ganz ähnlich wie die Herzogin von Urbino den Dichter nach Pesaro mit sich führen möchte, will Goethe's Sanvitale ihn nach Florenz ziehen, aber erstere möchte ihn dadurch von Rom abziehen, indem sie nur diese Entfernung für statthaft erklärt, während letztere durch den Vorschlag, sich mit ihr zu entfernen, gerade den Gedanken in ihm anregt, sich die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom zu erbitten.

Aber trotz der Mahnung einer so hoch geschätzten und innigst verehrten Fürstin konnte er sich nicht entschließen, die Reise nach Rom aufzugeben, wozu ihm das vom Papst Gregor XIII. ausgeschriebene Jubiläum einen erwünschten Vorwand bot, so daß er erst in zweiter Reihe des Wunsches gedachte, persönliche Verhandlungen über sein Gedicht mit den Römischen Freunden zu pflegen, da die briefliche Erörterung, wie er aus Erfahrung wisse, zu lange Zeit erfordere. Der Herzog, der das ihm gewidmete Gedicht möglichst schnell gedruckt wünschte, zeigte sich hiermit einverstanden, und er empfahl ihn auf das dringendste seinem Bruder, dem Kardinal. Gegen Mitte November in Rom angekommen, wurde er von Scipione Gonzaga, seinem innigsten und theilnehmendsten Freunde, mit unglaublicher Lust empfangen. Dieser gerieth auf den Gedanken, ihn beim Kardinal Ferdinando de' Medici, dem Bruder des Großherzogs von Toscana, einzuführen, wo er den freundlichsten Empfang fand. Da der Kardinal vernahm, daß er am Hofe zu Ferrara nicht ganz zufrieden sei, sicherte er ihm, falls er jenen Dienst verlassen wolle, bei ihm und seinem Bruder, dem Großherzog, die allerbeste Aufnahme zu. „Es ist bekannt", fügt Serassi hinzu, „daß zwischen dem Hause der Medici und dem von Este Wetteifer und alte Mißstimmung herrschte, zunächst veranlaßt durch die wenig glückliche Behandlung, welche Lucrezia de' Medici, die erste Gemahlin des Herzogs Alphons, zu Ferrara fand, dann aber durch Rangstreit, welcher einige Jahre zwischen diesen Fürsten geführt und durch Papst Pius V. dadurch geschlichtet wurde, daß er dem Herzog Cosimo I. den Titel eines Großherzogs verlieh.*) Tasso glaubte augenblicklich kein Anerbieten annehmen zu dürfen, da er erst dasjenige erfüllen müsse, wozu er sich gegen das erlauchte

*) Nach Muratori a. a. O. schrieb sich dieser Rangstreit schon vom Jahre 1541 her. Die Spannung mit den Medicis hat Goethe treffend benutzt, besonders IV, 3, wo Tasso sagt, der stille Neid halte mit kalter Hand die edelsten Gemüther (der Me-

Haus Este verpflichtet fühlte. Auch bei den Nepoten des Papstes, den Kardinälen Sisto und Guastavillani, wovon der eine, Filippo Boncompagno, der Enkel (nicht Sohn, wie Serassi sagt) eines Bruders, der andere Filippo Guastavillani, der Sohn einer Schwester des Papstes war, führte Gonzaga den Dichter ein, der von ihnen höflich empfangen und mit vielen Anerbietungen geehrt ward. Eine noch erwünschtere Aufnahme fand er bei dem natürlichen Sohne des Papstes, Giacomo Boncompagno, General der Kirche, einem Manne von großer Gelehrsamkeit und vor allem von feinstem Geschmacke.*) Goethe konnte dieses natürlich nicht benutzen, doch scheint er hierdurch zur Erwähnung der Nepoten des Papstes (I, 4) veranlaßt worden zu sein. Tasso gab sich den zur Erlangung des Jubelablasses vorgeschriebenen Uebungen mit frommem Eifer hin, und suchte sich über alle streitigen Punkte in Betreff seines Gedichtes möglichst zu verständigen. Um seinen Dank für die von den Nepoten des Papstes ihm gewährte Aufnahme zu bezeugen, fügte er XI, 8 folgende ehrenvolle Hindeutung auf Papst Gregor in sein Gedicht ein:

Dich (Petrus), der als Fels und Stütze sich bewährt
Des festen Hauses, das der Herr begründet,
Wo jetzt der neue Folger, deiner werth,
Das Gnadenthor erschließt und uns entsündet.

Kaum war das Jubiläum zu Ende, als er nach Ferrara zurückeilte, obgleich ihn die Kardinäle Albano und von Este noch einige Tage zurückzuhalten suchten. Ueber Florenz, dessen herrliche Schönheit und Pracht er jetzt zum erstenmal bewunderte, kehrte er Mitte Januar nach Ferrara zurück, unzufrieden über die Ungewißheit seiner Lage, da er die Anerbietungen der Medici nicht hatte annehmen können, und nicht wußte, wie er sich dem Herzoge von Ferrara und den beiden Prinzessinnen entziehen solle. Auch sehen wir ihn in der Folge hierzu ganz ungeeignete Mittel ergreifen.

Hat Goethe bei jener Reise, welche Tasso nach Rom zu machen Willens ist, die wirklich erfolgte, vom Jahre 1575 im Sinne gehabt, so schwebte ihm dagegen bei den Schmähworten, zu welchen sich der unglückliche, zur äußersten Verblendung getriebene Dichter im letzten Auftritt fortreißen läßt, dasjenige zunächst vor, was seiner Einsperrung im St. Annenhospital unmittelbar vorherging. Als

---

diceer und des Hauses Este) aus einander. Leicht hätte der Dichter den Streit zwischen ihnen als den eigentlichen Gegenstand von Antonio's Römischer Sendung darstellen können, aber seinem Zwecke gemäß mußte sich der Papst dem Herzog sehr gefällig zeigen, was sich am leichtesten in der Nachgiebigkeit in Betreff einer den Papst selbst berührenden Gränzstreitigkeit darstellte.

*) Diese Angabe Serassi's stimmt nicht wohl mit der anderweitigen überein, daß die Freunde des Papstes es ihm zur Gewissenssache gemacht, seinem natürlichen, vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand geborenen Sohne, den Aufenthalt zu Rom während des Jubiläums zu verbieten (Ranke „Fürsten und Völker" II, 424), wenn Tasso diesen nicht etwa erst in den letzten Tagen seines Römischen Aufenthaltes kennen lernte. Das Jubiläum schloß mit dem 24. Dezember, am 29. reiste Tasso ab.

Tasso nach seiner zweiten Flucht von Ferrara durch Vermittlung hochstehender Gönner die Erlaubniß zur Rückkehr an den Herzoglichen Hof erhielt — es war im Februar 1579 —, gestattete Alphons ihm diese unter der Bedingung, daß er sich der ärztlichen Heilung unterwerfe, und mit seinen Leuten sich auf geziemende Art benehme. Der Kardinal Albano, der ihm diese Entscheidung mittheilte, fügte in guter Absicht hinzu, daß, wenn er zur Zeit der Vermählungsfeierlichkeiten des Herzogs, der sich eben mit einer Tochter des Herzogs von Mantua in dritter Ehe verband, nach Ferrara komme, würde er, außer der Zurückgabe seiner Bücher und Papiere, sich vieler Gunstbezeugungen und der ehrenvollsten Aufnahme zu erfreuen haben. Vergebens suchte der Markese del Vasto nebst anderen Freunden ihn von dieser Reise für den Augenblick abzuhalten, mit dem festen Versprechen, ihn selbst im nächsten Jahre nach Ferrara zu bringen, da er entweder der günstigen Stimmung des Herzogs mißtraute, oder fürchtete, Tasso's Zustand sei für die Aufregung jener Festlichkeiten nicht geeignet — sein Schicksal zog ihn seinem Unglück gewaltsam entgegen. Am 21. Februar, einen Tag vor dem Einzuge der Herzoglichen Braut, kam Tasso in Ferrara an, wo er, da alles mit den Vorbereitungen zum Empfange der jungen Fürstin vollauf beschäftigt war, weder beim Herzog noch bei den Prinzessinnen Zutritt erlangen konnte; noch tiefer verletzte ihn die Unhöflichkeit und Rücksichtslosigkeit, womit er sich von den Hof- und Edelleuten behandelt sah. Statt ihm eine sichere Stätte anzuweisen, wo er ruhig hätte verbleiben können, ließ man ihn von einem Orte zum andern ziehen. Alle Hoffnungen, welche ihm der Kardinal Albano gemacht, sah er völlig vereitelt, so daß er bitter bedauerte, Turin, wo er sich so wohl befunden, verlassen zu haben, und an den Kardinal Albano dringend um eine neue, so wirksame Empfehlung schrieb, daß er seine Bücher und Papiere zurückerhalte, und entweder hier bleiben könne oder nach Rom gehe. Nachdem er darauf noch einige Zeit mit Geduld die schlimme Behandlung ertragen hatte, und am Ende sich vom Herzoge und den Prinzessinnen fortwährend mißachtet, von seinen Freunden verlassen, von seinen Gegnern verspottet sah, konnte er sich nicht mehr in Schranken halten, sondern ließ seinem Zorne die Zügel schießen, indem er öffentlich in die stärksten und beleidigendsten Schmähungen gegen den Herzog und das ganze Haus Este, so wie gegen die ersten Hofleute ausbrach, seine vergangene Dienstzeit verwünschte, und alle Lobsprüche zurücknahm, welche er in seinen Gedichten jenen Fürsten oder irgend einem derselben insbesondere gemacht hatte, so daß er alle in diesem Augenblicke für einen Auswurf (ciurma) von Nichtswürdigen, Undankbaren und Schelmen erklärte. Der Herzog ließ ihn darauf als einen verrückten Menschen in das St. Annenhospital schaffen.

Wir haben bereits mehrfach vernommen, wie schwer es dem Tasso hielt, sich einer ordentlichen Kur zu unterwerfen, und schon aus Manso erwähnten wir seines Verlangens nach süßem Weine, wie auch daß er im Trinken nicht so mäßig gewesen, als im Essen. Wie wenig er geneigt war, den Vorschriften der Aerzte, wenn sie ihm unbequem waren, irgend Folge zu leisten, erzählt Serassi II, 80. Als der Dichter im Jahre 1583 sehr leidend war, schrieb er an den

berühmten Professor Girolamo Mercuriale in Padua, dessen ärztlichen Rath er am höchsten schätzte: „Einige Jahre bin ich krank, und meine Krankheit ist von mir nicht erkannt worden; nichts desto weniger bin ich der Ueberzeugung, daß ich behext bin.*) Aber was auch die Ursache meines Uebels sein mag, seine Wirkungen sind: Kneipen in den Eingeweiden mit etwas Blutfluß, Sausen in den Ohren und im Kopfe, das einigemal so stark ist, daß ich ein Uhrwerk darin zu haben glaube, beständige Einbildung verschiedener Dinge, alle widerwärtiger Art, die mich so sehr verwirrt, daß ich den Geist nicht den sechszehnten Theil einer Stunde bei meinen Studien festhalten kann, und je mehr ich mich zwinge ihn anzuspannen, desto mehr werde ich von verschiedenen Einbildungen hin und her gerissen, und einigemal von gewaltigstem Zorne, welcher nach den verschiedenen mir vorschwebenden Erscheinungen in meiner Seele sich regt.**) Außerdem ist mir immer nach dem Essen der Kopf benebelt und brennt gewaltig, und allem, was ich höre, gebe ich in der Einbildung menschliche Stimme, auf die Weise, daß leblose Dinge mir oft zu sprechen scheinen; und die Nacht über werde ich von verschiedenen Träumen gestört, und werde manchmal von der Einbildung so weit fortgerissen, daß es mir scheint, ich habe einige Dinge gehört, obgleich ich nicht sagen will, ich habe sie wirklich gehört, die ich dem Ueberbringer des Gegenwärtigen mitgetheilt habe." Mercuriale verordnete ihm auf die dringendste Bitte, ihm zu helfen, er solle sich ein Fontanell an's Bein setzen lassen, sich ganz des Weines enthalten und immerfort Fleischbrühe trinken; auch wollte er ihm ein Rezept schicken, das zur Beruhigung des Blutes dienen sollte. „Doch Torquato", fügt Serassi hinzu, „war nicht sehr bereitwillig, sich heilen zu lassen, und wenn die Mittel nicht sehr lieblich und angenehm waren, wies er sie hartnäckig zurück." So schrieb er denn auch jetzt an einen ihm und Mercuriale gleich befreundeten Gelehrten in Padua: „Ich habe seinen (Mercuriale's) Rath gesehen, den er mir schriftlich gegeben, und gerne will ich mir Blut abzapfen und ein anderes Fontanell an den Arm setzen lassen, wie er vorschreibt. Aber ein solches am Beine und das Drangeben des Weines, das er mir befiehlt, sind zu widrige Dinge. Ich meine das völlige Drangeben, und das beständige Trinken von Fleischbrühe; denn hätte er mir erlaubt wenig mit Wasser gemischten Wein zu trinken, so würde ich ohne Schwierigkeit gehorcht haben. Wenn Sie mir noch das Rezept schicken, welches Herr Mercuriale mir verordnen will, so wird mir dieses sehr lieb sein, und um so lieber, je schmackhafter es ist, da, wie Sie wissen, die Vortrefflichkeit der Aerzte guten Theils darin besteht, nicht allein heilsame, sondern auch angenehme Arzeneien zu geben. Ich erinnere demnach den Herrn Mercuriale, daß ich krank bin, und daß ich mit gutem Appetit esse, aber sonst

---

*) Vgl. oben S. 53. Man füge hierzu die wunderlichen Aeußerungen über den Kobold oder den Teufel, von dem sich Tasso verfolgt wähnte, bei Serassi II, 137 f.

**) Auch anderwärts klagt er über diese schreckliche mit Schwäche verbundene Geistesverwirrung (frenesia). Vgl. Serassi II, 36 Note 2. oben S. 40.

sehr verdrießlich bin." Diese Stelle schwebte dem Dichter offenbar bei Antonio's Klage über Tasso's Rechten mit dem Arzte in der ersten Szene des fünften Aufzuges vor. Wenn Antonio daselbst Tasso's Lust an Gewürzen, süßen Sachen und starken Getränken hervorhebt, so bemerkt Serassi (II, 279), nachdem er die von uns S. 52 ausgehobene Aeußerung Manso's erwähnt hat: „Ueber alles liebte er, wie Brusoni (vgl. S. 56) sagt, guten Malvasier, und er pflegte zu sagen, der Malvasier verleihe ihm den Geist, göttlich zu dichten. Mit Zucker eingemachte Früchte, Mandelzeug (berlingozzi), Marzipan und alle Arten von Zuckersachen liebte er über alle Maßen, und er pflegte auch beim Salat Zucker zu gebrauchen. Aus diesem Grunde verabscheute er Speise und Trank, wenn sie nur irgend etwas Herbes an sich hatten, und selbst in seiner Krankheit wollte er nie Arzeneien gebrauchen, die nicht lieblich und wohlschmeckend waren." Auch seine eben dort erwähnte Abneigung gegen Wasser ist geschichtlich begründet. Serassi führt II, 4 Note 3 folgende Stelle aus einem Briefe Tasso's an seine Schwester vom Februar 1581 an: „Ich bin bereit, jede Arzenei zu nehmen, nur darf es kein Wasser sein, welches ich auch, wie Ihr wißt, in Eurem Hause mir verbeten habe und Ihr waret mit großer Freundlichkeit damit einverstanden, daß ich es mir verbat." Daher erklärt es sich, wenn er in einem andern Briefe (daselbst II, 35) darüber klagt, daß er seinen Durst nicht stillen könne.

Die allergrößte Freiheit mußte sich Goethe mit der Zeitfolge erlauben, da er alle zu seinem dichterischen Zwecke irgend geeigneten Züge, ohne auf ihre überlieferte Aufeinanderfolge Rücksicht zu nehmen, ohne weiteres unbedenklich herüberzunehmen und in entsprechender Weise zu verbinden sich nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet fühlte. Wenn Alphons den Sommer über Belriguardo zu besuchen und den Dichter dorthin mit sich zu führen pflegte, wie es auch besonders in dem hier wohl zunächst vorschwebenden Falle aus dem Jahre 1577 geschah (vgl. oben S. 65), so mußte Goethe der ersten Frühlingszeit, wo die ganze Natur von frisch quellendem Liebesleben erfüllt ist, vor der unausstehlichen, Geist und Körper abspannenden und ermattenden Sommerhitze den entschiedensten Vorzug geben. Als der zu seinem Zwecke passendste Zeitpunkt erschien dem Deutschen Dichter mit Recht der Augenblick, wo Tasso das eben vollendete Gedicht dem Herzog übergab, was nach unzweifelhaften Zeugnissen gegen Anfang April 1575 geschah. Die Gräfin Sanvitale — diese Namensform hat Goethe aus Manso beibehalten, wogegen Serassi sie durchweg Sanvitali nennt — traf in Begleitung ihrer gleichfalls von Tasso besungenen Stiefmutter Barbara Sanseverina erst im folgenden Januar, gleich nach Tasso's Rückkehr von Rom, am Herzoglichen Hofe ein, wo wir sie noch im folgenden Jahre finden.*) Die Beförderung Montecatino's zum Staatssekretär erfolgte erst Ende 1575 — sein Vorgänger starb am 4. November dieses Jahres —,

*) Vgl. Serassi I, 262. 275.

der auf diesen übertragene Streit des Edelmannes mit Tasso erst im September 1576. Daß der Herzog dem Tasso sein Gedicht nicht wiedergeben will, worüber dieser sich bitter beklagt, ist aus der unmittelbar seiner zweiten Flucht vorhergehenden Zeit, aus der Mitte des Jahres 1578, genommen, die Schmähungen gegen den Herzog und das Herzogliche Haus aus dem März 1579. Die Trennung der Herzogin von Urbino von ihrem Gemahl war im Frühjahr 1575 bereits erfolgt; Goethe bezeichnet diese aber als eben drohend, da er diese innigst theilnehmende Freundin neben der Prinzessin Leonore und der Sanvitale nicht gebrauchen konnte, doch hat er von der Herzogin einzelne Züge auf die Sanvitale übertragen, besonders das Verlangen derselben, den Tasso mit sich zu führen. Daß die Herzogin ihm vorgeschlagen, er möge ihr, wenn er von Ferrara einige Zeit sich entfernen wolle, nach Pesaro folgen, haben wir oben S. 70 bemerkt, aber schon im Sommer 1573 hatte sie ihn zu ihrer und ihres Gemahls Unterhaltung mit sich nach Castelduranto genommen. Die größte, aber durchaus nothwendige Freiheit, die sich der Dichter mit den Zeitverhältnissen nahm, liegt darin, daß er den Tasso gleich an demselben Tage, wo er sein Gedicht dem Herzog überreicht, in Streit gerathen, und in Folge desselben den Entschluß fassen läßt, Ferrara aufzugeben und sich nach Rom zu wenden.

Bisher haben wir nur diejenigen von Serassi überlieferten Thatsachen angeführt, welche der Dichter zur eigentlichen Handlung in geschickter Verbindung und Wendung benutzt hat. Aber auch manche andere ebendort berichtete, einer viel frühern oder spätern Zeit angehörende geschichtlichen Züge finden wir glücklich verwandt, indem sie theils zu Hindeutungen auf die Vergangenheit, theils zu visionären Träumen oder hoffnungsvollen Verheißungen dienen. Hierher gehören die unglücklichen Schicksale von Leonorens Mutter Renata (I, 145, bei Goethe III, 2), Leonorens Krankheit bei Tasso's Ankunft, der gerade zur Zeit glänzender Feste erschien (I, 142 ff., bei Goethe II, 1), Tasso's unglückliche Jugend (I, 51. 62. 72. ff., bei Goethe I, 3), die Reise nach Frankreich in Begleitung des Kardinals von Este (I, 173 ff., bei Goethe II, 4), der Besuch seiner Schwester zu Sorrento (II, 2 ff., bei Goethe V, 4), die beabsichtigte Krönung auf dem Kapitol (II, 253, bei Goethe I, 3). Anderes, was er zu seinem Zwecke nicht brauchen konnte, hat Goethe mit Recht zur Seite gelassen, wie Tasso's Skrupel in Betreff seiner Rechtgläubigkeit, die Angriffe auf sein Gedicht, seine Anstellung als Professor an der Universität zu Ferrara, später als Herzoglicher Geschichtschreiber, den Prozeß, den er wegen seines elterlichen Vermögens zu Neapel führte. Auch finden wir außer dem „befreiten Jerusalem", und den Liedern auf Leonoren keines Gedichtes oder einer seiner vielen prosaischen Schriften gedacht. Zwei Anspielungen Goethe's auf eine Stelle des „Amyntas" und ein Sonnet Tasso's, gegen die sich Guarini wandte, finden ihre Quelle in Serassi, den unser Dichter mit Ausnahme der bereits früher aus Manso genommenen Züge und einiger das Haus Este und den Papst Gregor XIII. betreffenden geschichtlichen Thatsachen einzig und allein benutzte.

Wenn neuerdings Theodor Jacobi in seinem geschickt anregenden, aber keineswegs erschöpfenden und klar sondernden Aufsatze: „Tasso und Leonore, oder welchen Stoff hatte Goethe?“*) vermuthet hat, Goldoni's „Torquato Tasso“ (1755) habe auf Goethe's Gedicht einigermaßen eingewirkt, so scheint uns diese Meinung jeder treffenden Begründung zu entbehren. Schon bei dem ersten Gedanken an die Bearbeitung dieses Stoffes konnte der Dichter sich aus der Geschichte des Tasso nur die Lehre der Selbstbeherrschung herauslesen, nur mit einer Heilung, nicht mit dem Wahnsinne oder gar einer willkürlichen Einsperrung im Narrenhause schließen. Die Prinzessin und die Sanvitale boten ihm schon Manso dar, und er hielt daran fest, obgleich bei Serassi die Herzogin von Urbino viel bedeutender hervortritt als ihre Schwester Leonore; daß er jene beiden für Tasso großen Antheil bezeigenden Damen als Freundinnen darstellt, ist ebenso natürlich, als daß wir sie gleich im Anfange — bei Goldoni tritt Tasso zuerst allein auf — in einem Gespräche über Tasso antreffen. Dazu kommt, daß bei jenem nicht einmal, was Jacobi behauptet, dieselben beiden Leonoren erscheinen, wie bei Goethe, sondern die Gattin des Don Gherardo, eines schlauen Hofmanns, und eine verwittwete Markisin, eine Ehrendame der Herzogin; in letztere, welcher wir auch den Herzog gewogen finden, ist Tasso verliebt, während Don Gherardo von Eifersucht geplagt wird, der Dichter liebe seine Frau. Nur als zufällige, durch die geforderte Verwicklung veranlaßte Uebereinstimmung können wir es betrachten, wenn in beiden Stücken in Folge einer Intrigue dem Tasso der Rath gegeben wird, Ferrara zu verlassen, was dieser als sicheres Zeichen der Ungunst des Herzogs nimmt, daß er später bleiben will, aber durch die Gewalt der Umstände fortgetrieben wird. Unter wie ganz anderen Umständen erfolgt dieses bei beiden Dichtern! Wenn bei Goethe die Sanvitale dem Tasso den Rath gibt, ihr auf einige Zeit nach Florenz zu folgen, weil sie in schlecht verstellter Eifersucht ihn gern für sich genießen möchte, so will bei Goldoni der Herzog, daß er auf einige Zeit auf Reisen gehe, vor allem Florenz besuche, weil ihm ein Florentiner von der Accademia della Crusca eingeredet hat, im „befreiten Jerusalem“ befänden sich viele Verstöße gegen die toscanische Mundart, wobei ihm offenbar der Angriff gegen das „befreite Jerusalem“ vorschwebte, den Lionardo Salviati im Jahre 1585 unter dem Schilde der Crusca zu unternehmen wagte. Wird Goethe's Tasso durch den Vorschlag der Sanvitale zu dem Glauben verleitet, sein Gegner wolle ihn unter einem guten Vorwande wegbringen, um dann leichter gegen ihn wirken zu können, so geräth er bei Goldoni in Furcht, der Herzog zürne ihm, weil er von dem ihm entwandten Liebesmadrigal Kunde erhalten. Die Bitten der beiden Eleonoren — auch die Zofe, hier der Markisin, ist aus Manso beibehalten — nebst der Freundlichkeit des Herzogs bestimmen ihn, alle Reisegedanken aufzugeben, wobei Tasso's ängstliches Bemühen, das Geheimniß, welche der drei Damen die von ihm besungene Leonore sei, nicht

*) Im sechsten Jahrgange des „literar-historischen Taschenbuchs“ von R. E. Prutz.

zu verrathen, eine bedeutende Rolle spielt. Goethe dagegen läßt die liebevolle Stimme der Prinzessin gewaltig auf Tasso's aufgeregte Sinne wirken, so daß er sich in schwärmerischer Glut bereit erklärt, alles zu thun, was man von ihm verlange, bis er endlich zu jener verhängnißvollen Umarmung sich fortreißen läßt, die ihn auf immer aus der Nähe der Prinzessin verbannt. Bei Goldoni fließt alles aus der lebhaft vorschwebenden Absicht, aus den einzelnen Zügen der Sage ein möglichst spannendes und belustigendes Intriguenspiel zusammenzuarbeiten, wogegen in Goethes Drama sich alles aus innerstem Keime nothwendig entwickelt, so daß an ein Herübernehmen unmöglich zu denken ist. Auch der durchaus verschiedene und nur in unwesentlichen Punkten zusammenstimmende Schluß beider Stücke ist für ihre ganze Haltung sehr charakteristisch. Goethe's Tasso bricht, nachdem ihn die Prinzessin von sich gestoßen, in den wüthendsten Schmerz aus, der ihn zu den schärfsten Schmähungen hinreißt: aber an Antonio's ruhiger Klarheit und liebevoller Theilnahme zerschellt die wilde Flut, und mit gebrochenem Herzen wendet er sich der bisher stets verkannten Wirklichkeit zu, die zu ertragen er den Muth faßt; ist ihm ja sein Talent geblieben und in Antonio ihm ein treuer Freund beschieden, der ihn belehrt, wie falsch er bisher, träumerisch in sich verloren, die Welt beurtheilt habe. Goldoni dagegen bietet uns hier einen rasch umspringenden, viel bewegten Wechsel mannigfacher Handlungen. Dem Herzog ist wirklich Tasso's Liebesmadrigal in die Hände gespielt worden, und er befiehlt dem Dichter, sich binnen drei Stunden über seine wirkliche Geliebte zu erklären oder Ferrara den Rücken zu kehren. Dieser wählt die Verbannung, und will sich von den Damen beurlauben: da er aber erfährt, die Markisin habe einen Heiratsantrag erhalten, den sie anzunehmen bereit sei, da kann er sein gepreßtes Gefühl nicht zurückhalten; vom Schmerze fortgerissen, verräth er sich selbst, und rennt, seiner Sinne nicht mehr mächtig, mit gezogenem Schwerte auf den im Hintergrunde der Entwicklung harrenden Don Gherardo los. Der Herzog aber läßt ihn unter dem Vorwande des Wahnsinns nach dem St. Annenhospital bringen aus dem er dann nach wenigen Stunden auf Fürbitte eines Freundes entlassen wird. Der Liebe zur Markisin, deren Glück er nicht stören mag, entsagt er, und da er fortan nur seiner Kunst und dem Ruhme folgen will, geht er nach Rom, um sich dort auf dem Kapitol krönen zu lassen. Bemerkenswerth ist es, daß der Dichter nicht gewagt hat, die Prinzessin selbst auf die Bühne zu bringen, wogegen Tasso ihm so hoch in der Achtung und Liebe des Volkes zu stehn schien, daß er diesem durch eine burleske Darstellung seiner Person, welche von Bedienten und Schwätzern mehrfach als ein Verrückter behandelt wird, nicht im geringsten zu schaden glaubte — das Ganze ist gerade nur ein auf die genaueste Kenntniß der Werke des Dichters und seiner Schicksale berechneter Karnevalsscherz, wie Goldoni selbst in der Vorrede andeutet. Ob unser Dichter Goldoni's Stück gekannt, das er wenigstens bei Serassi nicht erwähnt fand, bleibt sehr die Frage.

Goethe hat auch hier den überkommenen Stoff frei auf sich wirken lassen, und ihn mit schöpferischer Kraft aus sich wiedergeboren, wobei er alle einzelnen

zu seinem Zwecke irgend dienlichen Züge auf das geschickteste verwandt und zu einem einheitlich in sich zusammenstimmenden Ganzen an wirksamster Stelle benutzt hat. Die aus der Betrachtung der wunderlichen Schicksale des unglücklichen Dichters ihm entgegenspringende, längst in tiefster Brust durchempfundene Lehre, daß der Dichter sich seinen Träumen und Einbildungen nicht jugendlich schwärmerisch hingeben dürfe, sondern männlich gefaßt das Leben zu ertragen, die Wirklichkeit möglichst zu verwerthen habe, diese war der Keimpunkt, aus welchem seine ganze Umgestaltung des mit lebendigster Erfassung aufgenommenen geschichtlichen Stoffes sich hervorbilden, Leben und Wesenheit gewinnen, in stetig fortschreitender Entwicklung zu Blüthe und Frucht gedeihen mußte.

III.

Entwicklung der Handlung und der Charaktere des Stückes.

Goethe's „Tasso" ist die Geschichte einer schmerzlichen Seelenheilung. Derartige Darstellungen gehörten zu den beliebtesten unseres Dichters, dessen Beruf es ja war „Weltverwirrung zu betrachten, Herzensirrung zu beachten". So haben wir in „Lila" (1777) die Heilung einer Irren, wo „Phantasie durch Phantasie" vertrieben, was durch Liebe und Phantasie genommen, durch Liebe und Phantasie zurückgegeben wird, ein auf einer bekannten Seelenerscheinung beruhendes Meisterstück ärztlicher Kunst. Im humoristischen „Triumph der Empfindsamkeit", dessen erste Bearbeitung demselben Jahre angehört, wird Mandandane durch eine überraschende Entdeckung von ihrer wunderlichen, in wahnsinnige Verstörung übergegangenen Liebe zum romantisch überspannten Prinzen hergestellt. Zwei Jahre später zeigt uns „Iphigenie" nicht allein, wie der von den Furien verfolgte Orest, nachdem der Schwester Liebe ihn hold umfangen, von der gräßlichen Qual der Rachegeister befreit wird, sondern vor allem erschauen wir hier die Bändigung wilden männlichen Sinnes durch zarte Weiblichkeit und die Sühnung des durch Leidenschaft einem ganzen Geschlechte zugezogenen Fluches durch den reinen Sinn von Iphigeniens hoher Seele. Auch in dem am Ende desselben Jahres entstandenen Singspiel „Jery und Bätely" handelt es sich um eine Heilung, da hier der spröde Sinn Bätely's gebrochen wird, die in stolzem Selbstbewußtsein des Beistandes eines liebenden Mannes entbehren zu können gewähnt hatte. In ähnlicher Weise hatte Goethe schon in seinem frühesten Stücke, in der „Laune des Verliebten", die Heilung der Eifersucht dargestellt. Auch das Singspiel „Claudine von Villabella" kann man hierher zählen, da hier die Wunderkraft der Liebe den liebenswürdigen Vagabunden Carlos von seinem tollen Leben abbringt. Dem „Tasso" zunächst liegt der ihm gleichzeitige „Wilhelm Meister", dessen Held sich durch traurige Erfahrungen überzeugen muß, daß nicht auf der Bühne das ersehnte Lebensglück zu finden, wie ein lebhaft aufgeregter jugendlicher Sinn sich träumen mag, dieses vielmehr in vollendetster in und an dem

Leben gewonnener Durchbildung, so wie in reinster, von edelster Liebe und schöner Menschlichkeit getragener Wirksamkeit beruht.

Kehren wir zu unserm Drama zurück, so könnte man, rein äußerlich betrachtet, die Versöhnung der beiden sich entgegenstehenden Naturen Tasso's und Antonio's als Inhalt desselben bezeichnen. Die Prinzessin hatte längst den Wunsch gehegt, diese beiden Männer, aus welchen, wie die Sanvitale bemerkt, die Natur einen Mann hätte machen sollen, verbunden zu sehn, und sie schmeichelte sich, das schöne Werk in kurzem zu vollbringen. Diese Verbindung erfolgt wirklich am Ende des Stückes, aber nur in Folge der traurigsten Umkehr aller Verhältnisse, nachdem Tasso das ihm am Hofe zu Ferrara in der keuschen Seelenliebe der Prinzessin beschiedene Glück in arger Verblendung zerstört hat. Allein sieht man tiefer, so erkennt man leicht, daß diese Verbindung an sich nur eine Nebensache ist, alles sich um die Heilung des Dichters handelt. Alphons selbst spricht es aus, wie sehr er Tasso's Heilung wünsche, doch möchte er nicht die Schuld des rauhen Arztes auf sich laden; allein er irrt sehr, wenn er meint, hierzu dadurch beizutragen, daß er, weil Tasso es verdiene, mit ihm Geduld übe, wie es auch die Prinzessin thut. Viel treffender urtheilt er später (V, 1), über vieles könne der Mensch zum Herrn sich machen, seinen Sinn bezwinge kaum die Noth und lange Zeit, aber er ahnt nicht, wie sehr gerade letzteres von Tasso gelte, dessen Heilung nur auf diesem rauhen Wege zu erwarten steht. Wie wenig hier schonende Geduld an der Stelle sei, durchschaut Antonio's klarer Sinn, aber auch er meidet es, ihm scharf entgegenzutreten, wenn er auch seinem träumerisch die Welt und seine Stellung in ihr verkennenden Sinne nicht schmeicheln kann: da er weiß, wie viel der Herzog und die Prinzessin auf den Dichter halten, fürchtet er, diese in ihm zu verletzen, aber in einem unbewachten Augenblick, wo ihm die alles Maß überschreitende Erhebung des glücklichen Jünglings, dem man sogar seine Schwächen zum Verdienst anrechnet, grell vor die Augen tritt, läßt er sich zu einem schonungslosen Tone hinreißen, erbittert ihn durch kalten Spott und führt jenen gewaltigen Ausbruch herbei, der freilich Tasso's süßeste Hoffnungen in rauhestem Wettersturm zerschlägt, aber auch, nachdem die Krankheit zur entscheidenden Höhe gestiegen, die vergebens auf anderm Wege gehoffte Heilung endlich zu Wege bringt.

Ist aber „Tasso" nur die Geschichte einer schwer, aber erfolgreich geheilten Krankheit, so müssen wir zunächst die Krankheit selbst ins Auge fassen, uns ein klares Bild von Tasso's geistigem Zustande zu verschaffen suchen. Tasso ist ein zartes, weiches, von lebhaftester Glut durchströmtes Gemüth, das bei jeder leisesten Berührung in die gewaltigste Spannung versetzt und so ganz außer sich gebracht wird, daß die Wirklichkeit ihm schwindet und er in selbstgeschaffenen Gebilden seiner dichterischen Triebkraft sich völlig verliert. Die Wirklichkeit hat für ihn nur in sofern Werth, als sie sein hohes, edles Gefühl anregt, ein Abglanz der in seinem Innern lebenden Ideale seelenvoller Schönheit, liebeseliger Güte und reiner Wahrheit ist. Von dem gemeinen Boden der nüchternen Wirklichkeit wendet er sich mit Widerwillen ab, und sein schöpferischer Geist ergeht sich in

leidenschaftlicher Ausmalung alles von außen ihm entgegentretenden Mißfälligen bis zur völligsten Erschöpfung, indem sein Gefühl über die wirkliche Erscheinung in raschem Fluge sich hinwegsetzt, statt in das Wesen des Wirklichen einzudringen, auch in dem Mangelhaften und Beschränkten die Keime des Guten und Edlen zu erkennen. Sein Fuß berührt kaum die Erde, er schwebt in den seligen Höhen seiner Einbildung, die bei ihm auch die Willenskraft ersetzen muß; er kennt nur den Genuß, nicht das Streben, malt sich dasjenige, was er zu erreichen wünscht, mit lebhaftesten Farben aus, ist aber weit entfernt, irgend etwas dafür zu thun, irgend einen Weg einzuschlagen, der dazu führen könnte, und sinkt verzweifelnd zusammen, wenn er sich vom ersehnten, aber nicht willenskräftig erstrebten Gute weit entfernt sieht. Sich an der Wirklichkeit zu bilden, in ihr den festen, mit Muth und Ausdauer zu gründenden, thätig zu bebauenden Boden des Lebens zu erkennen, aus dem auch die schönsten Früchte des Geistes unter gedeihlicher Pflege hervorwachsen und zu fröhlicher Reife sich entwickeln, ist ihm nicht gegeben. That- und kraftlos vertaumelt und verträumt er das Leben, das ihm nur in den selbstgeschaffenen Gestalten seiner Einbildungskraft besteht, denen die markige Wesenheit lebensvoller Wirklichkeit abgehn muß. Auf ihn paßt ganz das Wort, welches Merck nach Goethe's Bericht über die Gebrüder Stolberg geäußert haben soll, sie suchten das sogenannte Poetische, das Imaginative, zu verwirklichen, was nichts als dummes Zeug gebe, wogegen Goethe dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben unablenkbar bestrebt sei. Durchaus ist Tasso eine genießende, keine thätig eingreifende und kämpfende Natur, die der Wirklichkeit etwas abzuringen weiß, oder vielmehr ist diese weniger kräftige Seite seines Wesens in ihm völlig unausgebildet geblieben, wie wir bei den meisten Menschen finden, daß den weniger entschieden hervortretenden Fähigkeiten auch die wenigste Pflege zu Theil wird, wogegen man gerade diesen nach einem von Goethe ausgesprochenen Grundsatze besondere Sorgfalt zuwenden sollte.

Sehen wir nun, wie Tasso's Bildung und äußere Verhältnisse seinem träumerischen, im luftigen Gebiete der Einbildungen schwebenden, der Wirklichkeit abgewandten Wesen den entschiedensten Vorschub leisteten, wobei nur die von Goethe selbst angedeuteten Züge, nicht dasjenige in Anschlag kommen kann, was uns von Tasso's Person geschichtlich überliefert wird. Schon in frühester Jugend hat ihn das traurige Mißgeschick seiner Eltern in sich selbst zurückgescheucht und seine Empfindsamkeit bitter geschärft. Er erzählt uns selbst (I, 3), wie seinen jugendlichen Sinn der theuern Eltern unverdiente Noth getroffen, wie, wenn seine Lippe sich zum Singen eröffnet, ein traurig Lied von ihr herabgeflossen, wie er mit leisen Tönen des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual begleitet. An einer andern Stelle (V, 4) gedenkt die Prinzessin des strengen Bannes, der ihn zugleich mit seinem Vater getroffen*), und das eben dort geäußerte sehnsüchtige

*) Daß er in den Bann des Vaters eingeschlossen gewesen, entnahm Goethe einem von Manso mitgetheilten Briefe Tasso's selbst, den Serassi I, 84 f. für unächt erklärt, wie er die Sache selbst in Abrede stellt: allein Goethe hielt diesen zu seiner Darstellung äußerst wirksamen Zug mit Recht bei.

Verlangen nach der heißgeliebten einzigen Schwester deutet auf die tiefe Wunde, welche die Verbannung auch seinem treuen Bruderherzen geschlagen. Geschichtlich steht fest, wie es Goethe bei Serassi ausführlich dargestellt fand, daß Tasso's Vater Bernardo, als treuer Diener des Fürsten Ferrante Sanseverino von Salerno, den er auch im Unglück nicht verließ, verbannt und sein ganzes Vermögen eingezogen wurde. Er begab sich später nach Rom, wohin er vergebens seine Familie zu ziehen hoffte; seine Gattin Porzia wurde durch den schnöden Eigennutz ihrer Verwandten zu Neapel zurückgehalten, wohin sie sich nach dem Unglück ihres Gatten von Sorrento begeben hatte; nur der Sohn durfte dem Vater folgen, während die Mutter, um sicherer Ruhe zu genießen, sich mit ihrer Tochter Cornelia nach dem Kloster San Festo zurückzog. Der zehnjährige Knabe kam zur unendlichen Freude des Vaters Mitte Oktober 1554 zu Rom an, wo er unter Leitung des letztern, der in einem Palaste des Cardinals Ippolito II. von Este Aufnahme gefunden, zugleich mit seinem Vetter Cristoforo des Unterrichtes eines trefflichen Lehrers in beiden klassischen Sprachen genoß. Anderthalb Jahr später setzte die unerwartete Nachricht vom Tode der armen, durch Gram getödteten Porzia Vater und Sohn in tiefsten Schmerz. Wie Tasso bereits, als er Neapel verließ, ein schön empfundenes Sonett der Mutter geweiht hatte, so vertraute er auch seine Klage über ihren unersetzlichen Verlust der Dichtung an, wobei ihn zugleich das Vorbild seines Vaters leitete, der seine eigenen, sein und der Seinen Schicksal beklagenden Sonette dem Sohne nicht vorenthielt. Der Tod Porzia's war für die Familie um so schmerzlicher, als dadurch auch ihre Mitgift und alles, was Bernardo in Neapel zurückgelassen, verloren ging. Dazu gesellte sich die Unmöglichkeit, die innigst geliebte Tochter und Schwester Cornelia den Händen der Verwandten zu entziehen. So faßte denn Bernardo, aller Hülfsmittel beraubt, den Entschluß, in den geistlichen Stand einzutreten, in der Hoffnung, auf diese Weise zu einer einträglichen Stelle zu gelangen. Da aber zu fürchten stand, Alba werde im Namen des Königs von Spanien sich der Stadt Rom bemächtigen, so schickte der alte Tasso seinen Sohn und Neffen zur Fortsetzung ihrer Studien nach Bergamo; er selbst floh darauf, als man schon die Ankunft des feindlichen Heeres meldete, mit Zurücklassung seiner meisten Sachen nach Ravenna, von wo er einer freundlichen Einladung des Herzogs von Urbino nach Pesaro folgte. Dorthin kam auch Torquato und genoß in stiller Ruhe, während der Vater sein Gedicht „Amadis" vollendete, mit dem Sohne des Herzogs denselben Unterricht, nicht allein in den alten Sprachen und in der Mathematik, sondern auch in allen ritterlichen Uebungen. Darauf folgte er dem Vater nach Venedig, wo dieser die Herausgabe seines großen Gedichtes besorgte, und er fand hier Gelegenheit, im Umgange mit vielen Gelehrten und Dichtern seine Kenntniß der Italiänischen Sprache und der neuern Litteratur weiter auszubilden. Bernardo aber, der sich der Neigung des Sohnes, sich der Dichtkunst und Philosophie zu widmen, entschieden widersetzte, sandte ihn zum Studium der Rechtswissenschaft nach Padua. Hier schrieb der junge Rechtsbeflissene das Heldengedicht „Rinaldo", welches so vielen Beifall fand, daß der Vater wider Willen

den Druck desselben gestatten und den Torquato seiner freien Neigung überlassen mußte. Mehrere Jahre hindurch, einen kurzen Aufenthalt zu Bologna abgerechnet, beschäftigte sich Torquato zu Padua mit dem eifrigsten Studium der Philosophie und Dichtkunst. Auf Anrathen des Vaters widmete er seinen „Rinaldo" dem Kardinal Luigi von Este, der ihn bald als Edelmann in seine Dienste nahm, und ihn nach Ferrara berief, wo eben die Vermählung des Herzogs mit der Erzherzogin Barbara von Oestreich auf das glänzendste gefeiert wurde. Der Tod des Vaters erfolgte erst vier Jahre später.

Wie traurig auch die Entfernung von Mutter und Schwester und die Verbannung des in allen seinen zuletzt auf den König von Spanien gerichteten Hoffnungen getäuschten Vaters für Tasso sein mußte, so war sein Schicksal doch keineswegs so unglücklich, wie Goethe es, seinem Zweck vollkommen entsprechend, darstellt, wenn er ihn (IV, 2) äußern läßt, er kenne die Welt von Jugend auf, wie sie so leicht uns hülflos, einsam lasse, und unbekümmert ihren Weg weiter gehe. In gleicher Weise ist es auch zu verstehn, wenn der Tasso unseres Dichters dem Herzog dankt (I, 3), daß er allein aus dem „engen" Leben ihn zu einer schönen Freiheit erhoben, ihm jede Sorge vom Haupte genommen habe. Hierbei ward Goethe durch eigene etwas übertriebene Aeußerungen Tasso's selbst geleitet. Zunächst gehört hierher die schöne im Jahre 1578 zu Urbino begonnene, aber nicht zu Ende geführte Kanzone an den Po, wo es heißt:

Der heil'ge Schatten, welcher gastfrei keinem
Verweigert frische Rast und Sitz und Pflege,
Er möge mich mit tiefster Nacht umhüllen,
Daß ich verborgen sei dem grausen Willen
Der blinden Göttin, die auch blind, mich schauen
Kann, mag in wilde Berge ich mich retten,
In Thälern ich mich betten,
Ich schweifen nächtlich auf verborgnen Auen,
Und so mich trifft, daß, nicht zu meinem Heile,
Sie so viel Augen haben muß, wie Pfeile.

Ach! seit ich eingesogen
Des Lebens Luft, die Augen aufgeschlagen
Zu diesem Licht, das nie mir heiter lachte,
Hat bös und ungewogen
Sie mich zum Ziel ersehen, zum Ertragen
Von Wunden, die kaum Alter heilen machte.
Glorwürdige Sirene*), ach! es brachte
Mich meine Wiege nahe deinem Grabe.
O daß beim ersten Streiche Grabesstätte
Ich dort gefunden hätte!
Vom Mutterbusen ward ein zarter Knabe
Durch dich, grausames Schicksal, ich gerissen.
Der Küsse ach! die sie mit Thränen bähte,
Gedenk' ich seufzend, wie vergebens flehte

*) Das Grabmal einer Sirene zeigt man bei Sorrento, dem Geburtsorte des Dichters.

Sie brünstig auf aus ihren Kümmernissen.
Denn nie mehr sollte Aug' in Aug' ich blicken
Zu ihr hinan, das Drücken
Der treuen Arme sollt' ich stets vermissen.
Dem Vater folgt' ich bang, auf flücht'ge Bahnen
Camillen gleich gerissen, gleich Ascanen.*)
In grauser Acht, in harter
Armuth wuchs ich heran, in traur'gem Schweifen.
Zu früh mußt' ich des Unglücks Weh erfahren,
Der Leiden ärgste Marter.
Des Mißgeschicks, der Schmerzen Herbe reifen
Fühlt' ich die Herbe mir von höhern Jahren.
Sein krankes, dürft'ges Alter**) und die Scharen
Der Leiden sag' ich künftig u. s. w.***)

Hiermit verbinde man folgende Aeußerung in einer Darstellung Tasso's selbst über verschiedene Ereignisse seines Lebens (bei Serassi I, 186): „Er (der Herzog) hat mich aus dem Dunkel meines niedern Schicksals (fortuna) zum Lichte und zum Ruhme des Hofes erhoben, er hat mich der Bedrängniß (disagi) entrissen und mich in ein sehr bequemes Leben versetzt, er hat meinen Sachen Werth zuerkannt, indem er sie häufig und gern hörte, indem er mich der Gnade würdig hielt, daß er sie las, indem er mir auf jede Weise seine Gunst bezeigte; er hat mich der Ehre seiner Tafel und seines vertrauten Umgangs werth geachtet, und niemals hat er mir eine Gnade abgeschlagen, um die ich gebeten."

Endlich gehört hierher die Stelle aus dem „befreiten Jerusalem" (I, 4):

Großherziger Alphons, du, aus dem Wetter
Des Mißgeschicks zum Hafen mein Geleit,
Des irren Pilgers, der beim Sturmgeschmetter
Nah war dem Tod, mit Wog' und Riff im Streit.

Alle drei Stellen dürften Goethe vorgeschwebt haben.

Wie die Trennung von der Mutter und ihr früher Tod, so mußten auch die von Goethe vorausgesetzten bedrängten Umstände, unter denen der Jüngling aufwuchs, und die getäuschten Hoffnungen seines Vaters Tasso's weiches, leicht verletzbares Herz immer mehr von der Welt abziehen und in sich selbst hinein scheuchen, ihn der Einsamkeit und dem Leben in seinen dichterischen Gestalten einzig zuwenden, seine Beurtheilung der Außenwelt ganz trüben und ihn der Eigenwilligkeit seines in sich selbst allein ruhenden, sich genügenden, seinen Neigungen alles gestattenden Herzens blind überlassen. Wie sehr gleicht dieser Tasso dem Werther, der gerade daran zu Grunde geht, daß er „sein Herzchen wie ein krankes Kind hält, dem all sein Wille gestattet wird"! Auch Werther

---

*) Vgl. Virg. Aen. II, 723. 724. XI, 540—542.

** Er deutet mit diesen Worten auf den unglücklichen Vater hin, dessen treu beweinten Verlust die Schlußworte der unvollendeten Kanzone beklagen.

***) Serassi führt von den hier mitgetheilten Versen der Kanzone nur V. 1—13 und V. 21—30 an. Vgl. I, 65. II, 15 f.

ist, wie Tasso, dem Kampfe des Lebens fern geblieben, er hat nur in sich gelebt, ist durch die weiche Erziehung seiner Mutter verzärtelt worden: aber wenn Tasso rein seinen idealen Gebilden folgt, so hat Werther sich in die Natur vertieft, an deren Busen er träumerisch sein Leben verbringt; seinen natürlichen Trieben will er ungestört folgen, und da die Außenwelt ihm hier hemmend entgegentritt, so geräth er, statt auf dem Boden der Wirklichkeit sich zurecht zu finden, und zu erkennen, daß der Mann in muthigem Kampfe sich stählen müsse, in äußerste Verzweiflung, die ihn in der einst so liebevoll verehrten, heiter ihn umspielenden Natur nur ein allverschlingendes Ungeheuer erblicken läßt. Auch er ist eine dichterische Natur, der aber jener höhere, über die irdischen Verhältnisse hinwegsetzende Schwung fehlt, welcher auch noch in Thränen und Klagen einen wehmüthig erhebenden Genuß findet; es mangelt ihm jene zusammenfassende Kraft, die ihn zu größeren dichterischen Gebilden befähigte, und in diesen ihn einen reichen Schatz seligen Glückes finden ließe; er fühlt sich mit seinem Schmerze einsam und allein, wogegen dem Tasso ein frisches Leben in den Idealen seiner hochfliegenden Einbildungskraft verliehen ist, die ihm überall tröstend und heilend zur Seite steht.

Wenn der geschichtliche Tasso zunächst in den Dienst des Kardinals Luigi von Este trat, den er auch nach Frankreich begleitete, wo er sich der ehrenvollsten Aufnahme beim Könige selbst zu erfreuen hatte, und erst später, nachdem er in Folge höfischer Einflüsterungen, die den Kardinal gegen ihn mißstimmten, ohne ihn aus Frankreich zurückgekehrt war, am Hofe zu Ferrara als Herzoglicher Edelmann Aufnahme fand, so scheint Goethe, zur Vereinfachung der Verhältnisse, den Dichter gleich beim Herzog Alphons eintreten zu lassen, und wenn er (II, 4) des Degens gedenkt, den dieser ihm geschenkt, als er dem Kardinal nach Frankreich folgte, so haben wir uns die Reise hier offenbar als eine während der Dienstzeit beim Herzoge selbst unternommene zu denken.

Wie aber wirkt der Hof zu Ferrara auf den der Einsamkeit und seinen dichterischen Gebilden nachhängenden, in sich scheu zurückgezogenen, von reizbarster Empfindsamkeit glühenden jungen Dichter? Er erzählt uns selbst im Gespräche mit der Prinzessin (II, 1), wie er als unerfahrener Knabe in einem Augenblick nach Ferrara gekommen, wo Fest auf Fest diesen Ort zum Mittelpunkt der Ehre gemacht, und er ergeht sich in eine ihn ganz hinreißende Schilderung des glänzenden Turnieres. Goethe folgt auch hier der geschichtlichen Ueberlieferung, doch fand jenes Turnier nicht gleich bei Tasso's Ankunft statt, vielmehr befand dieser sich schon am 31. Oktober zu Ferrara, während die Herzogliche Braut erst am 2. Dezember ihren Einzug hielt. Die Festlichkeiten begannen am 5. Dezember mit einem herrlichen Turnier im großen Palasthofe, wo man auf einer weit sich erstreckenden, im Viereck gebauten Bühne hundert Hofkavaliere und Edelleute von Ferrara tapfer gegen einander kämpfen sah. Die folgenden Tage wurden auf Bälle, Gastmäler und musikalische Aufführungen verwandt. Das glänzendste Schaufest aber bildete das auf den 11. festgesetzte Turnier des Tempels der Liebe, welches, wie Serassi

bemerkt, durch die Neuheit und den Glanz des Amphitheaters, durch die Schönheit der Maschinen und der Darstellungen mit Lust und Staunen die unglaubliche Menge der nach Ferrara zusammengeströmten Zuschauer erfüllte. Das großartige Turnier, wo er die schönsten Frauen und die ersten Männer der Zeit als Richter über den Preis gewandter Tapferkeit sitzen sah, mußte Tasso's bisher ganz in sich verschlossenen Geist mächtig aufregen und weit über sich hinaus drängen; seine geschäftige Einbildungskraft malte ihm das, was er hier schaute, mit lebhaftesten Farben aus, und beflügelte seinen Geist, der sich gleich in gewaltige Kämpfe versetzt fühlte, aber als er nun aus diesen träumerischen Höhen auf sich zurück schaute, so mußte er seine Unbedeutendheit und leere Thatenlosigkeit um so schmerzlicher empfinden. Und so sehen wir ihn denn noch in dem Augenblicke, wo er der Prinzessin dieses glänzende Schauspiel allzulebhaft schildert, sich schmerzlich ergriffen, er muß den Vorhang über dasselbe fallen lassen, damit es ihn nicht noch in der Erinnerung seinen Unwerth zu heftig fühlen lasse. Gleich darauf beschreibt er uns treffend seinen Zustand, wie er von dem Gewimmel des ihn umdrängenden Gewühls betäubt, von so viel Glanz geblendet, von mancher Leidenschaft bewegt gewesen. Freilich fehlt Tasso, wie wir früher bemerkten, jener nachhaltende, Schritt vor Schritt sich erkämpfende Wille, aber nicht die begeisterungsvoll die That im Geist erstürmende Leidenschaft, die, wenn sie die Vergeblichkeit ihres idealen Sehnens endlich erkannt hat, trüb in sich versinkt. Treffend schildert diesen charakteristischen Zug Antonio, wenn er der Sanvitale bemerkt (III, 4), bald versinke Tasso in sich selbst, sei sich genug, ruhig in sich, und lasse alles um sich her verschwinden, aber auf einmal breche er, wie wenn ein unbemerkter Funke die Mine zünde, heftig aus, und wolle dann alles fassen und halten, was ihm nur gut dünke, in einem Augenblick das Schwierigste vollenden, das Unmögliche durchsetzen. Gerade damals, als das gewaltige Schauspiel des Turniers den Thatendrang in ihm wach gerufen, er aber, aus seinen Träumen herausgerissen, seine eigene Schwäche schmerzlich erkannt hatte, sollte ihm seines Lebens holder Morgenstern in der Prinzessin aufgehn.

Hören wir zunächst, was uns Serassi hierüber berichtet. „In jener Zeit (gleich nach den erwähnten Festlichkeiten) gelang es ihm (Tasso)", schreibt dieser, „die Gunst der Frau Lucrezia von Este, und durch diese auch die ihrer Schwester, der Frau Leonore, zu erlangen, welche einer Unpäßlichkeit wegen sich während der ganzen Zeit der Festlichkeiten nicht hatte sehn lassen. Diese Prinzessinnen waren von Gestalt sehr schön, und von so anmuthigem und doch zugleich edlem Wesen, daß sie nicht weniger Verehrung als Bewunderung bei jedem, der sie schaute, erregten. Ihr Alter von einunddreißig Jahren bei der einen, dreißig bei der andern (Tasso war demnach neun Jahre jünger als Leonore), hatte ihnen nicht geschadet, da sie immer sehr anmuthig, voll Liebreiz und Lebhaftigkeit erschienen. Ihre Mutter Renate war die Tochter des Französischen Königs Ludwig's XII., eine Dame von erhabenstem Geiste, welche durch Tugend, Talent und den Schmuck aller Wissenschaften eine der erlauchtesten Fürstinnen gewesen sein würde, hätte sie nicht all ihren Ruhm durch ihre unglückliche Anhänglichkeit

an die Irrthümer Calvin's verdunkelt.*) Renate unterrichtete sie seit ihren frühesten Jahren in den schönen Wissenschaften, der Dichtkunst, Musik und jeder andern Kunst, welche einer hohen und Fürstlichen Dame zustehn konnte, so daß sie, in jedem Wissen gebildet, dazu mit dem besten Urtheil und dem reinsten und feinsten Geschmack, besonders in Italiänischer Sprache, ausgerüstet, deshalb großes Gefallen an wissenschaftlich gebildeten Männern fanden, und diese wieder die Prinzessinnen weit mehr schätzten und ehrten, als ihre äußern Verhältnisse es forderten. Hierdurch gelang es Tasso leicht, sich die Neigung und Gunst dieser bewundernswerthen Prinzessinnen gleich zu verschaffen, und, wie er selbst schriftlich hinterlassen hat, kam Frau Lucrezia seinem Dienst entgegen und gab ihm jenen Muth, den er aus sich nicht gehabt haben würde; und da sie ihn vor allen ihren neuen Dienern und nicht geringer als irgend einen alten hielt, so schlug sie ihm nie die Erlaubniß des Besuches oder irgend eine Bitte ab, sondern zeigte sich nicht weniger geneigt in Gunstbezeigungen, als im Annehmen seines Besuches zu jeder Zeit. Nicht geringeres Glück machte Torquato bei Frau Leonore. Da er bei dieser eingeführt wurde, als sie eben von einer langen Unpäßlichkeit sich erholte, so nahm diese seltene Prinzessin, die ihn schon seines „Rinaldo" und anderer hübschen Gedichte wegen sehr schätzte, mit unglaublicher Freundlichkeit und Höflichkeit ihn auf, und bedeutete ihn, daß sie von jetzt an ihn sehr gern sehn werde, und daß sie ein wunderbares Gefallen an seiner gelehrten und verständigen Unterhaltung finde." Nachdem Serassi auf die bereits oben S. 45 angeführte Kanzone verwiesen, worin Tasso den Eindruck beschreibt, welchen Leonore am ersten Tage auf ihn geübt, fährt er fort: „Durch die Gunst dieser beiden Prinzessinnen, und besonders der Frau Lucrezia, die von großem Einflusse war und viel bei ihrem Bruder vermochte, ward ihm in kurzem der Weg zur Gnade des Herzogs geöffnet, der, da er die seltsamen Eigenschaften dieses jungen Edelmanns erkannte, und da er wußte, daß er mit einem Gedicht über die Eroberung Jerusalem's beschäftigt war, ihm seine gute Meinung und seine volle Gunst bezeigen wollte, so daß er darauf von den ersten Hofleuten mit gutem Auge angesehen, und außerordentlich geehrt wurde. — Dieses war denn der Grund, weshalb Tasso sich entschloß, sein Gedicht diesem großherzigen Fürsten zu widmen, und den Rinaldo in demselben als einen der Hauptkämpfer bei jenem Unternehmen einzuführen, um so Gelegenheit zu haben, das erlauchte Haus Este zu preisen, von welchem er sich so sehr begünstigt und geehrt fand. Wirklich nahm er die gut zwei Jahre nach dem Entwurf jener ersten Bücher oder Gesänge liegen gebliebene

*) In einer Anmerkung bemerkt Serassi, daß Calvin im Jahre 1535 sich einige Zeit in Ferrara aufgehalten, Renate aber ihre Anhänglichkeit an seine Lehre bis zum Jahre 1554 geheim gehalten habe, wo sie ihr Gatte, Herzog Ercole, von ihren Kindern trennte. Ihre Töchter wurden zu christlicher Erziehung dem Konvente der Mönche des Frohnleichnams (del Corpo di Cristo) anvertraut. Alphons sah sich auf den Wunsch des Papstes genöthigt, seine Mutter, da sie von ihren Glaubensansichten nicht ablassen wollte, bald nach dem Antritte seiner Regierung (1559) nach Frankreich zu entlassen, wo sie auf dem Schlosse Montargis im Jahre 1575 starb. Vgl. Muratori II, 13.

Arbeit (er hatte das Gedicht bereits zu Padua entworfen und während des kurzen Aufenthaltes zu Bologna daran angefangen) gleich wieder in die Hände; und ermuthigt jetzt durch die Gunst des Fürsten, und noch mehr durch das Gefallen, welches die beiden Prinzessinnen, denen er seine Verse vorzulesen pflegte, daran bezeigten, stimmte er jetzt einen andern Ton an, als er am Anfang gethan, und er schritt darin so glücklich fort, daß er innerhalb weniger Monate sechs ganze Gesänge vollendete. Deshalb ließ er aber nicht ab, in derselben Zeit auch lyrische Gedichte zu schreiben, besonders wenn sich ihm eine Gelegenheit darbot, den Prinzessinnen die Achtung und Bewunderung zu bezeigen, die er für sie hegte." Serassi führt in dieser Beziehung mehrere Sonette an, unter andern das oben S. 45 erwähnte, das Tasso dichtete, als die Aerzte der Frau Leonore das Singen verboten hatten. An einer andern Stelle (I, 168) äußert Serassi über letztere: „Diese Prinzessin war sehr schön und über alle Maßen artig, aber eben so spröde und zurückhaltend, da sie seit ihren ersten Jahren ein sehr musterhaftes und frommes Leben zu führen sich entschieden hatte. Deshalb scheute sie das öffentliche Erscheinen und jede Eitelkeit und jeden Damenputz, hielt sich meist in ihren Zimmern, und hatte bloß Lust daran, ihren Studien obzuliegen, und ihren Geist zuweilen durch weise und gelehrte Unterhaltung mit Männern der Wissenschaft zu nähren. Deshalb sah sie gern den Tasso, und weil sie seine wunderbare Gelehrsamkeit, wie auch die andern ihn zierenden trefflichen Eigenschaften hochschätzte, schenkte sie ihm ihre Gunst und beschützte ihn mit aller Kraft." Er erklärt hierauf, daß diejenigen, welche sie einer Schwäche gegen Tasso zeihten, sich des größten Unrechts gegen diese weise und höchst fromme Prinzessin schuldig machten, die der Reinheit ihres Lebenswandels wegen in ganz Ferrara in solcher Achtung gestanden, daß man es großentheils der Wirkung ihres Gebetes zugeschrieben, daß die Stadt nicht vom Po überschwemmt und nicht ganz von der Erde verschlungen worden, als sie zu allgemeinem Schrecken (in den Jahren 1570 und 1571) einige Monate lang erschüttert wurde.

Auch Goethe läßt den Dichter erst nach Lucrezia, und durch deren Vermittlung, die Bekanntschaft der eben genesenden Prinzessin Leonore machen, die er sich ohne Zweifel, obgleich dies bloß einmal in der Anrede „junger Freund" (II, 1), sonst nur in ihrem ganzen Benehmen angedeutet ist, einige Jahre älter wie Tasso selbst dachte. Im Jahre 1575, worin das Stück spielt, war sie eben vierzig Jahre alt. Daß sie bereits Gedichte von Tasso gelesen, hebt er absichtlich nicht hervor; der erste Blick entschied, beider Herzen hatten sich auf ewig gefunden. Tasso, eben von dem Gefühle seiner Thatenlosigkeit niedergebeugt, wie mußte seinem in idealen Träumen sich so gern wiegenden Geiste ein neuer und glänzendster Heilsstern in der Prinzessin aufgehn! Und wie mußte diese, die eben genesende, die noch der Stütze ihrer Frauen bedurfte, den jugendlich frischen, von leidenschaftlichen Bewegungen aufgeregten Dichter empfangen, der ihr an der Seite ihrer Schwester entgegen trat, aus dessen Blick träumerisches Sinnen und süße Schwermuth sprachen! Vgl. Goethe's Darstellung II, 1 und III, 2. Und wie ganz ähnlich hatte das Schicksal sie gebildet! Auch die Prinzessin hatte das

Unglück erlitten, früh von der Seite der heißgeliebten, herzlich verehrten Mutter gerissen zu werden, die sie rettungslos dem Irrglauben und ewigem Verderben verfallen sah. Wie viel tiefer mußte hierdurch ihr zartes Gemüth ergriffen werden, als Tasso, der, wenn er seine Mutter auch der Willkür ihrer eigennützigen Verwandten überlassen sah, doch für ihr Seelenheil nicht zu bangen brauchte. Und selbst des tiefbetrübten Vaters Nähe sollte sie nicht erfreuen, nur die einzige Schwester war es, die ihr tröstend zu Seite stand. Treffend läßt Goethe die Prinzessin der unglücklichen Trennung von der Mutter gedenken, die ihren Kindern nicht den Trost gelassen, daß sie mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei (III, 2), wogegen er ihrer klösterlichen Erziehung, die ihm wohl mit ihrer feinen Bildung in Widerspruch zu stehn schien, nicht gedenkt. Wenn Schwermuth ein Grundzug von Tasso's krankhaft reizbarer, durch sein Unglück verstimmter Natur war, wodurch er der Einsamkeit zugetrieben wurde, so sehen wir die Prinzessin von frühester Jugend an durch häufige Krankheit auf ihrem Zimmer festgehalten, fern von allen Festlichkeiten und Spielen der Freunde und Geschwister; unter manchen Leiden mußte sie früh entbehren lernen. Am schmerzlichsten aber empfand sie es, als ihr auch das einzige, was sie in ihrer Einsamkeit schön ergetzte, die Uebung des Gesanges, aus Gesundheitsrücksichten verboten ward, was Goethe (III, 2) seinem Zweck gemäß unmittelbar vor die Ankunft Tasso's versetzt, dessen bei dieser Gelegenheit gedichtetes Sonett wir oben S. 45 erwähnten. Ihr völliges Versenken in sich und ihren Schmerz läßt er sie in dem Bekenntniß aussprechen, sie habe Schmerz und Sehnsucht und jeden Wunsch mit leisen Tönen eingewiegt, Leiden sei ihr da oft Genuß und selbst das traurige Gefühl zur Harmonie geworden. Es ist ein sehr wahrer Zug, daß auch die so milde und zarte Prinzessin im Ausdrucke des Schmerzes über den Verlust ihrer höchsten Freude etwas ungerecht wird: denn es war ihr ja noch die ihrem Herzen so wohlthuende, ihren Geist so erhebende Beschäftigung mit den Dichtern und Weisen geblieben, unter den letzteren vor allen mit Plato. Freilich ist ihr bescheidener, ächt weiblicher Sinn weit entfernt, sich ihrer Kenntnisse zu überheben, sich einer selbständigen Thätigkeit in beiden Beziehungen zu rühmen, aber sie spricht doch unverholen ihre Freude aus (I, 1), daß sie der Unterhaltung kluger Männer, wohin dieselbe sich auch wenden möge, leicht folgen könne, ihre Lust, beim edlen Streite über philosophische Fragen aufmerksam zu horchen. Wie mußte sich Tasso ganz zu einer so edlen, tief gebildeten, gleich ihm trüb in die Welt, die ihr kein wahres Glück zu bringen vermöge, schauenden und scheu vor ihr zurückweichenden, gleich ihm von süßer Schwermuth durchzitterten Seele hingezogen fühlen, aus deren vollem, wenn auch noch von Krankheit getrübtem Auge ihm der reichste Strahl unendlicher Liebe entgegen leuchtete! Wie mußte seinen schwärmerischen, eben an der glücklichen Vollendung großer, von der Einbildungskraft prächtig ausgemalter Thaten verzweifelnden Sinn der Gedanken erheben, sich die Liebe der so hochgestellten edlen Frau in vollstem Maße zu erringen!

Indessen wagte das glühende Feuer der Liebe sich am Anfange nur sehr scheu hervor, da Tasso unter der Verehrung für die erlauchte Prinzessin, diese

unter der Freude an seiner weisen und belehrenden Unterhaltung und der Bewunderung seines dichterischen Geistes es mehr oder weniger bewußt verbarg. Es war dies für beide Liebenden eine Zeit schönen, ungetrübten Glückes, wie die Prinzessin im Gespräche mit Tasso gesteht (II, 1), der selbst bemerkt, sein ganzes Streben habe auf sie allein alle seine Strahlen gerichtet, sein unruhiges Sehnen sei in ihrer Nähe wunderbar geheilt worden, da er in ihr das einzig Wünschenswerthe gefunden. Die Frauen behandelten ihn mit zarter Schonung, mit freudigster Bewunderung, und verwöhnten ihn dadurch immer mehr, so daß er sich ganz dem Triebe seines Herzens überließ, sich gar nichts versagte, wie er denn auch schon in dieser Zeit durch starke Getränke sein Blut in Aufregung gebracht haben dürfte. Auch seine Lust am Putze, die das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid mit etwas Stickerei verlangte*), der Wunsch, daß ihm alles fein, gut, schön und edel stehe (III, 4), ward im Umgange mit den Damen genährt, da Tasso der Prinzessin in seiner ganzen äußerlichen Erscheinung zu gefallen suchte, und Lucrezia für die Erfüllung seines Wunsches, da sie selbst den ihr so theuer gewordenen Dichter gern geputzt sah, möglichst Sorge trug. Nicht geringen Vorschub fand er hierdurch auch in seiner Sorglosigkeit, welche sich um die Beschaffung und Erhaltung solcher ihm doch wünschenswerthen Dinge nicht kümmerte. Die Sanvitale bemerkt an der angeführten Stelle, wie Tasso kein Geschick habe, solche Dinge anzuschaffen, sie zu erhalten, wie es ihm zu dem einen häufig an Geld, zu dem andern an Sorgsamkeit fehle, so daß er auf jeder Reise einen großen Theil seiner Sache zurücklasse, ihm manches veruntreut werde.**) Wie sollte er auf solche Dinge nachhaltende Sorgfalt verwenden können, da er wohl lebhaft zu wünschen, aber nicht seinen Wunsch durchzusetzen vermochte, weil er nur vorübergehend den Blick aus sich heraus, auf die ihn umgebende nüchterne Wirklichkeit des Lebens zu werfen im Stande war.

Eine ganz neue Gestalt gewann das bisher noch immer schüchtern zurückhaltende Verhältniß des beiden Schwestern huldigenden Dichters zu Leonoren, als Lucrezia dem fünfzehn Jahre jüngern, mit Tasso erzogenen Sohne des Herzogs von Urbino ihre Hand reichte. Tasso feierte diese ihm Jahre 1570 glänzend begangene Vermählung mit einer Kanzone und einem Sonette an den erlauchten Bräutigam. Serassi's Mittheilung, daß Tasso nach der Abreise der Neuvermählten der Prinzessin Leonore mit größerm Eifer gehuldigt habe (I, 169),

---

*) Goethe weicht hier mit guter Absicht von der Ueberlieferung ab, wonach Tasso zwar auf sehr weißes Leinenzeug hielt, aber immer ein schwarzes, ganz einfaches Kleid trug. Vgl. oben S. 55.

**) Serassi bemerkt II, 211, Tasso habe seiner Studien wie auch seiner Krankheit wegen auf solche Kleinigkeiten keine Sorgfalt wenden können, und sei mehrfach betrogen und arg bestohlen worden, wie ihm z. B. im November 1592 auf einmal mehr als 30 Scudi abhanden gekommen, so daß er, um sich Kleider anzuschaffen, Manso's Freigebigkeit habe in Anspruch nehmen müssen; ein andermal habe ein falscher Freund eine ihm anvertraute Summe ihm abgeleugnet. Als er dem Kardinal nach Frankreich folgte, hatte er mehrere seiner Sachen bei Juden in Versatz. Vgl. Serassi I, 172.

verwendet Goethe zu seinem Zwecke auf geschickte Weise, wogegen er die Erzählung von dessen längerm Verweilen bei der Prinzessin Lucrezia zu Pesaro und Casteldurante, und die entschiedene Aeußerung, daß der junge Dichter dieser noch immer mehr gehuldigt habe als ihrer jüngern Schwester (I, 199 ff. 203), zur Seite läßt. Eben so wenig finden wir des Trostsonettes an Leonoren bei der Abreise ihres Bruders des Kardinals (I, 207) oder des mit großem Beifall aufgenommenen „Amyntas" irgend gedacht, da dieses dem die möglichste Einfachheit erstrebenden Dichter ohne bedeutende Wirksamkeit schien. Daß wir uns aber zwischen Lucrezia's Vermählung und dem Beginn unseres Stückes eine geraume Zeit zu denken haben, ergibt sich aus der Aeußerung Leonorens (III, 3), ihre Schwester Lucrezia, „das schöne Weib, das edle, große Herz," sei nicht glücklich, weil sie dem jüngern Manne keine Kinder bringe. Indessen besuchte doch Lucrezia mehrfach Ferrara, wie die Bemerkung der Sanvitale (IV, 2) verräth, die Schwester von Urbino komme fast so sehr seinetwegen, als um der Geschwister willen. Goethe's Tasso gesteht der Prinzessin (II, 1), daß es ihm die Brust zerrissen, als er gesehen, daß seit der Abreise der Schwester niemand vermocht, ihr die reine Freude zu ersetzen, wie er da den Wunsch gehegt, ihr etwas, wenn auch nur wenig, sein zu können, ihr nicht mit Worten, sondern mit der That zu zeigen, wie er sein Herz im stillen ihr geweiht. Aber leider gelang es ihm nicht, wie er selbst wohl einsieht; oft handelte er mit bester Absicht ihrem Wunsche gerade zuwider, woher er, sobald er dies erfuhr, sich sehr beschämt zurückzog: allein die Prinzessin beruhigt ihn damit, daß sie seinen guten Willen nie verkannt habe, da sie wohl wisse, wie wenig Tasso zweckgemäß zu handeln, sich in's Leben zu schicken verstehe. Der in der Welt unerfahrene, einzig mit seinen dichterischen Gebilden, mit den durch die Philosophie entwickelten Idealen seines edlen Herzens beschäftigte Jüngling*), wie mußte er sich verletzt fühlen, wenn die Außenwelt und besonders das so sehr auf den Schein gestellte Hofleben seinen Träumen nicht entsprach, wenn er, statt Wahrheit und Edelmuth, Trug und Böswilligkeit zu finden glaubte! Seine geschäftige Einbildungskraft schürt seine Abneigung gewaltig an, er hält gleich die Menschen, die ihm nicht behagen, deren Kälte und nüchternes Wesen ihn abstößt, für Bösewichter, die, welche ihm nicht freundlich entgegen kommen, für seine erbitterten Feinde, sieht sich von einer ganzen Masse von Gegnern umgeben, vom ärgsten Verrath umsponnen, da der unmäßige Genuß von starken Getränken sein Blut in wilde Aufregung gesetzt hat. Daher meidet er auch die Menschen, sucht immer mehr die Einsamkeit auf, die für

*) Als Tasso zuerst nach Ferrara kam, war er 21, zur Zeit der Verheirathung der Prinzessin Lucrezia 26, im Jahre, wo unser Stück spielt, 31 Jahre alt. Unser Dichter denkt ihn ohne Zweifel einige Jahre jünger, wie er auch zwischen das erste Erscheinen zu Ferrara und unser Stück keine Zwischenzeit von zehn Jahren setzte. Kam Tasso etwa als achtzehnjähriger Jüngling nach Ferrara, so können wir ihm in unserm Stücke etwa vierundzwanzig, der Prinzessin dreißig Jahre geben. Goethe selbst war sechsundzwanzig Jahre alt, als er in Weimar einzog.

seine sich tiefer und tiefer in ihre falschen Verdachtsgewebe einspinnende Seele der ärgste Feind ist. Mit Recht bemerkt Alphons, die Menschen fürchte nur, wer sie nicht kenne, und wer sie meide, werde sie bald verkennen. Tasso glaubt freilich, im vollsten Besitze des Maßstabes zu sein, wonach man Menschen zu messen habe, aber sein Maßstab ist ein völlig einseitiger, da ihm das Leben und die bunten Mischungen, welche den innern Kern so oft umhüllen, die mancherlei Abstufungen der Charaktere völlig unbekannt sind. Ihm geht es, wie dem Wilhelm Meister, der selbst bekennt (B. 16, 310): „Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach innen, als nach außen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im mindesten zu verstehn und zu begreifen"; nur ist Wilhelm Meister eine zu gutmüthige, treuherzig an jeden sich anschließende, ihm vollstes Zutrauen schenkende Natur, das gerade Gegenspiel zu dem argwöhnisch der Welt, die er nicht versteht, mißtrauenden Tasso. In ähnlicher Weise äußert Goethe im Jahre 1781 zur Zeit, wo Tasso ihn beschäftigte, in einem Briefe an seine Mutter (bei Riemer II, 131) über sich selbst: „Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge (die man auch dem Tasso und Meister nicht absprechen kann) wäre ich (in dem engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreise zu Frankfurt) doch immer unbekannt mit der Welt, und in einer ewigen Kindheit geblieben (Aurelie nennt den Meister „das erste, großgeborene Kind der Schöpfung"), welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und anderen unerträglich wird." Auch erinnert man sich hierbei des bekannten Ausspruches von Schiller über seine „Räuber" (Hoffmeister's Nachlese IV, 156), er habe zwei Jahre vorher sich angemaßt, Menschen zu schildern, ehe ihm noch einer begegnet sei. Aber nicht allein die Welt, sondern auch sich selbst verkennt Tasso, da er seinen guten Willen und das glühende Feuer, womit er das für gut und wünschenswerth Erkannte sich ersehnt, schon für wahre Tugend hält, ohne zu erkennen, daß der Mensch vor allem besonnener, sich beherrschender Ruhe und nachhaltigen, auf Erreichung des klar erkannten Zweckes unablässig gerichteten Strebens bedürfe. Mit Recht hält ihm Antonio (II, 3) entgegen, daß der Wille allein die Thaten nicht herbeilocke, und im Gespräche mit dem Herzog (V, 1) tadelt er es scharf, daß ein Mann, der seinen Geist so viel gebildet habe, der jede Wissenschaft zusammengeize, jede mögliche Erkenntniß zu ergreifen suche, nicht daran denke, sich selbst zu beherrschen. Tasso selbst fühlt dies einen Augenblick Antonio gegenüber, wenn er diesen bittet, er möge ihn „den Raschen, Unerfahrenen zum mäßigen Gebrauch des Lebens einweihen" — aber es ist dies nur eine augenblicklich auflodernde Flamme, die bald erlöscht, und der Wunsch selbst zeigt, daß er nicht ahnt, welcher Aufopferungen es hierzu bedürfe. Würde Tasso mit demselben nachhaltigen Eifer, mit derselben ängstlichen Sorgfalt, die er auf seine dichterischen Arbeiten und seine wissenschaftlichen Bestrebungen wendet, das Leben selbst betreiben, so würde er gegen die Leidenschaft gesichert sein, womit er seinem glühenden, träumerischen Einbildungen nachhängenden Herzen alles einräumt, während jede besonnen das Leben

erfassende und seine Zwecke durchsetzende Thatkraft in ihm schläft: aber so wird sein „frei Gemüth verworren und gefesselt".

Das, was außer und mit seiner Liebe zur Prinzessin, seine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch nimmt, ist sein Gedicht, das aber, wie es bei Tasso nicht anders zu erwarten steht, in romantischen Träumen sich ergeht, indem es die Eroberung des längst den Christen wieder entrissenen gelobten Landes besingt. Daß ihn hierbei zugleich die schwärmerische Absicht leitete, zu einem neuen Kreuzzug zu begeistern, worin gerade sein kriegslustiger Herzog sich Lorbeeren erwerben werde, wie wir dies gleich in der vierten und fünften Stanze des Gedichtes angedeutet finden,*) läßt Goethe ihn selbst Antonio gegenüber aussprechen (IV, 4,) und auch die Worte von Alphons, Tasso habe Jerusalem für sie erobert, und so die neue Christenheit beschämt (I, 4),. möchten hierauf zu beziehen sein. Nur die Prinzessin und Alphons, die ihm beide als hohe, verehrungswürdige Gestalten entgegentraten, haben bedeutenden Einfluß auf das Gedicht geübt. In der Hoheit der erstern ist ihm die wundervolle Würde wahrer Weiblichkeit und die unendliche Zauberkraft reinster Liebe entgegengetreten, welche dem Werke die Glut erhabenster Liebe eingehaucht. Hören wir ja Tasso selbst der Prinzessin gestehn (II, 1), daß er in seinem Liede einer alles schuldig geworden, daß er das ihm hier vorschwebende Urbild jeder Tugend, jeder Schöne nicht aus der Einbildungskraft gesogen, daß „Tancredens Heldenliebe zu Klorinden, Erminiens stille, nicht bemerkte Treue, Sophroniens Großheit und Olindens Noth" (das letztere, als das wichtigste Verhältniß, scheint Goethe bedeutungsvoll an den Schluß zu stellen) nicht leere Schattenbilder seien, er vielmehr in ihnen „das Geheimniß einer edlen Liebe, dem holden Lied bescheiden anvertraut" habe. Daß bei Sophronien, die sich dem Wohl der Christen aufopfern will, aber in ihrem Geliebten Olind einen bereiten Mitstreiter findet, der durch seinen Tod sie dem selbstgewählten Verhängniß entreißen will (II, 14—53), die hohe Gestalt der Prinzessin dem Dichter vorgeschwebt habe, hebt Serassi bestimmt hervor, indem er besonders in folgenden drei Stanzen ihr vortrefflich ausgeführtes Bildniß zu erkennen glaubt.

Mit Königlichem Sinn nach Hohem trachtend,
War eine Maid von reifer Jungfrauschaft,
Von hohem Reiz, doch ihn nur so weit achtend,
Als er der Keuschheit würd'gen Schmuck verschafft.
Der Buhler Blicke, wie ihr Lob verachtend,
Von ihnen ungeehrt und unbegafft;
Ihr größter Werth war, großen Werth dem Lauern
Der Männer zu entziehn in engen Mauern. —

Olind, Sophronia — beide sah entstehn
Dieselbe Stadt —, an einem Glauben hangend;
Bescheiden er nicht minder, als sie schön,
Viel wünschend, wenig hoffend, nichts verlangend,

*) Man vergleiche auch die schöne Weissagung von Alphons, die Rinaldo XVII, 90—94 von dem Alten erhält.

Verschmäht, wenn auch gesehn, doch übersehn,
Der Red' unkundig, oder vor ihr bangend,*)
So dient der arme Jüngling ihr bis jetzt,
Die ihn vielleicht nicht sieht, nicht kennt, nicht schätzt. —
Die Jungfrau kam allein hervorgegangen
Den Reiz nicht ausgestellt, nicht bang verwahrt;
Mit stetem Blick, von ihrem Schlei'r umfangen,
Ablehnend, edelstolz in Gang und Art.
Ob Kunst, Nachlässigkeit, Glück, Schmuck errangen,
Was des Gesichtes Haltung offenbart?
Lieb' und Natur und güt'ge Himmel haben
Nachlässigkeit geschmückt mit ihren Gaben.

Mit Absicht stellt Goethe keineswegs Sophronien als ein Abbild der Prinzessin dar, sondern deutet nur an, daß letztere ihn bei Schilderung dieser innig zarten Liebesverhältnisse begeistert habe.**)

Aber nicht allein die Prinzessin, sondern auch Alphons hat wesentlichen Einfluß auf Tasso's Gedicht gewonnen; er war es, der ihm bei der Heldengestalt Gottfried's und bei der Schilderung mancher tapfern Thaten lebhaft vor der Seele stand. Mit Recht erkennt Tasso, daß der thatenlose Jüngling das Gedicht nicht aus sich selbst genommen habe. Hebt er der Prinzessin gegenüber den Einfluß hervor, den sie auf die Darstellung der Liebesverhältnisse geübt, so kann er nicht umhin, als er dem Herzog das Gedicht übergibt, auch der bedeutenden Einwirkung zu gedenken, die er diesem zu verdanken habe.

Die kluge Leitung
Des raschen Krieges — hat er (der thatenlose Jüngling) die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
An dem beschiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth,
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst,
Das alles eingeflößt, als wärest du
Mein Genius, der eine Freude fände,
Sein hohes, unerreichbar hohes Wesen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Auch hier hat Goethe einen geschichtlichen Zug auf geschickte Weise benutzt; denn Serassi bemerkt in Bezug auf die hohe Meisterschaft und die große Genauigkeit, welche sich in Darstellung der Schlachten und einzelnen Kämpfe, so wie der ganzen Kriegsleitung im „befreiten Jerusalem" zeige (I, 208), Tasso habe nicht allein die Kriegskunst gründlich studirt, sondern auch geübte Krieger dabei zu Rathe gezogen, unter anderen den Herzog selbst, der diese Kunst von.

---

*) Hier scheint Tasso sein eigenes Verhältniß zur Prinzessin zu schildern.

**) Ueber die Liebe der Erminia, der Tochter des Königs von Antiochia, zu Tancred vgl. III, 12. 17—20. XI, 55—114. VII, 1—22. XIX, 77—119, über die Heldenjungfrau Klorinde, die, von Tancred wider Willen verwundet, als Christin stirbt, I, 46—49. II, 38—52. III, 21—35. XII, 2—99.

tüchtigen Meistern erlernt und sie von früher Jugend an, wo er ohne Wissen des Vaters dem König von Frankreich seine Dienste angeboten, mit großer Lust betrieben. Anderswo berichtet derselbe (I, 230), wie Alphons sich das Gedicht gern habe vorlesen lassen und von den getroffenen Aenderungen Kenntniß genommen.

Wie früher die Abreise der Prinzessin Lucrezia, so übte in dem unserm Stücke vorangehenden Jahre die Ankunft der Gräfin Leonore Sanvitale einen bedeutenden Einfluß auf das Verhältniß der beiden Liebenden. Der Dichter läßt sie ungefähr ein Jahr in Ferrara zubringen; gleich nach dem Eintritt des Frühlings will sie mit ihrem Sohne, der dieses Jahr schnell gewachsen ist und sich schnell ausgebildet hat, zu ihrem Gemahle nach Florenz zurückkehren. Hiernach haben wir sie wenigstens sieben bis acht Jahre älter zu denken, als sie bei Serassi erscheint, nach welchem sie sich ganz vor kurzem vermählt hatte, doch wohl mehrere Jahre jünger, wie die Prinzessin. Serassi erwähnt (I, 275) des Sonettes, welches Tasso im Jahre 1577 bei Gelegenheit der Geburt ihres Töchterchens schrieb, das ihre Züge in wunderbarer Treue wiederspiegelte. Vgl. oben S. 48. Derselbe schildert sie (I, 243) als eine sehr schöne Dame, von hohem Sinne, von anmuthigem und edlem Wesen, und sehr bewandert in den schönen Wissenschaften wie in aller Gelehrsamkeit; sie schrieb sehr geläufig in Versen wie in Prosa. In einem im Oktober 1574, wo sie noch unverheiratet war, von Girolamo Catena an sie gerichteten Briefe heißt es: „Ich habe mich selbst häufig gewundert, daß Du, als Du kaum vierzehn Jahre alt warest, die Lateinische und Italiänische Sprache genau kanntest, Cicero's Schriften fleißig lasest, des Aristoteles Ethik Dir angeeignet hattest, die Geschichte des alten und neuen Testamentes auswendig wußtest, Reden und Briefe in reinem Stile schriebest und auch dichtetest. Und jetzt willst Du den Euklid studiren, und Dich später der Astronomie widmen. — Was soll ich von der ausgezeichneten Freundlichkeit sagen, was von Deinem reizenden Wesen, das von der Begierde nach Ehre, Keuschheit und Ruhm entzündet, durch liebliche Einfachheit gewürzt, durch holde Strenge gemäßigt ist, so daß wenn die Bescheidenheit sich eine Tochter gewünscht, sie von Deinem Wesen, Deiner Sprache, Deiner Würde, Deiner Reinheit und Deinem Geiste das Muster genommen haben würde." Weiter heißt es daselbst, sie verbinde auf wunderbare Weise weibliche Anmuth mit männlicher Würde. Goethe zeichnet uns die Sanvitale, im Gegensatze zu der gleich Tasso ganz nach innen gewandten, mit ernstem, wehmüthig trübem, aber unendlich liebevollem Blicke auf die Welt schauenden, von eigenstem Gefühle für das Wahre und Edle durchdrungenen, für ernste Dichtung und die Lehren der Weisheit rein empfänglichen Prinzessin, als eine den Reizen des Lebens und dem Scheine hingegebene, sinnlich heitere und lebhaft bewegte, fein gewandte, besonders anmuthiger, von reichem sinnlichen Leben erfüllter Dichtung, die sie mit feinem Sinne zu schätzen weiß, freundlich zugeneigte Weltdame, der es an natürlicher Gutmüthigkeit der Seele nicht fehlt, woher man leicht mit ihr leben kann, aber sie liebt es, überall die Hand im Spiele zu haben, sich mit klug berechneter List in alle Angelegenheiten,

die ihren Sinn erregen, einzumischen, die Dinge nach ihrem Wunsche zu lenken, weshalb sie nicht ganz wahr sein kann, sondern, wie sie auf andere sorgsam aufhorcht, ihre eigene geheime Absicht zurückhält, wie dies Tasso mit natürlichem Widerwillen gegen die ihm widerstrebende Natur dieses weiblichen Antonio gleich ausspürt. Daher erwiedert er auf die Frage der ihre guten Eigenschaften, ihre Feinheit, Zierlichkeit und gefällige Nachgiebigkeit hervorhebenden Prinzessin, warum er ihrer Freundin nicht, wie sie gewünscht, habe näher treten wollen:

Ich habe dir gehorcht, sonst hätt' ich mich
Von ihr entfernt, anstatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig sie erscheinen kann,
Ich weiß nicht, wie es ist, konnt' ich nur selten
Mit ihr ganz offen sein, und wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.

In ihrer äußern Zuthätigkeit, Gewandtheit, Lieblichkeit und Anmuth des Umganges gleicht sie Leonorens Schwester Lucrezia, deren „frohen Geist", deren „Brust voll Muth und Leben", deren „reichen Witz" die Prinzessin (II, 1) so sehr vermißt, woher sie sich auch der liebenswürdigen Freundin um so eifriger angeschlossen, als diese auch ihres Tasso sich entschieden annahm, für seine äußern Bedürfnisse besser sorgte, als sie vermochte, einzelne unangenehme Folgen seines oft wunderlich sich geberdenden Wesens verwischte, und ihm bei ihrem Bruder, von welchem sie selbst nichts zu erbitten verstand, manche Gunst auswirkte. Aber Lucrezia's hoher Geist und jenes den Grundton ihres Wesens bildende reine Wohlwollen gehen dieser ganz nach außen gewandten „kleinen Mittlerin"*) völlig ab, die sich über leichte Gewissensbedenken rasch hinwegsetzt, wo es gilt, ihren Wunsch mit schlauer Kunst durchzuführen. Gerade an dieser so fein vom Dichter gezeichneten Sanvitale, deren Grundzüge er ohne Zweifel von der Branconi entnommen, wird Tasso sich der hohen Vorzüge der Prinzessin, der Gleichartigkeit ihrer beiderseitigen Naturen noch klarer und voller bewußt, und so erscheint es ganz natürlich, daß seine Liebe zu ihr sich jetzt entschiedener hervorwagt, und um so unbedenklicher, als er sie unter dem ihr mit der Sanvitale gemeinschaftlichen Namen Leonore, unter welchem er die Dame seines Herzens dichterisch preist, verstecken kann. Hierbei darf auch der Umstand nicht außer Acht gelassen werden, daß er sein Gedicht, welchem er bis dahin das Geheimniß seiner Liebe anvertraut, zum Abschlusse gebracht hat, und nur noch mit kleinen Aenderungen beschäftigt ist, da es ihm, wie dem geschichtlichen Tasso, schwer hält, sich selbst zu befriedigen, und endlich einmal sich zuzurufen: „Es ist genug!"

---

*) V, 5. Als „kleine Schlange" bezeichnet Tasso sie IV, 3. Ihr gegenüber haben wir uns wohl die Prinzessin als eine hohe Gestalt zu denken. Es geht nicht wohl an, den Ausdruck „klein" hier, wie Goethe wohl sonst das Wort gebraucht (vgl. meine „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" S. 33 Note 2), auf die Jugend der Sanvitale zu beziehen.

(I, 3)*) Besonders aber drängt sich die Liebe Tasso's freier hervor, als der Frühling, die schöne Zeit, wo die ganze Natur von frischem Liebesleben aufjauchzt, ihn in Gesellschaft der Prinzessin und der Sanvitale auf's Land geführt hat. Die Gegenwart der weltklugen Sanvitale, in welcher fein gewandte Frauenlist ihren anmuthigsten Ausdruck gefunden, scheint hierbei nicht ohne Wirkung auf Tasso geblieben zu sein; denn wir sehen ihn mit seinen Leonoren verehrenden Liedern und seinem sonstigen Verhalten so geschickt den ganzen Hof, selbst den scharfen Beobachter Antonio, in Ungewißheit über seine wahre Absicht setzen, daß der letztere es nicht unterlassen kann, der Sanvitale gegenüber zu bemerken (III, 4), Tasso sei klüger, als man denke, und er bricht in die Worte aus:

Er rühmt sich zweier Flammen! knüpft und löst
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit solchen Künsten solche Herzen! Ist's
Zu glauben?

Unserm Dichter schwebte hierbei ein von Serassi (I, 264 f.) erwähnter Liebesstreit zwischen Tasso und dem gleichfalls am Hofe zu Ferrara lebenden Dichter Batista Guarini vor. Tasso hatte letztern in einem Sonett als unsteten und treulosen Liebhaber geschildert, worauf dieser in einem Gegensonette mit treffender Schärfe erwiederte, worin es unter anderm heißt:

Er rühmt sich zweier Flammen, knüpft und löset
Den Knoten mehrmals, und mit solchen Künsten
Gewinnet er — wer glaubt's! — die Gunst der Götter.**)

Serassi bezieht diesen scharfen Tadel auf die frühere Liebe Tasso's zu der schönen Lucrezia Bendidia und die neuere zur Sanvitale, was höchst unwahrscheinlich. Der Ausdruck „Götter", den die Römer von Hochgestellten gebrauchen***), deutet hier offenbar auf erlauchte Damen hin, wie auch das „hohe Ziel" (alta meta) im Anfange des Gedichtes, und wohl dürfte hier Goethe in seiner Hindeutung auf die Prinzessin und die Sanvitale das Richtige getroffen haben.

Aber auf die Liebe zur Prinzessin, welche er in glühenden Versen zu ergießen und doch durch täuschende Zweideutigkeit zu verbergen eifrigst bestrebt war, beschränkte sich auch Tasso's ganze, ängstlich sich zusammennehmende Aufmerksamkeit:

---

*) „Die Feinheit seines Geschmackes, verbunden mit der großen Reife seines Urtheils", schreibt Serassi (I, 186), „war die Ursache, daß er sich sehr schwer zufrieden stellte, und nicht aufhören konnte, wegzunehmen und zu ändern, wobei er die äußerste Sorgfalt besonders auf die Neuheit, die Schönheit und den innern Zusammenhang der Episoden mit der Haupthandlung verwandte." Und anderswo (I, 246) bemerkt derselbe, Tasso habe während der Anwesenheit der Sanvitale sich nicht abhalten lassen, noch einzelne Kleinigkeiten, die seinem reinen Urtheil nicht vollständig genügten, umzuändern und zu verbessern.

**) Di due fiamme se vanta, e stringe e spezza
Più volte un nodo, e con quest' arti piega
(Chi'l crederebbe!) a suo favore i Dei.

***) Vgl. Hor. sat. II, 6, 52. Virg. Buc. I, 42.

in allen übrigen Dingen gab er seinen schwarzmalenden Einbildungen und seiner ungemessenen Leidenschaft alles nach, so daß wir uns seine das Blut aufregende, seinen Sinn umnebelnde Unmäßigkeit in Essen und Trinken, seinen argwöhnischen Verdacht, sein wildes Aufbrausen um diese Zeit stärker als je denken müssen, da er seinem ihn ganz bewältigenden Herzen nach allen Seiten hin den Zügel schießen ließ. Und so erwähnt denn Alphons (I, 2) den geschichtlich feststehenden Verdacht Tasso's, daß man sein Zimmer erbrochen habe (vgl. oben S. 61), als erst kürzlich vorgekommen, nicht ohne Andeutung, daß er sich als irrig erwiesen habe, was Antonio V, 1 bestimmter ausspricht, wo er Tasso's unbegründeter Klagen über „erbrochene Schlösser, aufgefangene Briefe, Gift und Dolch" erwähnt, die alle geschichtlich begründet sind. Vgl. oben S. 62. 64. 66 f.

Wir haben Tasso's Charakter mit genauester Berücksichtigung aller denselben ausbildenden, ihn in seiner traurigen Einseitigkeit bestärkenden, ihn dem Leben immer mehr entfremdenden Verhältnisse bis zum Anfang des Stückes zu entwickeln gesucht. Als seine Hauptgebrechen bezeichneten wir leidenschaftliche Hitze, die sich nicht zu beherrschen weiß, und ungemessene Reizbarkeit, die, über die nüchterne Wirklichkeit hinwegsetzend, sich den düstersten Einbildungen willenlos überläßt, sich überall von Gegnern verfolgt und bedroht sieht, wodurch er immer mehr die Menschen verkennt und in scheuer Angst vor ihnen zurückflieht. Mit Absicht läßt der Dichter gerade am Anfange des fünften Aufzugs, unmittelbar vor der Heilung, den Antonio Tasso's Hauptfehler hervorheben, seinen Mangel an Selbstbeherrschung, der auch die mittelbare Ursache seines träumerischen Argwohns sei, und sein launisches Mißbehagen, das ihm jeden reinen Genuß raube — er stellt uns die Krankheit hier lebhaft vor Augen, von welcher Tasso am Schlusse geheilt erscheint. Auf welche Weise aber soll diese Heilung erfolgen, da Tasso's von falschen Einbildungen eingenommener Geist durch keinen Zuspruch sich belehren läßt, da selbst die Prinzessin, wenn er auch ihre Wünsche mit freudigstem Herzen erfüllt, ihn doch nicht bereden kann, daß seine mit aller Lebhaftigkeit dichterischer Glut ausgemalten Wahngebilde auf Verkennung der Menschen und schwarzgalligem Argwohn beruhen, daß er zu strenge und anspruchsvoll in seiner Beurtheilung sei, wodurch er sich den einzig möglichen Gebrauch des Lebens vergälle, ja sich völlig vom Leben ausscheide, trostlos in sich selbst versinke, sich und die Welt verliere. Die Behandlung, welche Tasso von der Prinzessin und Alphons erfährt, ist keineswegs geeignet, den unglücklichen Dichter von seiner immer mehr überhand nehmenden Krankheit zu heilen. Die Prinzessin weiß nur, ihn zu schonen, und wenn sie auch zuweilen seinen Verdacht zu zerstreuen, ihn an das Leben anzuschließen sucht, indem sie ihn auffordert, in ein näheres Verhältniß zu diesem oder jenen zu treten, so hilft dies gar wenig, da sie ihn nicht im geringsten überzeugt, er seinem Herzchen, wie einem kranken Kinde, nach wie vor allen seinen Willen thut, er nicht mit fremden Augen sehn, mit einem fremden Herzen, wäre es ihm auch noch so theuer und werth, fühlen kann. Auch Alphons bringt es in seiner Behandlung des Dichters nicht weiter, als daß er Geduld mit ihm üben will, welcher Tasso gar wohl würdig sei, und

sollte er ja einmal zu eifrig sein, so bittet er die Schwester, lindernd einzugreifen. Freilich wünscht auch er, wie die Prinzessin und Leonore, ihn zu bilden, aber mögen sie ihm auch bisweilen dies oder jenes verweisen, so fürchten sie doch, ihn zu verletzen, und verwöhnen, verziehen ihn durch zu zarte Schonung; der Herzog möchte gern Sicherheit und Zutrauen dem Busen des Dichters einpflanzen, aber die verschiedenen Zeichen seiner Gunst, die er ihm in Gegenwart von vielen gibt, vermögen nichts gegen seine maßlosen Einbildungen, die, wenn die Wuth der Leidenschaft ihn befällt, sich selbst, was wir Antonio (III, 4) wohl glauben dürfen, zu wahnsinnigen Schmähungen des Herzogs und der Prinzessin versteigt*), und einzelne Enttäuschungen bleiben ohne alle Wirkung.

Was dem Tasso Noth thue, das erkennt Alphons sehr wohl, wenn er bemerkt (I, 2):

> Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
> Nicht seine Bildung danken. Vaterland
> Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
> Muß er ertragen lernen. Sich und andre
> Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
> Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
> Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen.
> Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
> Fühlt, was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Aber er ist im entschiedensten Irrthum, wenn er glaubt, nach der Veröffentlichung seines Gedichtes, welches den Ruhm seines Namens durch die Welt tragen werde, den am Hofe verwöhnten Dichter in die Welt einführen, ihn dem Umgange mit Menschen näher bringen, offener und heiterer machen zu können: denn wie sollte Tasso, den die herzlich liebevolle Mahnung seiner Freunde nicht seiner trübseligen Verkennung der Welt entziehen kann, dem Tadel der Gegner trauen, die er nur als Neider verabscheuen wird, und sollte er auch hier zuweilen der Stimme der Wahrheit Gehör schenken, so sind doch Leben und Dichten bei Tasso nicht allein durchaus getrennt, sondern sich geradezu entgegengesetzt, da wir in ersterm jenen sorgfältigen Eifer, jene bedächtige Umsicht vermissen, die seiner Dichtung eignen. Alphons will die freilich nicht unbedenkliche Rolle eines rauhen Arztes nicht auf sich nehmen, obgleich er wohl ahnen mag, daß auf diesem Wege allein eine gründliche Heilung möglich sei; hören wir ihn ja das so wahre Wort aussprechen, den Sinn des Menschen bezwinge kaum die Noth und

---

*) Auch dieses ist ein überlieferter Zug. Vgl. oben S. 58. 72. Schon als Tasso nach der ersten Flucht nach Ferrara zurückzukehren wünschte, schreibt der Herzog, wenn er in Ferrara wagen sollte, solche Worte, wie früher, fallen zu lassen, und auf solchen thörichten Einbildungen zu beharren, daß man ihn tödten wolle, so werde er ihn aus seinem Staate schaffen lassen. In einer freilich von Serassi nicht mitgetheilten Stelle aus einem Briefe an den Herzog von Urbino sagt Tasso, er wisse, daß der Herzog Alphons einen großen natürlichen Hang zur Bosheit habe und von einem gewissen ehrgeizigen Hochmuth beseelt sei.

lange Zeit. Ganz anders Antonio, der wohl erkennt, daß Tasso vom Fürsten und den Frauen verhätschelt ist, und der ihm deshalb schroff gegenüber tritt, was ihm aber von Alphons und der Prinzessin sehr verübelt wird. Er findet die Wurzel des Uebels in dem übermäßigen Glück, das ihn ungenügsam und unzufrieden gemacht; hätte er das, was ihm mit offenen Händen dargeboten wurde, mit männlicher Anstrengung seiner Kräfte, mit saurer Mühe erringen müssen, er würde den Besitz höchlich zu schätzen, sein Glück dankbar zu verehren wissen. Aber auch dieser sonst so einsichtige Menschenkenner, der hier von seiner gegensätzlich widerstrebenden Natur fortgerissen wird, irrt sehr, wenn er hierin den Urgrund von Tasso's Unglück sucht, den er mit Unrecht für stolz und hochmüthig hält. Das Uebel ruht im Mangel an Beherrschung, in dieser willenlosen Versenkung in sein Herz, dem er allen Willen thut, in dieser unbeschränkten Hingabe an die ihn blind hinreißende, band- und zügellose Leidenschaft. Das fühlt Alphons sehr wohl, wenn er dem Tasso, freilich etwas spät, die Mahnung ertheilt (V, 2):

Dich führet alles, was du sinnst und treibst,
Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinab zu stürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst!
Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.

Die Heilung Tasso's kann nur nach einer starken Krise erfolgen, seine Verblendung und Verkennung muß auf die höchste Spitze getrieben werden, und in der gewaltigsten Erschöpfung, in dem tiefsten, schneidendsten, wahrsten Seelenschmerze, der alle nebelhaften Täuschungen verscheucht, mit schlagendster Gewalt ihm seine völlige Verkennung der Welt entgegentreten, wie dies am Schlusse unseres Drama's geschieht. Nachdem Tasso's wilde Verblendung, die ihn im Fürsten, in der Prinzessin, in aller Welt nur Schelme und Schufte erkennen läßt, völlig ausgetobt, und er, erschöpft in sich zusammensinkend, den unendlichen Verlust seines ganzen, thöricht verscherzten Glückes empfindet, da tritt ihm Antonio, in welchem er seinen bittersten Gegner und neidischsten Verfolger erblickt hatte, mit der vollen, reinen Rührung eines edlen, den zermalmenden Schmerz mitfühlenden, den hohen Werth seiner dichterischen Begabung anerkennenden Mannes entgegen, der, weit entfernt, schadenfroh seines Unglücks zu spotten und dem Niedergeschmetterten den Todesstoß des Hohnes zu versetzen, ihm die treue Freundeshand reicht, welche dieser, im lebhaftesten Gefühle, wie er sich gegen ihn, gegen den Herzog und die Prinzessin vergangen, vertrauensvoll ergreift. Jetzt erkennt er, wie falsch er die Welt beurtheilt, wie schrankenlose Leidenschaft ihn des höchsten Gutes, der liebenvollen Nähe der Prinzessin, beraubt hat; auf den Trümmern seines Glückes tritt ihm der Freund entgegen, der ihn der Verzweiflung entreißt, ihn auf seinen wahren Werth, auf

sein eigenes Selbst hinweist, an seiner warm schlagenden Brust den Unglücklichen sein Weh ausweinen läßt. Tasso wird fürder, des dürfen wir gewiß sein, die wilde Flut der Leidenschaften zu beschränken, sein Herz und seine wild fliegende Einbildungskraft zu beherrschen, sich auf den Boden der Wirklichkeit männlich gefaßt zu versetzen wissen. So ist denn seine Heilung auf einem ganz unerwarteten Wege, leider nicht ohne den bittersten Verlust, endlich erfolgt, durch eine Krise, die alle vermeiden wollten, zu der aber alle unwillkürlich mitgewirkt haben. Wie ganz anders hatte sich das Verhältniß unseres Dichters zu Frau von Stein gestellt! Hatte diese edle Frau von reinster Güte und liebevollstem Gemüthe auch seine ganze Natur an sich gezogen, so daß er fern von ihr sich nicht zu halten und zu fassen wußte, so war sie doch seinen trüben Verwirrungen mit ruhiger, selbstbewußter Klarheit entgegen getreten, und hatte ihn entschieden auf das, was ihm Noth thue, hingewiesen, wie schmerzlich solche aufstörenden Erinnerungen ihm auch fallen mußten, sie hatte ihn sittlich herangebildet. Wie schön spricht sich dies in seinem Bekenntniß vom April 1782 aus: „Wenn Du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich nur neben anderen duldetest, so wäre ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Denn hätt' ich auch ohne Dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen? Könnt' ich auch wohl die Welt so rein sehn, so glücklich mich drinnen betragen, als seitdem ich nichts mehr drinne zu suchen habe?" Und doch konnte auch der Schmerz der durch die eigenthümlichsten Verhältnisse herbeigeführten Trennung von dieser höchsten Erzieherin und Bilderin seines leidenschaftlich schwankenden Daseins ihm nicht erspart bleiben, und dieser zerreißende Seelenschmerz war es, der ihn zur wundervollen Darstellung des Schlusses von „Tasso" befähigte.

Sehen wir nun, wie Goethe die Geschichte von Tasso's schmerzlicher Heilung durchgeführt hat, so können wir der eben so fein als einfach angelegten, die Charaktere in scharf umschriebener und doch lebendig natürlicher Erscheinung so wie in vollster dramatischer Entwicklung uns vorführenden Handlung nur mit höchster Anerkennung und freudiger Bewunderung folgen. Der Dichter führt uns nach dem eben im ersten Frühlingsglanz heiter lachenden Belriguardo, wo wir die Prinzessin und ihre liebreizende Freundin in freudigster Stimmung antreffen; nur die in Aussicht stehende Abreise der Sanvitale wirft einen Schatten auf diese wonnige Lust. Die Prinzessin ist so heiter, wie es bei ihrem ernsten Sinne immer möglich ist; ja sie hat sich sogar dazu verstanden, mit ihrer Freundin das „seltne festliche Gewand" (wie es Antonio nennt) von Schäferinnen anzulegen, worin wir eine freundliche Hinneigung zum Dichter nicht verkennen können, da Schäfer und Schäferinnen bei Dichtern die bei weitem beliebtesten Gestalten sind, unter denen sie so gern ihr eigenes Sinnen, Fühlen und Wollen verbergen; ja man könnte hierin eine Hindeutung auf Tasso's allbewundertes Hirtengedicht „Amyntas" vermuthen, worin er auch der beiden Prinzessinnen auf schmeichelhafte Art gedacht hatte, wäre sonst irgendwo eine bestimmte Beziehung darauf vorhanden, würde nicht vielmehr das „befreite Jerusalem" als

das erste bedeutende Werk Tasso's hingestellt. Wie so häufig, fällt ihr Gespräch auf Tasso, dessen an den Bäumen angeheftete Lieder auf Leonoren, trotz des gleichen Namens ihrer Freundin, die Prinzessin mit vollster Ueberzeugung auf sich beziehen darf, obgleich sie dies nicht gestehn will. So finden wir sie denn jetzt in der schönen Liebeszeit der Natur dem Tasso mit vollster, ihm ganz geöffneter Seele entgegen treten, in jenem romantischen Schwunge, welcher bei ihr die Stelle sinnlicher Neigung ersetzt. Auch Tasso begegnet uns in einem sehr entscheidenden Augenblicke: er ist eben im Begriffe, sein lange mit Inbrunst gepflegtes Lied, dem er das Geheimniß seiner Liebe anvertraut hat, aus seinen Händen zu entlassen, es dankbar dem Fürsten zu überreichen, dem er das schönste Glück des Lebens schuldet. Wie muß ihm in diesem Augenblicke all das Gute lebhaft sich erneuern, was er am Herzoglichen Hofe genossen, wie muß ihm besonders die liebevolle Gunst der Prinzessin, ihr hohes, göttliches Bild in strahlendem Glanze erscheinen, und um so feuriger sein Inneres entzünden, als er seinem Gefühle in Gegenwart des Herzogs und Leonorens keinen Ausdruck geben darf! Leider setzt Alphons, der den Dichter besser kennen sollte, aber durch die Freude über das endlich vollendet ihm überreichte Gedicht fast außer sich gebracht ist, und auch durch den milden Zuspruch der Damen mehr als je für ihn fühlt, Alphons setzt ihn durch den Kranz, den ihm die Hand der als höchstes Ideal ihm vorschwebenden Prinzessin darreicht, in fieberhafte Aufregung, da er dieses Glück nicht zu ertragen weiß. Sein bescheidener Geist — denn das Unglück hat ihn wirklich bescheiden gemacht, wenn auch das Glück und die überzarte Schonung sein Herz verweichlichten, so daß er sich zu keiner kräftigen That, zu keinem männlichen Widerstande gefaßt fühlt — sein bescheidener Geist empfindet es zu tief, daß dieser Kranz, den er für das höchste Glück hält, nach dessen Erlangung er keine Stunde leben könne, ihm nicht gebühre. Alphons gegenüber, dessen Bild er in dichterischen Farben sich ausmalt, fühlt er sich zu unbedeutend. Statt das Gegenwärtige zu ergreifen, die wirkliche Bedeutung des von den Freunden ihm verehrten Lorbeers zu erfassen, schweift er, von bewegter Einbildungskraft getrieben, weit in alle Fernen; dieser höchsten Gunst der ihn als Sieger kränzenden Prinzessin fühlt er sich unwerth, er fühlt, wie wenig er gethan, wie ein solcher Kranz nur die Heldenstirn schmücken dürfe, wie er erst große Thaten, gleich den in seinem Gedichte geschilderten, vollführt haben müsse, ehe er desselben würdig sei; doch leider empfindet er nur zu sehr, wie wenig er von solcher Heldenkraft beseelt sei, woher er die Prinzessin bittet, ihm den Kranz wieder abzunehmen, der glühend sein Haupt versehre. Erst als diese ihn liebevoll auf die wahre Bedeutung desselben hingewiesen hat, gibt er sich zufrieden, und er beruhigt sich endlich in einer schönen Vision, in welcher er sich träumerisch ergeht.

Da erscheint, als Tasso sich eben beruhigt entfernen will, zur unglücklichen Stunde der Staatssekretär Antonio Montecatino, von dessen ganz entgegengesetzter Natur Tasso mit seiner überfeinen, ahnungsvollen Empfindsamkeit sich von

jeher abgestoßen gefühlt hat.*) Charakter und Bildung beider bilden die entschiedensten Gegensätze. Bei Antonio herrschen Verstand und klare Ruhe fester Selbstbeherrschung vor, während Tasso ganz Gemüth, Einbildungskraft, sinnlich bewegte Leidenschaft und wild stürmende Glut ist. Wenn jener auf dem Boden der Wirklichkeit fest auftritt, die Welt mit klar eindringendem Blick erfaßt, die Schwächen der Menschen benutzt und sie zu entschuldigen weiß, so lebt dieser ganz in den Gedanken und Gebilden seiner eigenen Brust, stößt mit seinen idealen Anschauungen überall an, nach denen er die Menschen beurtheilt, schweift mit seiner Einbildungskraft träumerisch aus, umnebelt sich die Anschauung der Welt und der Menschen, wird ungerecht und unzugänglich. Antonio geht als ächter Staatsmann vom Genusse des Lebens, von dem Nutzen aus; ihm gilt es, die gegebenen Verhältnisse möglichst zu verwenden, daß in dem seiner Wirksamkeit anvertrauten Kreise das Gute und Rechte erreicht werde, wozu ihm kein Umweg zu weit, keine Mühe zu groß, keine Aufopferung zu schwer ist; er hat gelernt, sich in die verschiedensten Verhältnisse, die widerstrebendsten Charaktere, die unbequemsten Förmlichkeiten zu fügen, auf daß er dem Willen seines Fürsten möglichste Geltung verschaffe. Tasso dagegen lebt in einer fremden Welt, aus welcher er nur zuweilen seinen verwöhnten Blick der Wirklichkeit zuwendet, um schmerzlich von ihr berührt zu werden; auch er hat einen wenn auch nicht festen, doch heftigen Willen, dem das Edelste und Schönste vorschwebt, ohne dabei die nothwendige Beschränkung dieser tausend Schwächen unterworfenen Welt in Anschlag zu bringen, aber ihm fehlt die Thatkraft, den Willen durchzusetzen, zu dessen Erreichung die nöthigen, oft lange Zeit und bittern Kampf kostenden Mittel in Anwendung zu bringen; in einem Augenblick will sein Wille das erjagen, was nur besonnener, lang gehegter und nachhaltig durchgeführter Anstrengung sich endlich ergibt. Ist Antonio's Leben ganz darauf gestellt, aus sich herauszugehn, an die Welt heranzutreten, sie zu seinen Zwecken geschickt zu leiten, sie sich ganz anzueignen, so zieht dagegen Tasso sich in sein eigenes Inneres zurück, schließt sich gegen die Außenwelt ab, deren Bild nur in verzerrter Gestalt neben dem erhabenen Urbilde des Wahren, Guten und Schönen in seiner Seele sich spiegelt, stößt überall an und taumelt umher wie ein unerfahrenes

---

*) Manche Züge zum Bilde Antonio Montecatino's — einzelnes wird aus dem ersten Entwurf herübergenommen sein (vgl. S. 20) — dürfte Goethe dem Badenschen Geheimerath Edelsheim entliehen haben, von dem er mit so vieler Achtung in den Briefen an Frau von Stein schreibt (III, 174. 186 f.). Schon in einem Briefe an Lavater aus dem Sommer 1782 wünscht er dessen Urtheil über Edelsheim zu vernehmen. Edelsheim's Umgang, äußert er am 20. September 1785 von Weimar aus, mache ihm mehr Freude als jemals; er kenne keinen klügern Menschen. „Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe. Könnt' ich nur ein Vierteljahr mit ihm sein. Da er sieht, wie ich die Sachen nehme, so rückt er auch heraus; er ist höchst fein, ich habe aber nur wenig vor ihm zu verbergen, und das soll er auch nicht vermuthen." Er rühmt seine Kenntniß und Gewandtheit in „Staats- und Wirthschaftssachen".

Kind, gilt es das Zweckmäßige zu ergreifen, den Willen durchzuführen. Hat Tasso durch sein Unglück und durch die spätere ihn verziehende Schonung am Hofe, der sich ihm so leicht und glücklich erschloß, sich ganz der Welt entzogen, so hat Antonio die Schule des Lebens durchgemacht, durch Mühe und Anstrengung sich emporgearbeitet, bis es ihm endlich gelang, durch sein tüchtiges Wesen, seine gründliche Kenntniß und Welterfahrung, seine gewandte Thätigkeit die Gunst des Herzogs zu erwerben, die sein höchster Stolz, deren Erhaltung sein eifrigstes Streben ist. Aber Antonio besitzt nicht allein die zu glücklichem Wirken auf dem schlüpfrigen Boden der Kabinette durchaus nöthige feine Weltbildung, er kennt und schätzt auch Wissenschaft und Kunst, ist in Weltweisheit und Dichtung wohl erfahren, weiß letztere mit feinem, anempfindendem Sinne aufzufassen, ja er dichtet auch selbst, und wir dürfen glauben, nicht ohne Glück, wenn ihm auch die frische Schöpfungskraft des aus tiefster Seele hervorsprudelnden Strahles unmittelbarsten Gefühlslebens abgeht. Freilich hat ihm auch die Dichtung nur in sofern Werth, als sie dem Menschen nützt, als sie mit bunten, lieblichen Bildern den nach Erholung sich sehnenden Geist erfreut, und zugleich mit hoher, edelster Lebenserfahrung entnommenen Weisheitslehren sein Herz erfüllt: darum ehrt er auch in Ariost den unerreichbar hohen Dichter, den er mit schwungvoller Begeisterung feiert, wogegen Tasso's von der Wirklichkeit sich abtrennende, den wunderlichen Traum eines neuen Kreuzzuges im Schilde führende, in romantische Liebe sich ernsthaft verirrende, Homer und Virgil ängstlich nachfliegende Dichtung, wie gelungen auch einzelnes sein mag, im ganzen ihm widerwärtig erscheinen muß, wie Tasso sich durch eine gewisse rauhe Schärfe von Antonio's Wesen, die er bei aller feinen Weltbildung durchempfindet, von diesem abgestoßen fühlt.

Antonio kehrt eben von einer nach vielen Anstrengungen endlich mit gewandter Klugheit glücklich durchgeführten Sendung zurück, in froher Erwartung, sich des vollsten Beifalls und der reichsten Gnade des Herzogs zu erfreuen. Wie unangenehm muß es ihn da berühren, den ganzen Hof mit Tasso beschäftigt, ihm feierlichst huldigen zu sehn! Wenn ihm auch die Gnade seines Fürsten jedes sonstige Glück überstrahlt, so ist er doch gegen Frauengunst nicht unempfindlich; bilden ja die Schönen den reizendsten Schmuck des noch halbmittelalterlichen Lebens, welches sich am Hofe zu Ferrara entfaltet. Nun aber muß er gleich beim ersten Blick bemerken, daß die Prinzessin und ihre schöne Freundin so ganz vom Dichter hingerissen worden, daß sie sich sogar zum dichterischen Schäferkleide verstanden haben; diesen selbst sieht er mit dem Lorbeerkranze geschmückt, was ihn um so schmerzlicher berührt, als ihm von früher her bewußt ist, wie sehr Tasso durch überzarte Schonung uud übermäßiges Lob verdorben werde. Während er selbst zu Rom mit ganzer Hingabe sich dem Vortheil des Fürsten weihte, hat der Dichter in gefälligem Müssiggang — denn so faßt der durch den ersten Anblick mißstimmte Antonio im Gegensatze zu seiner stets wachen Thätigkeit das Dichten auf — sich den besten Theil erworben, den frischen Lorbeerkranz, den Antonio vielleicht weniger mißgünstig ansehn würde, hätte er der

Krönung selbst beigewohnt und sich überzeugt, wie unwillkürlich und unvorherbereitet diese erfolgt ist, wie der Dichter sie bescheiden von sich abgelehnt hat.

Gar schroff tritt Antonio dem Tasso entgegen, dessen Fragen er spitz abfertigt, und dem er Arioſtens Dichtergröße als ein Riesenbild entgegenhält: denn er glaubt dem verwöhnten Dichter, den er irrig für stolz und übermüthig hält, nicht schmeicheln zu dürfen, die herbe Wahrheit hält er hier besser am Platze, ja er denkt dem von seiner Dichtergröße ganz verblendeten Jüngling selbst damit einen guten Dienst zu erweisen. Aber muß diesem auch der Ton, worin Antonio zu ihm redet, unfreundlich und hart scheinen, so hält er doch sein Gefühl zurück, und das begeisterte Lob Arioſtens aus solchem Munde ergetzt ihn mehr, als daß er dadurch verletzt würde; sieht ja auch Tasso in ihm ein unerreichbares Vorbild, und freut sich, die Zaubergewalt der Dichtung in diesem Lobe geehrt zu finden. Bei der bescheidenen Verehrung, die er dem Arioſt weiht, hat Goethe ohne Zweifel einen geschichtlich überlieferten Zug benutzt. Serassi erzählt nämlich (I, 273 f.), wie Orazio Arioſto, der Großneffe des berühmten Dichters, einige Stanzen gedichtet, worin er den Tasso erhob, und ihn für den ersten aller Italiänischen Dichter ohne Ausnahme erklärte. Tasso lehnte dieses Lob in einem zierlich geschriebenen Briefe bescheiden ab, worin er bemerkt, er werde einen Kranz, den man den Dichtern, welche sich mit Glück versucht, zu verleihen pflege, sich selbst nicht zutheilen, aber auch, wenn er ihm angeboten werde, nicht ablehnen, wie er es jetzt thun müsse, wo Arioſt, mit Verletzung der ältesten Gesetze des Helikon's, ihm einen Kranz darbiete, der ihn über alle andern Dichter setzen solle. „Ich will nicht läugnen", fährt er fort, „daß die Kränze semper florentis Homeri*) — ich meine euren Homer von Ferrara (Arioſt) — mich sehr häufig ließen noctes vigilare serenas**), aber nicht weil ich die Blüthen und Zweige derselben abzupflücken trachtete, sondern vielleicht, weil ich den überflüssigen Wunsch hegte, mir andere zu erwerben, wenn nicht gleiche, wenn nicht ähnliche, doch wenigstens solche, welche lange grünten, ohne (ich bediene mich eurer Gleichnisse) den Frost des Todes fürchten zu dürfen. Dies ist der Zweck meiner Nachtwachen gewesen; erreiche ich dieses Ziel, so werde ich meine Mühen für wohl angewandt halten; wenn nicht, mich mit dem Beispiele vieler bedeutenden Leute trösten, die sich nicht schämten, ein großes Unternehmen vergebens gewagt zu haben."

Mächtig aufgeregt fühlt sich Tasso durch das mit absichtlicher Schärfe hervorgehobene großartige Treiben am Römischen Hofe, durch das Bild des gewaltigen Kirchenfürsten, der die Reiche der Welt mit klugem Geist zu lenken versteht. Tasso wird hier noch gewaltiger aufgeregt, als eben, wo er dem Helden Alphons gegenüber seine eigene Kleinheit so tief empfand; zittert ja seine Seele noch von dieser Erschütterung ängstlich nach. Wie erhaben scheint ihm ein solches Wirken, wie hoch eine solche Thätigkeit, wo es sich um das Wohl so vieler Tausende handelt, wie wichtig das Leben derjenigen, die zu einem solchen Zwecke mitwirken, und

*) Vgl. Lucr. I, 125.

**) Vgl. Lucr. I, 143.

wie unbedeutend dagegen dasjenige, was er als Dichter geleistet! Wie einst, als ihm bei seinem ersten Eintritt zu Ferrara das großartige Schauspiel des Turniers sich aufthat, seine Seele zwiespältig zerrissen wurde, so fühlt er sich jetzt von mächtigem Drange nach einer solchen staatsmännischen Thätigkeit getrieben, die sich sein Geist mit noch viel lebhafteren Farben, mit noch viel glänzenderen Strichen ausmalt, als es Antonio vermocht hatte. Zwar hält Tasso sein tiefes, schmerzliches Gefühl in sich verschlossen, er will es mit sich in die Einsamkeit, in den stillen Hain tragen, wo er noch eben sein unendliches Glück beschämt zu verbergen gedachte — allein er vermag es nicht: unwiderstehlich reißt es ihn zur Prinzessin hin, die ihm eben einen so unerwarteten, sein Innerstes fieberhaft aufregenden Beweis ihrer unendlichen Theilnahme gegeben, ihr muß er seine ganze Seele frei erschließen. Tasso würde auch jetzt wieder sein Leid in die Stille des Haines tragen, wie er es früher so häufig gethan, da es ihm, als einem in sich gekehrten Träumer an aller Thatkraft fehlt: allein diese ist jetzt durch die Prinzessin in ihm angeregt worden, die nicht bloß durch die reine Güte, womit sie ihm den Kranz überreichte, und die milde Zusprache, womit sie ihn bat, diesen als Zeichen der Anerkennung seines Talentes und als Sporn zu weitern Erfolgen zu tragen, sondern auch durch die liebevolle Art, womit sie sich seiner gegen Antonio angenommen, seine Leidenschaft für sie noch heftiger entflammt hat, so daß er es wagt, ihr seine Seele zu eröffnen. Diese, welche das Verletzende Antonio's bitter empfunden hat, sucht seine Aufregung zu beruhigen, indem sie ihn auf seinen eigenen Werth verweist, und das hohe Verdienst hervorhebt, die Fülle großer Thaten durch würdige Lieder auf die Nachwelt zu bringen. Vergebens sucht sie dem ungemessen ihn ergreifenden Sehnen die Lehre der Duldung einzuschärfen, ihn drängt es, ihr in diesem Augenblicke seine glühende Liebe zu gestehn, was die Prinzessin umsonst zu verhüten strebt, da er jede Gelegenheit ergreift, auf sein Verhältniß zu ihr, auf das innige Gefühl, welches sein ganzes Sein und Wollen ihr entgegendränge, das Gespräch hinzulenken. Die zarte Furcht, den Dichter zu verletzen, und der aus seiner Seele mächtig hervorquellende Glutstrom unvergänglicher, alle Nerven seines Daseins fieberhaft anspannender Liebe reißen die Prinzessin zu einem halben Geständnisse ihrer Gegenliebe hin, das ihn mit unendlicher Seligkeit überströmt. Die Prinzessin muß sich dem wilden Ansturm seiner Gefühle entziehen, indem sie ihn erinnert, daß viele Dinge nur durch Mäßigung und durch Entbehren unser eigen werden können, was er in Bezug auf ihre Liebe wohl bedenken möge. Wie aber vermöchte Tasso irgend sich zu mäßigen, sich zu beherrschen! Zwar verspricht er sich selbst, sich ihren Worten und Blicken ganz zu weihen, ihr zu Liebe alles zu dulden und zu wagen, allein wie wäre er im Stande, seine Wünsche zu zügeln, den ruhigen, stillen Weg wahren, im Gefühle gleichstimmiger Neigung seinen goldenen Lohn findenden Glückes zu wandeln! Zum Unglück hat die Prinzessin den Wunsch ausgesprochen, ihn mit Antonio verbunden zu sehn, und die Hoffnung geäußert, daß es ihr gelingen werde, das schöne Werk in kurzem zu vollenden. Dieser Wunsch, in Verbindung mit dem unvorsichtigen Geständniß ihrer Gegenliebe, veranlaßt

den unglückseligen Zusammenstoß, aus welchem sich die ganze folgende Entwicklung herausspinnt. Hätte die Prinzessin nur ihre Liebe ihm zu erkennen gegeben, ohne den Wunsch seiner Verbindung mit Antonio, so würde er diesen eher gemieden als gesucht haben, wogegen, wäre dieser ohne jene geäußert worden, Tasso die Sache nicht so eifrig, nicht so leidenschaftlich betrieben haben, nicht auf Antonio's Liebe so rücksichtslos Sturm gelaufen sein würde. Tasso's Thatkraft ist jetzt auf das gewaltigste aufgeregt, und zum Unglück muß Antonio, der eben, wie wir vermuthen dürfen, nach genauer Erzählung vom Erfolge seiner Sendung und weiterer Besprechung derselben vom Fürsten kommt, gerade jetzt mit dem glühend aufgeregten, voll höchster Seligkeit in die Zukunft schauenden, noch immer bekränzten Dichter zusammentreffen.

Tasso bietet dem Antonio mit stürmischer Hast, und auf eine Weise, welche zu deutlich verräth, daß der Anlaß dazu von anderer Seite kommie, seine Freundschaft an, was dieser, den die Mißstimmung über den Vorzug, den Tasso besonders bei den Frauen genießt, noch nicht verlassen hat, nur schroff und kalt aufnehmen kann; tritt ihm ja hier wieder dieser kecke Flug entgegen, der rasch auf sein Ziel losstürmt und es im Augenblick zu erhaschen sich anmaßt. Der Jüngling der in seinen hohen Träumen lebt, der ihm übermüthig und stolz auf andere herabzuschauen dünkt, soll erfahren, daß Freundschaft nur aus gegenseitiger, der genauesten persönlichen Kenntniß entsprungener Werthschätzung hervorgehe, nicht willkürlich auf's Gerathewohl gefordert und gegeben werden könne. Tasso, kalt abgewiesen, will nicht weiter in Antonio dringen, aber, durch die Gewißheit von der Liebe der Prinzessin mächtig gehoben, ist er unbesonnen genug, diese als diejenige zu nennen, die ihn zu einem solchen Schritte veranlaßt habe, den er freiwillig nicht gethan haben würde, wodurch er einestheils Antonio's Freundschaft herabzusetzen scheint, andererseits diesen durch die Berufung auf die Gunst der Prinzessin verletzt, die Antonio nur mit Widerwillen als eine Verschwendung an den eiteln Wort- und Liederhelden betrachten kann. Allein Tasso, durch die unzweifelhafte Liebe der Prinzessin zu kräftigem Durchsetzen seines Wunsches ermuthigt — ein ganz entschiedener Fortschritt gegen sein früheres scheues Zurückweichen vor jedem feindlichen Entgegentreten —, faßt sich, um wenigstens nicht im Streit von Antonio zu scheiden, wogegen dieser seine Annäherung rauh abfertigt. Auch jetzt läßt Tasso sich nicht abhalten, vielmehr will er es noch einmal mit der ganzen Wärme seiner glühenden Seele versuchen, und da Antonio sich wieder kalt zurückzieht, beschwört er ihn in der Tugend Namen, sich seiner anzunehmen, und beruft sich endlich mit begeisterter Seele auf den Wunsch der Prinzessin, wodurch Antonio nur noch tiefer erbittert werden muß. Entschieden erklärt dieser, daß ein zu weiter Abstand sie von einander trenne, und da Tasso noch nicht ablassen will, läßt er sich zu bitterm Spotte über den ihm verliehenen Kranz hinreißen, dem dieser zunächst das Gefühl seines dichterischen Werthes entgegensetzt. Aber endlich, immer mehr erhitzt, fährt er gewaltig auf, und erklärt, daß Antonio's wahres Wesen, sein kleinlicher Neid sich jetzt ihm enthüllt habe,

und da er Verachtung nicht ertragen kann*), so tritt er mit der scharfen Erwiederung hervor, daß er eine solche Schmähung der vom Herzoge und der Prinzessin ihm ertheilten Krone nicht leiden werde. Immer bitterer und höhnender trifft ihn Antonio's scharfe Zunge, die den schmählich abgewiesenen Dichter in leidenschaftlichste Hitze versetzt. Während jener äußerlich kalt bleibt und sich freut, daß seine Pfeile den ob seines Hochmuths und der übergroßen, ihm vorweg genommenen Gunst der höchsten Frauen ihm verhaßten Dichterjüngling brennend treffen, wird Tasso von der blutigen Verletzung seines edelsten Seins so gewaltig hingerissen, daß er sich nicht zu halten vermag: weiß er auch wohl, und Antonio hält es ihm wiederholt vor, daß die Fürstliche Wohnung geheiligt ist, daß der Burgfriede jede Drohung und jeden thätlichen Angriff unter härtesten Strafen verbietet, so setzt er sich doch über das überkommene äußere Gesetz hinweg, da eine viel höher stehende Pflicht dem Edelmanne verbiete, irgend einen Schimpf zu ertragen. Antonio trägt hierbei ohne Zweifel größere Schuld, als Tasso: der sonst so kluge und besonnene Mann ist der Eingebung schärfster Mißstimmung über die große Bevorzugung des von den Damen und dem Herzog verzogenen übermüthig stolzen Jünglings, wie Tasso ihm erscheint, blindlings gefolgt, er hat ihn seine Ueberlegenheit bitter fühlen lassen, und dadurch, besonders durch den Spott auf seinen leicht erworbenen Dichterkranz, den, wie er wohl weiß, leidenschaftlich erregten, seinen Gefühlen am wenigsten gebietenden Dichter in einen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit versetzt, was er sich freilich bei besonnener Betrachtung nicht wird verzeihen können, aber dennoch in seiner augenblicklichen Lage wohl erklärlich ist, da, wenn man sich so lange bei fremden Menschen klug und mäßig hat zeigen müssen, man nur zu sehr im Freundeskreise sich gehn, sich von den bösen Neigungen, die in der Menschenbrust ruhen, hinreißen läßt, wie Antonio selbst später gegen Leonoren bekennt (III, 1). Für Tasso jedoch, der freilich zu ganz verkehrten Mitteln greift, aber hier zuerst sich zu mäßigen und zu fassen sucht, ist dieser ungleiche Kampf, wo er dem Gegner muthig die Stirn bietet, der erste Anfang kräftiger Zusammenfassung der widerstrebenden Außenwelt gegenüber, wenn auch die zunächst eintretende Folge desselben ihn ganz niederwirft.

Alphons tritt in dem Augenblicke ein, wo Tasso den Degen gezogen hat, und den Antonio zum Zweikampf nöthigen will. Der edle Fürst, der so gern die an seinem Hofe versammelten Kräfte zu einmüthigem Wirken verbunden sähe, wird durch den Bruch des Burgfriedens, dessen er die beiden ihm vor allen am Herzen liegenden Hofleute schuldig sieht, in tiefster Seele betroffen. Freilich muß er in seinem Herzen dem Tasso gegen den überlegenen Mann, der anfangs selbst in seiner Gegenwart sich bitterer Worte nicht enthalten kann, entschieden Recht

*) Bei den Worten: „Verachtung hab' ich nicht verdient", schwebte dem Dichter wohl die Aeußerung Serassi's (II, 277) vor, der, nachdem er des versöhnlichen Charakters Tasso's gedacht hat, hinzufügt: „Das, was Tasso nicht ertragen konnte, war Erniedrigung oder Verachtung." Weiter gedenkt er der großen Bescheidenheit des Dichters, die auch Manso hervorhebt.

geben, aber dieser hat das bestehende Gesetz verletzt, er hat den Burgfrieden gebrochen; der Herzog selbst kann ihm die Strafe nicht erlassen, wenn er sie auch zu mildern vermag. Sein Vergehen macht den Tasso zum Gefangenen, doch der Herzog lindert seinetwillen das Gesetz, er gibt ihm nur den Befehl, sich auf seinem Zimmer zu halten. Wie tief aber muß dieser, der die gegebenen Verhältnisse als solche nicht anzuerkennen vermag, wie tief muß dieser sich durch einen solchen Spruch verletzt fühlen, welcher ihn, obgleich er nur als edler, freier Mann gehandelt, der einen Schimpf nicht ertragen darf, als Schuldigen bestraft. Wie könnte er, der eben aus dem Himmel seines Glückes so unsanft herabgestürzt worden, mit klarem Blicke die Wirklichkeit erfassen, die bittere, ihn keineswegs persönlich verletzende, das sittliche Recht mit nichten entscheidende Nothwendigkeit des Herzogs erkennen, der das Gesetz nicht beugen darf! Antonio trägt die Schuld, daß Tasso, der am Anfange des vorigen Auftritts sich so klar und besonnen gefaßt gezeigt hatte, nun wieder seinen schlimmsten Gedanken sich hingibt, die Wirklichkeit völlig verkennt und alles mit den trübsten Bildern erfüllt. Tasso's Geist schweift gleich in alle Weite und reißt ihn zu den traurigsten Einbildungen hin: statt die Gnade des ihn auf alle Weise schonenden Herrn in diesem Spruche zu erkennen, sieht er sein Glück mit diesem *einen* Schlage unwiederbringlich vernichtet; die Gunst des Hofes glaubt er auf immer verloren, sich dem Einflusse des allmächtigen Höflings und klug berechnenden Staatsmannes geopfert. Hatte Alphons die sein Vergehen treffende Gefangenschaft von allen sonst damit verbundenen Einschränkungen befreit, so gibt Tasso in verzweiflungsvollem Schmerze den von jenem ihm einst geschenkten Degen ab, und er entledigt sich des Kranzes, der ihm von so theurer Hand als schönstes Zeichen reiner Gunst erst vor wenig Stunden verliehen worden: er glaubt sich vom Herzog verkannt, seinem Zorne verfallen, ja er wähnt, dieser werde an seiner Gefangenschaft noch nicht genug haben, sondern ihn einem ihm feindlichen Gericht übergeben.

Wie gerecht und milde aber bewährt sich im Gegensatze zu dem Tasso vorschwebenden Bilde der ihm innigst wohlwollende Fürst, der jetzt die Schuld seines unbesonnen dem Jüngling zuertheilten Kranzes trägt! Hatte er es versäumt, im vollsten Vertrauen auf Antonio's ruhige Besonnenheit, diesem Schonung des bei aller Verkennung des Lebens doch seinem Herzen so nahe stehenden, den schönsten Schmuck seines Hofes bildenden Dichters zu empfehlen, so kann er jetzt dem vielverdienten Staatsmanne, der sich eben zu Rom aufs neue den gerechtesten Anspruch auf seinen Dank erworben hat, den Vorwurf nicht ersparen, daß es ihm besser angestanden haben würde, den Tasso zu leiten, als ihn in Zorn zu versetzen, woran er den Befehl anschließt, die Ruhe wieder herzustellen. Allein der Fürst täuscht sich, wenn er dies für eine leichte Sache hält, weil er die Beilegung des Streites ernstlich wünscht; viel richtiger hatte er gleich nach Tasso's Entfernung die auf seine Kenntniß von dessen reizbarem Wesen gegründete Furcht ausgesprochen, er sei wohl zu viel gestraft. Auch das Mittel, welches Alphons in Vorschlag bringt, ist nicht weniger als glücklich gewählt. Leonore soll ihn zuerst mit zarter Lippe zu besänftigen suchen: aber Tasso traut dieser

durchaus nicht, wie wir aus seiner eigenen Aeußerung der Prinzessin gegenüber (II, 1) wissen, und daß sie hierbei selbst ihre Absichten verfolgt, welche den unglücklichen Dichter noch tiefer in die düstere Verkennung seiner Stellung am Hofe hineinführen, werden wir bald erfahren. Darauf soll denn Antonio zu Tasso gehn, ihm im Namen des Herzogs seine volle Freiheit wiedergeben, und durch freundlich väterliche Zusprache sein Vertrauen zu gewinnen suchen. Allein wie ist es möglich, daß Tasso, der von der neidischen Böswilligkeit Antonio's innerlichst überzeugt ist, von diesem Wahne, der in dem schroffen, kalt höhnischen Entgegentreten desselben einen nur zu festen Boden gewonnen hat, zurückgebracht werde? Wird er ja das, was dieser ihm mittheilt, ganz überhören: nicht einmal der aus vollster Seele kommende Ton innigster Anerkennung und rührender Theilnahme, wozu Antonio noch immer nicht fähig scheint, würde ihn umzustimmen vermögen, da er diesen Feind, dessen ganzes Wesen er durchschaut zu haben glaubt, nicht anders als nach dem unwiederruflich in sich festgesetzten, immer mehr in's Schwarze verzeichneten Bilde beurtheilen kann. Und was wird er in der Wiederherstellung seiner Freiheit anders sehn, als eine Vergütung begangenen Unrechts, dessen ganze Schuld er auf Antonio schieben muß, der den Fürsten mißleitet habe? Die einzige, die hier eine augenblickliche Umstimmung zu erwirken vermöchte, wäre die Prinzessin, allein diese muß sich ganz zurückziehen, da sie wenig zur Vermittlung im Männerstreit geeignet, ihre Seele zu sehr in sich versenkt ist, und würde sie auch zu anderer Zeit sich selbst dazu anbieten, so kann sie es doch jetzt nicht, wo sie Tasso's wilden Ansturm aufgeregten Liebesleidens zu fürchten hat. Sie fühlt sich in diesem Augenblick ganz außer sich gesetzt, und klagt sich selbst an, daß sie durch Mangel an Vorsicht das Uebel hervorgerufen habe: gewiß in sofern mit Recht, als das Bekenntniß ihrer Gegenliebe den Tasso zu übermäßigem Selbstgefühl verleitet hat, und doch konnte sie den eingetretenen Fall kaum voraussehn, auch kaum ihn hindern, wenn sie den Antonio vorher gesprochen hätte, da dieser durch die übermäßige Gunst, welche Tasso bei den Frauen gefunden, sich, ohne eine besondere Empfehlung, schon gereizt genug fühlte. Nur dadurch wäre der Ausbruch zu verhüten gewesen, wenn Antonio und Tasso, beide von der Prinzessin zur Eintracht gemahnt, sich nur in Gegenwart derselben mehr gesehen als gesprochen hätten. Vielleicht hätte auch eine zeitige Mahnung des Herzogs an Antonio, den Tasso zu schonen, hingereicht, welche aber diesem ganz unnöthig schien, oder er übersah sie, im Drange des mit diesem abzumachenden Geschäftes.

Die Prinzessin wendet sich in ihrer Noth an ihre Freundin, der auch Alphons die erste Vermittlung zugedacht hat; zwar meint auch diese, der jetzige Streit sei leicht beizulegen, doch will sie gleich ein gründliches Mittel angewandt sehn, das sie um so mehr empfiehlt, als sie dadurch selbst Gelegenheit gewinnen wird, den Dichter längere Zeit für sich zu genießen. Nur mit tiefstem Widerstreben willigt die Prinzessin, diese hohe, entsagungsvolle Seele, welche die Feuerprobe der Leiden immer mehr geläutert hat, um den aus der vollsten Tiefe ihres reichen Herzens geliebten, mit innigster Sehnsucht erfaßten Dichter nicht ganz zu

verlieren, in den eigennützigen Vorschlag Leonorens ein, die ihr durch den unendlichen Schmerz der Prinzessin angeregtes Bedenken, ob es recht sei, dieser zu ihrem eigenen Vortheile den Dichter zu entziehen, auf leichte Weise beschwichtigt, da sich mit leidenschaftlicher Glut der Gedanke ihrer bemächtigt hat, den Tasso nicht, wie sie früher gewünscht, nur auf kurze Zeit, sondern auf immer für sich zu gewinnen, um unsterblichem Ruhm von ihm geweiht zu werden. Die schon im ersten Auftritt des Stückes durch die nicht ganz reine Aeußerung der Prinzessin über ihr Verhältniß zu Tasso angeregte eifersüchtige Leidenschaft ist rasch in Leonoren herangewachsen, sie weiß selbst nicht wie, da sie sich ihre Eifersucht nicht gestehn will, und so tritt sie denn mit dem festen Entschluß auf, sich Tasso's zu bemächtigen. Der auf des Herzogs Geheiß ihr nahende, als Tasso's Feind jetzt, wo sie für diesen schwärmt, ihr widerwärtige, seine Mißstimmung über dessen Bevorzugung nicht unterdrückende Antonio will von ihrem hingeworfenen Gedanken einer zeitweiligen Entfernung des Dichters augenblicklich nichts wissen, weil er nicht den Schein auf sich laden möchte, daß er ihn zu vertreiben suche. Aber diese läßt sich in ihrem dem staatsmännischen Freunde, mit dem sie Tasso's wegen hadert, auf kluge Weise verhehlten Plane durch nichts abhalten, vielmehr eilt sie gleich zu ihrem leidenschaftlich ersonnenen Werke; sie sucht den Tasso zunächst, um ihren eigentlichen Plan zu verschleiern, nur zu einer kurzen Entfernung zu bestimmen, wodurch sie ihn in dem argen Verdachte bestärkt, man suche sich seiner nur zu entledigen, habe ihn dem Antonio geopfert, dessen bereiter Hülfe man bedürfe, während man das Beste, was er selbst leisten könne, bereits in Besitz habe.

In Tasso's Seele ist indessen der selbstbewußte Stolz erwacht, der, in Verbindung mit der Gewißheit von der Liebe der Prinzessin ihn aufrecht hält, wie qualvoll ihn auch die sich selbst eingeredete Gewißheit umspinnt, daß der Herzog ihm seine Gunst entzogen. Die listige Feinheit, womit Leonore den Dichter für sich zu gewinnen sucht, muß nothwendig seinen Verdacht, daß man ihn loszuwerden wünsche, noch lebhafter aufregen, ja sie erschüttert auch sein Vertrauen auf die Prinzessin, das noch vor kurzem so felsenfest gegründet zu sein schien, dafür aber spannt sie auch Tasso's in erster Entwicklung stehende Thatkraft um so mächtiger an. Traute er schon an sich der zierlichen Freundin nicht, deren Reize ihn nur leicht anstrahlten, nicht in seine Seele drangen, so muß ihr Versuch, ihm den Antonio in anderm Lichte zu zeigen, sie noch mehr seinem Herzen verdächtigen, das in dem Gedanken, daß dieser schlaue, die höchste Gunst des Fürsten erschleichende Staatsmann sein unerbittlicher, von Neid, Ehrsucht und Bosheit gehetzter Feind sei, sich immer tiefer verstrickt, und darin seine einzige Befriedigung, eine wahre Wollust empfindet. So kann er denn auch ihrer Versicherung, daß alle am Hofe gut von ihm denken und ihm unbedingt vertrauen, sich nur ungläubig gegenüber stellen, woher es ihm jetzt, wo sein Selbstgefühl mächtig erwacht ist, sogar als eine Geringschätzung des Herzogs auffällt, daß dieser in Staatsangelegenheiten nie seinen Rath erbeten. Noch tiefer glaubt er hinter die gegen ihn gerichtete Verschwörung und in die ihn umgarnenden, auf

seinen Sturz gerichteten Netze der Gegner zu blicken, als die listige Freundin mit einem raschen Uebergang ihm den Vorschlag thut, er möge sich von hier entfernen, und zwar zunächst nach Florenz gehn, wohin sie selbst in wenigen Tagen abreisen und ihn ihrem Gemahl zuführen werde. Hatte sie früher der Prinzessin gegenüber die Absicht ausgesprochen, ihn später wieder nach Ferrara zurückzubringen, und ihre eigene Reise nach Florenz erst nach einigen Wochen bestimmt, so hat unterdessen die Leidenschaft sie so weit hingerissen, daß sie schon in einigen Tagen ihm folgen und ihn auf immer von Ferrara's schönem Boden, wo sein Glück nicht gedeihe, wegreißen will, wie wir sie letzteres schon gleich nach dem zweiten Gespräch mit der Prinzessin andeuten sahen. Tasso selbst merkt es freilich nicht, daß sie an seine Rückkehr gar nicht denkt, er hängt sich nur daran fest, daß sie ihm gerade Florenz empfiehlt, wodurch der Herzog, der mit dem dortigen Fürsten in alter Spannung lebe, einen neuen Grund finden werde, seine Treue zu verdächtigen. So vom Netze des Verraths umsponnen, muß Tasso sich zum erstenmal zur Verstellung bequemen, die seinem Herzen so fremd und widerwärtig ist; aber sein Entschluß ist gereift, den Hof zu verlassen, und so sehen wir ihn jetzt zuerst, thatkäftig gerüstet, einen nicht mit heftiger Leidenschaft allein, sondern auch mit fester Kraft gefaßten Entschluß durch zweckmäßige Mittel nachhaltend verfolgen — wir sehen den träumerischen Tasso, obgleich er seine Verhältnisse noch immer, ja mehr als je verkennt, zu männlich seinem Schicksal trotzender, aber nur durch Umwege zu erreichender That bereit. Seine wahre Absicht geschickt verbergend — wenigstens geschickt genug für einen Neuling und der von dem Gedanken, ihn zu besitzen, berauschten Leonore gegenüber —, findet er den Vorschlag gar reizend, seinem längst gehegten Wunsch gemäß, und bittet sich nur eine kurze Bedenkzeit aus, doch will er diese Gelegenheit nicht vorübergehn lassen, um die zierlich ihn umgaukelnde Freundin wegen der Gesinnung der Prinzessin, worauf er bisher noch einzig traut, geschickt auszuforschen. Leonore aber findet es natürlich ihrem Vortheil gemäß, den Schmerz, welchen jene über die Entfernung Tasso's empfindet, ganz zu verdecken, und wie sehr sie ihn auch der Gunst des Fürsten und der Fürstin versichert, so muß sie doch hierdurch, und ganz besonders durch ihre Schlußbemerkung, sie hoffe ihn noch zu überzeugen, daß die ganze Verfolgung, welche er zu erleiden glaube, nur ein Truggewebe seiner Einbildungskraft sei, die leidenschaftlichste Bewegung seines Innern heraufbeschwören, und ihm seine ganze Stellung in verzweiflungsvollstem Licht erscheinen lassen. Nur zu gut glaubt er jetzt zu erkennen, daß der Herzog von Betrügern umstellt sei, die ihm seine Gunst entrissen, und ihm alle Gelegenheit geraubt, sie vor ihm zu entlarven, daß auch Leonore in der Verschwörung gegen ihn Partei genommen, und ihm nur deshalb den falschen Rath ertheilt habe, nach Florenz zu gehn, um ihm den letzten Rest der Gunst des Herzogs zu entziehen, wenn er dort von den Medicis Gunstbezeugungen erhalte; ja auch seine letzte Stütze wankt, er wähnt, nach der kalten Aeußerung der Antonio's Wohlwollen in solchem Grade hervorhebenden Leonore, auch die Prinzessin fühle nichts für ihn, ihr ganzes bisheriges Betragen gegen ihn sei leerer Schein. So sehr läßt

sein angestrengter, auf falscher Grundlage aufbauender Scharfsinn sich irre leiten, daß er, statt Leonorens eigennützige Absicht zu errathen, alle von sich abgefallen wähnt, das Netz unzerreißbar nach allen Seiten um sich gezogen sieht. Allein wie sehr wir auch seine Verblendung bedauern, er verzweifelt nicht, mag auch sein Herz gebrochen sein, vielmehr faßt er den kühnen Entschluß, sich diesen Verhältnissen mit bestem Anstand zu entziehen, wozu er zunächst einer ihm früher unbekannten, gleich dem Tode verhaßten Kunst, der Verstellung, sich geschickt bedienen muß.

Was Leonore verdorben, vermag Antonio, trotz aller Klugheit und des besten Willens, nicht wieder herzustellen. Tasso empfängt ihn scheinbar mit der gefaßten Stimmung eines Beleidigten, der, wie schmerzlich er sich auch getroffen fühlt, doch die zur Versöhnung ihm dargebotene Hand nicht zurückweist, und der zum Zeichen, wie sehr er von jetzt an ein freundliches Verhältniß zu ihm wünsche, sogleich mit einer Bitte an den Versöhnten hervortritt. Leonore hat in ihm den ersten Gedanken angeregt, sich zu entfernen, aber er will nicht, wie sie gewünscht, nach Florenz, sondern nach Rom, um dort in völligster Freiheit sein Gedicht zur höchsten Vollendung zu führen, da es ihm dort an guten Freunden nicht fehlt, die sich längst eifrigst mit seinem Gedicht beschäftigt haben. Ist ihm zu Ferrara der Boden unter den Füßen gewichen, und an ein frohes Leben daselbst nicht mehr zu denken, so will er jetzt seine ganze Thätigkeit dem Gedichte widmen, das ihn äußerlich frei stellen und ihm höchsten Ruhm erwerben solle;*) dieser Gedanke, der ihm früher ganz fern lag, wo er zu Ferrara die einzige Quelle glücklichen Lebens gefunden zu haben meinte, ist jetzt unter gewaltigen Kämpfen mächtig in ihm auferstanden, er hat ihn seinem scheuen Traumleben entrissen, wenn auch freilich seine Anschauung der Verhältnisse eine ganz verkehrte ist, die Sache gerade auf den Kopf stellt. Umsonst sucht Antonio ihn von dem Wunsche abzubringen, daß *er* gerade ihm zu der beabsichtigten Reise nach Rom die Erlaubniß des Fürsten erwirke, Tasso besteht fest darauf, indem er die unerläßliche Nothwendigkeit des gewünschten Aufenthaltes zu Rom hervorhebt, und ihm vorhält, wie unrecht es von ihm sein würde, wollte er ihm die erste Gunst, die er von ihm verlange, deshalb verweigern, weil er sich anmaße, seinen wahren Vortheil besser zu würdigen, als er selbst. Er schneidet endlich jeden Ausweg dadurch ab, daß er dem Antonio erklärt, verweigere er ihm seine Bitte, so werde er selbst seinen Wunsch dem Fürsten vortragen, wodurch die Sache bei der schrecklichen Aufregung, worin er sich befinde, viel schlimmer werden müsse. Die stürmische Leidenschaft Tasso's, der keine Stunde länger hier geduldet kann, zwingt endlich den Antonio, seinem Dringen nachzugeben, um ein größeres Unglück zu verhüten, doch deutet er ihm noch schließlich auf die unausbleiblich schlimmen Folgen seiner Entfernung hin, und bietet ihm seine treue Verwendung, seine in Rath und That sich bewährende Freundschaft an, wenn das Gefürchtete

*) Diesen in der Wirklichkeit gegründeten Zug (vgl. oben S. 69.) hat der Dichter leider in dem sonst so herrlichen Selbstgespräch IV, 3 nicht angedeutet.

eintreffen sollte. Tasso, statt durch Antonio's edles Entgegentreten sich umgestimmt zu fühlen, wird in seiner Verblendung nur immer weiter getrieben, indem er seine eigene Verstellung auf Antonio überträgt. Dieser, meint er, suche nur den Schein zu meiden, daß er ihn vertreiben wolle; dem Herzog und der Prinzessin gegenüber behandle er ihn schonend, wie ein verzogenes Kind, dessen Unarten man ertragen müsse, weil es sonst so hübsche Gaben besitze, deren man sich zu guter Zeit erfreuen könne, und er verstimme dadurch beide gegen ihn. In solcher Weise, denkt er sich, werde er nun auch seinen Wunsch, nach Rom abzureisen, der ihm gelegen genug komme, dem Fürsten vortragen. Dabei fällt es ihm nicht auf, daß diese Reise dem von ihm früher angenommenen Plane Antonio's, ihn nach Florenz zu bringen, in die Quere komme; denn er greift nur das auf, was seinem gierigen Argwohn erwünschte Nahrung gibt, wogegen er alles bei Seite läßt, was diesen erschüttern möchte. Freilich kann er nicht begreifen, wie der sonst so klar die Wahrheit durchschauende Fürst sich zu einer solchen Ansicht verleiten lasse, aber er erkennt hierin sein unglückliches Schicksal, das nur gegen ihn alle verändere, das mit einemmale die herrliche Pyramide seines Glückes umstoße. Die ganze Größe seines Unglücks steht jetzt klar vor seiner Seele. Auch die Prinzessin selbst, die ihm diese Zeit über kein Zeichen ihrer Gunst gesandt, hat das Schicksal von ihm abgewandt; er kann, er will es sich nicht verbergen, daß auch dieses höchste Unglück ihn betroffen, das ihm allen Muth, alle Kraft raubt. Nichts bleibt ihm übrig, als über sein grausames Schicksal zu klagen, das ihn der Verzweiflung überliefern wird. So hat sein Zweifel an der Gunst der Prinzessin sich zur schrecklichen Gewißheit gesteigert, und wir sehen ihn, nach Art der Verzweifelnden, die Härte des Schicksals anklagen, dieser alles zuschieben, was nur seine eigene wunderliche Verblendung erzeugt hat, die in dem Augenblick ihren Gipfelpunkt erreicht, wo er ganz klar zu sehn meint, und sich selbst ermuthigt, vor keiner auch noch so schlimmen Wahrheit sein Auge zu verschließen. Wie könnte er ahnen, daß sein Unglück in ihm allein liege, und er gerade jetzt durch den ihn wild hinreißenden leidenschaftlichen Argwohn seiner aufgeregten Einbildung alles verrücke!

Dem Herzog kommt der Gedanke des Tasso, nach Rom zu gehn, höchst ungelegen, da er hierdurch den Dichter zu verlieren fürchtet, um dessen Besitz sich die Medicis zu Rom ohne Zweifel bewerben werden. Deshalb sendet er den Antonio noch einmal an ihn, mit der dringenden Bitte, seinem Wunsche zu entsagen; aber dieser läßt sich durch keine noch so gut gestellten Gründe, durch keine noch so aufrichtigen Versicherungen allgemeinen Wohlwollens aus diesem ihm verhaßten Munde bewegen, sondern besteht unabänderlich auf seinem Verlangen. Tasso will nicht nach Ferrara zurück, sondern in Belriguardo bleiben, bis ihm ein Freund seine für die Zeit seiner Abwesenheit nöthigen Sachen von dort gesandt. Der Fürst sieht sich gezwungen, um ihn nicht noch mehr aufzuregen, seinem unwiderstehlichen Verlangen nachzugeben; Antonio soll für alles Vorsorge treffen, und dann dem Herzog folgen, der mit seiner Schwester und Leonoren Belriguardo gleich verlassen will; auch an Empfehlungen in Rom will er es

nicht fehlen lassen, wie Alphons den Dichter wirklich mit solchen versah. Vgl. oben S. 70.

Aber noch muß sich Tasso vom Herzog beurlauben, gegen den er seine geheime Absicht, wie schwer es ihm auch wird, trefflich zu verheimlichen weiß. Wie herzlich wohlwollend sich der Fürst auch zeigt, auf seinen ganz verblendeten Sinn kann dieses keine Wirkung üben, vielmehr bildet er sich ein, aus des Herzogs Rede habe nur Antonio's Stimme, nicht seine ihm einst so huldreiche Gnade gesprochen, alles sei Verstellung, während diese doch allein auf seiner Seite sich findet. Den Wunsch, sein Gedicht zurückzuerhalten, will der Fürst ihm in sofern gewähren, als er ihm binnen wenigen Tagen eine Abschrift desselben verspricht, wobei er ihn bittet, ja nicht zu viel zu ändern, und vor allem sich zu schonen, seine Gesundheit durch ärztliche Mittel herzustellen, damit er wohl und heiter nach Ferrara zurückkehre*); daß er die Absicht habe, auf immer sich zu entfernen, fällt weder Alphons noch Antonio ein.

War ihm bisher, auch Alphons gegenüber, die Verstellung trefflich gelungen, so hält diese dagegen keinen Stand, als die Prinzessin, eben im Begriffe, Belriguardo zu verlassen, ihm noch ein Wort freundlichen Abschieds gönnen, und ihn zu baldiger Rückkehr auffordern will. Wie schon von ihrer bloßen Erscheinung, so fühlt er sich noch mehr von ihren Worten lebhaft ergriffen, das Gefühl des Unglücks, daß er von hier scheiden müsse, übermannt ihn, und läßt seinen bis dahin mit Anstrengung sich zusammenhaltenden Geist in wehmüthigen Ergüssen seiner ihm die Zukunft dunkel malenden Einbildungskraft ausschweifen. Aber die liebevoll sorgliche Angst der Prinzessin um ihn, ihr die tiefste Brust zerschneidender Schmerz, daß sie den geliebten Freund verzweiflungsvoll, als ob er von allen verlassen, von keiner fühlenden Seele geliebt wäre, sich in die offenste Gefahr stürzen sieht, das aus innerster Brust lauter hervorquellende Gemüth ruft ihn zu sich selbst zurück: er erkennt, wie unendlich er die edelste der Weiber durch seinen schnöden, unverzeihlichen Verdacht verletzt hat, er erklärt sich zu allem bereit, um ihre und des Fürsten Verzeihung zu erlangen. Als aber die Prinzessin darauf erwiedert, sie verlangten alle nichts anders, als daß er sich ihnen überlasse, ihre freundlich ihm entgegengestreckte Hand ergreife, da läßt er, der so lange sein Herz in widerwärtigster Verstellung eingezwängt gehalten, seine Liebesglut in wildestem Erguss hinströmen; uneingedenk der frühern Mahnung, die Liebe gehöre zu den Gütern, die nur durch Mäßigung uns zu eigen werden, taub gegen die ihn zurückhaltende Stimme der Prinzessin, geräth er in die überspannteste, wie mit übernatürlicher Gewalt ihn fortreißende Verzückung, fällt, seiner nicht mehr mächtig, der Prinzessin in die Arme und drückt sie fest an sich. So ist das Entsetzliche geschehen: Tasso hat alle Schranken der überkommenen Sitte durchbrochen, in wilder Gier, die sich erlaubt dünkt, was gefällt, seiner ungezähmten Leidenschaft das schrecklichste Opfer gebracht. Die schmerzliche Entrüstung der ihn von sich stoßenden und mit dem wie ein Todesschrei ihrer Brust sich

*) Ueber diesen auch geschichtlich überlieferten Zug vgl. oben S. 64.

entringenden „Hinweg!“ forteilenden Prinzessin bringt ihn wieder zu sich, um die ganze Schwere seiner bittern Schuld und den unwiederbringlichen Verlust seines höchsten Lebensgutes zu empfinden. Da aber rasch nach einander Leonore, die, nach der Prinzessin eintretend, Zeuge von Tasso's leidenschaftlichem Ausbruch gewesen, Alphons und Antonio erscheinen, von denen der letztere, den Wahnsinnigen festzuhalten vom Herzog beauftragt*), mit dem Ausdruck tief empfundener Rührung und Erschütterung sich nähert — da bricht noch einmal die entsetzliche Verblendung, die ihn umstrickt gehalten, in grausefte Wuth aus. Er sieht in allem nur eine schlau ausgedachte Verschwörung, um ihn ganz zu vernichten, ihn schmachvoll auf ewig von hier zu entfernen. Antonio scheint ihm der Marterknecht, dessen sich der Tyrann bediene, um ihn noch zuletzt mit seinem bittern Spott zu foltern und als Bettler von hinnen zu treiben, nachdem man seines Gedichtes sich bemächtigt, es ihm abgelockt, wie sein die einfachsten Verhältnisse verwirrender Sinn sich einbildet. Jetzt erst glaubt er die Verschwörung in ihrer ganzen Abscheulichkeit zu erkennen, jetzt erst einzusehn, daß man nichts anderes bezweckt habe, als seinen Dichterruhm zu schmälern — eine Vorstellung, die ihm nur die ärgste Verblendung und das immer gewaltiger hervorbrechende Selbstgefühl seiner mächtigen Dichterkraft eingeben konnte. Die Prinzessin selbst schmäht er jetzt eine Buhlerin, die ihn so himmlisch angelockt, um ihn zu berücken, und Leonore scheint ihm das abscheuliche Werkzeug, dessen sich die schnöde Verschwörung zu ihren niedrigen Zwecken gegen ihn bedient. Hat ihm sein Unglück auch alles geraubt, so preist er es doch, weil es ihn die Wahrheit gelehrt habe. Doch seine wilde Wuth hat sich hiermit ausgetobt, und er erwacht wie von einem Rausche, der ihn umfangen gehalten, geweckt durch Antonio's mild zusprechende, seinen argen Verdacht Lügen strafende Worte; die Erkenntniß seines Unrechts dämmert in ihm auf, aber er fürchtet, die Verzweiflung reiße ihn zu neuen Schmähungen hin: er will von hinnen. Da aber Antonio mit wohlwollendster Theilnahme erklärt, ihn in dieser Noth nicht lassen zu können, da beruhigt er sich allmählich, und seiner Brust entringt sich das Geständniß, daß er sein so großes Glück durch eigene Schuld verloren. Und wie er jetzt die Freunde, die ihm so wohl gewollt, davon eilen sieht, wie drängt es ihn da, sie noch einmal zu schauen, scheidend sich ihrer Verzeihung zu versichern! Aber leider fühlt er die Unmöglichkeit, das Verlorene wieder herzustellen; die Prinzessin kann und darf er nicht mehr wiedersehn. Antonio ermahnt ihn, sich aus seiner trägen Verzweiflung aufzuraffen, und zu erkennen, daß er doch nicht ganz elend sei. Allein fühlt er auch auf diese Mahnung Antonio's, in welchem er jetzt das gerade Gegentheil eines böswilligen Neiders erkennen muß, daß seine Kraft noch nicht erloschen, daß sein Talent noch ungebrochen in seiner Brust lebt, so kann er sich doch nicht verhehlen, daß das Höchste und Beseligendste ihm geraubt, daß mit der unendlich liebevoll ihn umfangenden, wie ein Leitstern ihm vorschwebenden Prinzessin er sich selbst entwandt sei. Doch Antonio bedeutet ihn, nicht auf das zu sehn, was er verloren, sondern

*) Man vergleiche hierzu die Erzählung Muratori's oben S. 57.

auf das, was ihm noch geblieben — und so erkennt er denn, daß bei dem unendlichen, unersetzbaren Herzensverlust ihm doch ein Gut geblieben, das tausend anderen Unglücklichen versagt sei, die holde Kunst des Liedes. Wie anders tritt ihm jetzt Antonio's Bild entgegen, dem er von jeher nicht getraut hatte! wie erkennt er in ihm, den er für seinen neidischen Gegner, den Leiter einer gegen seine Person gerichteten Verschwörung gehalten, den edlen Mann an! wie ist auf einmal das Nebelbild giftiger Verfolgungen seinen Blicken entschwunden, und an seiner Stelle schaut er jetzt nur die unendliche Theilnahme und Schonung seiner ihn verwöhnenden Umgebung und den selbstverschuldeten Verlust des innigsten Genusses treu ihm zur Seite stehender, wärmster Liebe! Und als nun Antonio in stummer Rührung ihn bei der Hand faßt, da spricht der tief ergriffene, endlich zur Klarheit gediehene Dichter die Grundverschiedenheit ihrer beiderseitigen Naturen lebhaft aus, die nicht eigener Wille, sondern des Schicksals Macht ihnen verliehen habe. Auch jetzt noch erfreut ihn der Gedanke an die holde Lust, welche sein leidenschaftlich bewegter Sinn einst genossen; aber im wilden Sturme, der ihn jetzt ergriffen hat, steht er, der Unerfahrene, rath- und hülflos da, und findet seine einzige Rettung in der freundlich ihm entgegenkommenden Hand des in sich fest stehenden Mannes, den er einst als seinen ärgsten Feind gehaßt hatte: in der Noth hat er sich ihm als treuer Freund bewährt.

So ist also Tasso geheilt, er hat erkannt, daß der Mensch sich selbst beherrschen, seine wilden Leidenschaften zügeln, mit klarer Besonnenheit das Leben ergreifen müsse, und daß es in uns eine Kraft der Entsagung gebe, die auch den ärgsten Verlust zu ertragen vermöge, wenn wir uns nicht selbst verlieren, eine Kraft, die er gerade jetzt am stärksten zu bewähren genöthigt wird, wo die Prinzessin für ihn ganz verloren ist. Diese Einsicht wird ihn hinfort durch das Leben geleiten, sie wird ihn zu Maßhaltung in jeglicher Weise ausrüsten, und ist auch das höchste Glück der Liebe für immer ihm entschwunden, so wird er doch in glücklicher Förderung seines Talentes und in zufriedenem Genusse des auch ihm noch immer erfreuliche Gaben spendenden Lebens sich ein reiches Dasein gründen können. Der neugierigen Frage, wie wir uns denn sein äußeres Leben in Zukunft zu denken haben, hat der Dichter im Grunde gar nicht Rede zu stehn, doch ergibt sich von selbst, daß Antonio seine Verbindung mit Ferrara fortwährend vermitteln, Tasso zunächst nach Rom gehn und mit seinem vollendeten Gedichte verdienten Ruhm erndten wird. Die Einsicht, wie treu liebevoll es der Hof von Ferrara mit ihm gemeint, wird ihn bei diesem, trotz aller sonstigen Verlockungen, festhalten, und wir dürfen hoffen, ihn nach längerer Abwesenheit dort wiederzufinden, wenn er sich auch des Glückes eines nähern Zusammenlebens mit der Prinzessin nicht mehr erfreuen darf. Auch kann man sich denken, daß der in einer Vision im letzten Gespräche mit der Prinzessin vorgeschaute Besuch der Schwester, unter vorheriger Zurücknahme des Bannes, wirklich erfolgt — um so mehr als Antonio V, 1 dem Herzog räth, er möge dem Dichter Zeit geben, in Rom, in Neapel, und wo er wolle, das aufzusuchen, was er bei ihnen vermisse —; auch die vom Herzog und von der Prinzessin I, 3 ahnungsvoll

verheißene Krönung auf dem Kapitol mag man sich als wirklich erfolgend vorstellen. Goethe läßt in Bezug auf diese äußern Lebensverhältnisse dem Zuschauer und Leser den freiesten Spielraum, wogegen er mit Recht verlangen kann, daß man sich durch die geschichtlich überlieferten weitern Schicksale des Dichters, in sofern sie mit dem von ihm gewählten Ausgang in Widerspruch stehen, nicht beirren lassen dürfe.

Wir haben gesehen, wie gleich beim ersten feindlichen Zusammentreffen mit Antonio die durch dessen Schilderung der Römischen Weltherrschaft und des dortigen Staatslebens, dann aber noch nachhaltiger durch die begeisternde Gewißheit von der Gegenliebe der Prinzessin angeregte Thatkraft sich in selbstbewußtem Kampfe bewährt, wie diese, bei aller Verblendung über seine äußere Stellung und die neidisch ihn umdrängenden, seine Vertreibung mit allen Mitteln versuchenden Gegner, immer mehr genährt wird, wie er, um seinen Zweck zu erreichen, sogar zu der ihm widerwärtigen Kunst der Verstellung seine Zuflucht nimmt, die er bald meisterlich zu üben weiß, wie er aber, durch die liebevolle Gegenwart der Prinzessin zur Aeußerung seiner wahren Gefühle zurückgeführt, sich von diesen zu jenem bedauerlichen Ansturme der Leidenschaft hinreißen läßt, der ihn von jener auf immer scheidet, und wie er endlich in wilder Verzweiflung sich wieder ganz dem blindesten Verdachte hingibt, der sich zur wahnsinnigsten Verkennung steigert. Hier nun tritt die Krise ein; ob diese sich zum Vortheil entscheidet oder zum wirklichen Wahnsinn führt, das hängt von der geheimnißvollen Naturkraft ab, deren Wesen zu schildern auch dem Dichter nicht verliehen ist, wenn dieser freilich auch die Keime unverwüstlicher Tüchtigkeit der Seele lebendig anzudeuten vermag, was Goethe nicht allein durch die unendlich schöne Darstellung von Tasso's visionären Träumen, sondern auch durch die folgerichtig durchgeführte Verkennung aller seiner Verhältnisse am Herzoglichen Hofe, seine auf einen Punkt hingerichtete stete Verfolgung des ihm vorschwebenden Zieles und die glückliche Zeichnung seiner nicht wirr zerfallenen, sondern abgeschlossen gerundeten Natur zu erreichen versucht hat. Während Goethe's Tasso gerettet wird, ging unser in mancher Beziehung an diesen erinnernder Hölderlin zu Grunde, der von den tief schmerzlichen Folgen seiner Liebe zu Diotima und aus den elenden Verhältnissen vergebens sich aufzuraffen suchte, die seinen von maßvollster Schönheit und sehnsüchtigster Begeisterung für das Kunst und Natur innigst vermählende Hellenische Alterthum ergriffenen Geist so widerwärtig einengten.

Man hat vielfach den eigentlichen Inhalt des „Tasso" in dem Gegensatz des Helden zu Antonio suchen wollen, und je nachdem man diesen Gegensatz bestimmte, sei es als Dichter und Hofmann, oder als Talent und Charakter, oder als Gemüth und Verstand, oder als Idealist und Realist, auch die Bedeutung des Stückes verschiedenartig gefaßt. Aber nicht im Widerstreite zwischen diesen beiden liegt der Kern unseres Drama's, sondern es spielt sich dies ganz in Tasso's freilich durch die äußern Verhältnisse mächtig aufgeregtem Gemüth ab, das durch die schmerzlichsten Leiden zu endlicher Läuterung durchdringt. Von

außerordentlicher, ächt künstlerischer Wirkung ist es, daß alle übrigen Personen des Stückes, wie sie alle einen Theil der Schuld an den Verwicklungen haben, so auch alle an den Folgen empfindlich leiden. Neben Tasso trifft die edle, von reinster, aller Sinnlichkeit lediger Liebe ergriffene Prinzessin das traurigste Mißgeschick, da diese duldende Seele, die in voreiliger Hingabe an den sie überwältigenden Augenblick ihre Gegenliebe verrathen hat, die hold sie umspielende Gegenwart des ganz ihr zugewandten, freilich von sinnlicher, unter der Platonischen Hülle sich versteckender Liebe nicht freien Dichters auf ewig verliert. Leonore hat durch ihren eigennützigen Vorschlag die Verwicklung bedeutend gefördert; dafür muß sie aber nicht allein der verehrten Prinzessin Herz gebrochen, sondern auch Tasso in die Ferne ziehen sehn, ohne Hoffnung, daß sein Lied sie der Unsterblichkeit weihen werde. Alphons selbst, dieser eben so weise als lebenslustige, besonders holder Frauenliebe huldigende Fürst, worin wir ganz das Abbild des ächt ritterlichen, liebeseligen, dem Wohl seines Landes mit vollster Seele zugewandten, die Musenkünste und begabte Geister schätzenden und hebenden Karl August wiederfinden, hat die erste Veranlassung zu Tasso's Aufregung durch den ihm zuerkannten, von der Schwester Hand ihm aufgesetzten Kranz gegeben, und sehen wir auch davon ab, daß er den Antonio nicht frühzeitig genug zur Schonung gemahnt, so ist doch auch die von ihm bestimmte Absendung Leonorens an den seine freie Haft übermäßig hoch anschlagenden Dichter jedenfalls eine Uebereilung; dafür sieht er sich nicht allein durch der Schwester Unglück, sondern auch durch den Verlust Tasso's gestraft, der wenigstens auf längere Zeit Ferrara verlassen muß. Antonio's schroffes Begegnen, das aus nicht ganz richtiger Beurtheilung des keineswegs stolzen Dichters und aus übermäßigem Gefühl seiner Charakterfestigkeit und unentbehrlichen Tüchtigkeit hervorgeht, veranlaßt jenes harte Zusammentreffen, das in der dadurch hervorgerufenen unvermeidlichen, freilich höchst unbedeutenden Strafe die unmittelbare Ursache zu Tasso's Verstörung wird; aber auch er leidet dafür nicht allein durch die ihm daraus erwachsenden unangenehmen Bemühungen, die Sache wieder in's Gleiche zu bringen, sondern er muß auch den Vorwurf auf sich ruhen lassen, daß der Verlust der Prinzessin und des Herzogs mittelbar durch seine Schuld herbeigeführt worden. Wenn den Frauen mit Recht vorgeworfen wird, daß sie den Tasso durch Schonung verwöhnt haben, so hat der Fürst ihn zu sehr sich selbst überlassen, nicht zur Zeit dem stets wachsenden Uebel abzuhelfen gesucht, und Antonio, statt den träumerisch in sich versunkenen Dichter zu leiten, hat durch harte, seinen entschiedenen Gegensatz hervorkehrende Behandlung ihn von sich entfremdet. Für alle, nicht allein für Tasso, ist die Folge des schmerzlichen Unfalles eine sittliche Erhebung; Antonio selbst erscheint am Schlusse eben so geläutert, als Tasso, da die lange unter der Decke seiner Weltbildung und scharfen Verstandes verborgene rein menschliche Theilnahme in der edlen Rührung hervorbricht, welche Tasso's Unglück mitleidend sich zu Sinn und Herzen nimmt, und er seinen Werth mit edelster Rührung anerkennt.

Bei aller tiefbewegten Leidenschaft durchzieht das ganze Stück ein edler,

feiner, hoher Sinn; wir fühlen, daß wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, wo selbst das Niedrige und Böse von einem lichten Schein umflossen ist. Aber auch ein Zug trüber Schwermuth liegt über der nur an wenigen Stellen in heiteren Farben strahlenden und nur ein paarmal*) auf den holden Leichtsinn des Lebens hindeutenden Dichtung: und wie könnte es bei einer wahrhaft künstlerischen Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt anders sein, da ja der Keim der ganzen Dichtung in der ernsten Lehre liegt, daß der Mensch, und vor allem der leidenschaftlich bewegte, feuriger Glut und den höchsten Idealen seines dem schweren Boden der Wirklichkeit sich entschwingenden Geistes zugeneigte Dichter sich zu beherrschen und seiner Leidenschaft zu widerstehn lernen müsse, daß gerade hierin der Mensch seine edelste Kraft bewähre und sich des Lebens würdig mache, wogegen weichliche Hingabe an die schmeichelnden Leidenschaften und träumerisches Versenken in die mit begeisterter Seele erschauten Urbilder alles Seins in gränzenloses Irrsal und unausweichliches Verderben stürze. Hatte Goethe im „Werther" gezeigt, wie schlaffe Nachgiebigkeit gegen die Launenhaftigkeit des sich nichts versagenden Herzens den Menschen zur Verzweiflung bringe, da die nothwendigen Schranken des Lebens uns überall hemmend in den Weg treten, so stellt uns Tasso die Heilung von dieser unseligen Krankheit in einem glänzenden, auf das feinste ausgeführten Bilde dar und läßt den Helden selbst noch zeitig genug, wenn auch mit gebrochenem Herzen, zur Erkenntniß der Lehre gelangen, welche uns Werther's schauriger Selbstmord mahnend zuruft: Der Mensch lerne sich selbst beherrschen, lerne entsagen! Wie unser Dichter als Jüngling im Bilde des widerstandlos vom Sturme seiner wilden Leidenschaften umgetriebenen, jedes innerlichen Haltes entbehrenden, durch unendlich zarte Empfindsamkeit alle fühlenden Herzen anziehenden Werther, als Mann in dem sich endlich zur reinen Ansicht durcharbeitenden Tasso die Lehre der Selbstbeherrschung und Entsagung dichterisch aus sich herausstellte, so versuchte er als Greis ebendieselbe, nur anders gewendete Lehre in dem weiten Gewande von „Wilhelm Meister's Wanderjahren", die auch den Nebentitel der „Entsagenden" führen, an mehreren verschiedenartigen Beispielen zu veranschaulichen, und die Entsagung zugleich als Grundlage staatsbürgerlichen Lebens aufzufassen.

Unsern Dichter hat die Kraft entsagender Selbstbeherrschung durch sein ganzes Leben begleitet, sie hat ihn von den tausendfachen Gefahren gerettet, in welchen seinem weichen, sich überall anklammernden Herzen der völligste Untergang drohte. Aber die Entsagung, welche ihm stets vorschwebte, war keineswegs jene aszetische Strenge, welche sich einen Genuß bloß darum versagt, um die Kraft der Seele zu bewähren oder sich im Entbehren zu üben, wie wir es Ferdinand in der letzten Geschichte der „Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderter" versuchen und als Erziehungsgrundsatz aufstellen sehen, vielmehr erlaubte er sich

*) In den Neckreden zwischen Alphons und der Sanvitale (I, 2. 4) und im ersten Auftritt, wo die sonst so ernste Prinzessin Leonoren zum Eingehen auf den ihr so sehr am Herzen liegenden Gegenstand bringen will.

gern jeden Genuß des Lebens, der dasselbe verschönerte, ohne irgend seiner Freiheit, seiner reinen Entwicklung und Erhaltung hemmend entgegenzutreten: nur da, wo die Hingabe an irgend einen Genuß, das Sehnen und leidenschaftliche Streben nach irgend einem Gute der Seele Fesseln anlegt und ihre allseitige Ausbildung behindert, ja zu Selbstvernichtung führt, nur da hielt er Entsagung für die dringendste Pflicht, und legte sie mit unerbittlicher Strenge sich auf, ob sein Herz auch unter dieser Last bitter seufzen mochte. Die Erkenntniß, daß unser Sehnen und Streben oft weit über die von der Natur uns gesetzten Schranken hinausgehe, oft unser zu einstimmiger Entwicklung aller Kräfte geschaffenes Wesen beeinträchtige, diese Erkenntniß im einzelnen Falle richtig zur Anwendung bringen, das war Goethe's Entsagungskunst, es war das geheime Mittel, der geistige Halt, wodurch er sich im Leben gegen manchen Sturm der Leidenschaften rettete und seine freie, schöne Entwicklung sicherte. Auch Tasso reift am Ende des Stückes zu dieser hehren Kunst heran; er lernt entsagen und wach sein, sein Genius hat ihn gerettet.

IV.

Erläuterung der einzelnen Auftritte.

Erster Aufzug.

Der erste Auftritt deutet uns mit feinster Kunst in ungezwungen sich entwickelndem Gespräch die Neigung der Prinzessin zu Tasso an, indem er zugleich uns den Boden, auf dem die Handlung spielt, und die hohe Bildung des Hofes von Ferrara zur Anschauung bringt, wie auch den Gegensatz in den Charakteren der Prinzessin und der Sanvitale mit festen Zügen entwirft. Wir befinden uns auf einem Gartenplatz des Lustschlosses Belriguardo (vgl. oben S. 65), welches sich der Dichter ganz nach Art jener reichen Italiänischen Villen denkt, die er mit unvergleichlicher Meisterschaft in Mignon's tief sehnsüchtigem Liede: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" so seelenvoll geschildert hat. Der frisch quellende Frühling ist eben mit voller Kraft hervorgetreten — wir haben uns den Italiänischen April zu denken —; die Sonne der Mittagsstunde ist bereits sehr wirksam: denn die letztere schwebt beim Beginne des Stückes unzweifelhaft vor, keine spätere*), obgleich die Herzogliche Familie dadurch um ihr Mittagsmahl kommt, was den Dichter wenig kümmert, der über solche nicht in die Augen fallende Aeußerlichkeiten sich mit Recht hinwegsetzt. Daß wir in der Villa eines den Musenkünsten geneigten Besitzers uns befinden, verrathen uns schon die umherstehenden Brustbilder der epischen Dichter, von denen vorne an Virgil und Ariost sich gegenüber stehen. Die beiden Freundinnen, die uns hier begegnen, erscheinen in der romantisch-phantastischen Tracht von Schäferinnen, woraus wir auf ihre Liebe zur Dichtung schließen dürfen. Die begeisterte Neigung für Tasso hat die sonst ernste Prinzessin so weit hingerissen, daß sie mit

*) Von Antonio's Ankunft, die im vierten Auftritt erfolgt, sagt die Prinzessin III, 2:

Antonio erschien mir heute früh
Viel schroffer noch als je.

ihrer Freundin, beide wissen fast selbst nicht wie, diese von Alphons mit mildem Scherz belächelte Kleidung angenommen haben. Auch jetzt noch können sie sich nicht recht in die ihnen wunderlich stehende Tracht finden.

Die Prinzessin eröffnet das Gespräch mit der Frage, weshalb die Freundin sie selbst und sich mit bedenklichem, aber vergnügtem Blicke anschaue*), worauf diese erwiedert, ihr ungewohnter ländlicher Schmuck vergnüge sie so sehr. Und wie sollte sie nicht erfreut sein, daß die ernste Würde der Prinzessin sich zu einem solchen Scherz verstanden hat! Aber die erlauchten Schäferinnen sind auch nicht müßig, sie flechten Kränze, wie es Glückliche zu thun pflegen, die auf nichts anderes zu sinnen haben, als dem Würdigen den verdienten Preis zuzuerkennen. Wenn Leonore bemerkt: „Wir winden Kränze", so scheint sie mit Absicht zu verschweigen, wer von ihnen damit begonnen. Wohl dürfen wir vermuthen, daß die Prinzessin zuerst, in süße Träume über Tasso's Neigung versunken, ihren Kranz, bei dem sie nur an diesen gedacht, zu winden begonnen, worauf denn die Freundin nachfolgte, welche die Prinzessin in ihrem stillen Sinnen nicht stören will, bis diese selbst das Stillschweigen bricht. In der verschiedenen Art der Kränze aber spricht sich der abweichende Charakter der Freundinnen bestimmt aus. Die Prinzessin wählt sich den einfachen Lorbeerzweig, als Zeichen unvergänglicher Würde, wogegen Leonore ihren Kranz aus einer Fülle heiterer Blumen zusammenbindet; letztere gesteht der Freundin gerne zu, daß sie „mit höherm Sinn und größerm Herzen" gewählt, ganz entsprechend ihrem dem Ernsten und Würdigen zugewandten Sinne, wogegen Leonore das Heitere und Ergetzliche liebt. Die Prinzessin möchte gern das Gespräch von dem Kranze ablenken, den sie, wie sie sagt, „in Gedanken" d. h. ohne Absicht, aber ohne Zweifel in süßer Erinnerung an Tasso geflochten, und sie setzt ihn deshalb der Büste des Virgil auf, wie die ihr folgende Leonore den ihrigen dem Ariost. Auch in der Verehrung der Dichter, welche sie bekränzen, tritt die Charaktereigenthümlichkeit der Freundinnen bezeichnend hervor. Die Prinzessin gibt dem Virgil den Vorzug, dem edelbegeisterten, mächtige Heldenthaten mit volltönendem Munde preisenden Sänger, dem entschiedensten Vorbilde Tasso's; weniger zur Aeußerung ihres Gefühls geneigt, leiht sie dem von ihr tief empfundenen Werthe Virgil's keinen weitern Ausdruck, sondern bemerkt einfach, sie widme diesem aus Dankbarkeit ihren Kranz. Leonore dagegen preist den heitern, leicht hingaukelnden Ariost als den Dichter, „dessen Scherze nie verblühen", dem sie deshalb auch vom neuen Frühling in ihrem bunten, vollen Blumenkranze seinen Theil geben will. Die Bezeichnung Ariostens als „Meister Ludwig", die an

*) Gleich am Ende des ersten Verses tritt der Name „Eleonore" bedeutsam hervor. Daneben braucht der Dichter „Leonore" (Serassi hat neben Leonora zuweilen Eleonora) und das kürzere, volksthümliche „Lenore". Leonore bezeichnet die Freundin in ihrer Erwiederung sogleich als ihre Fürstin.

eine bekannte Sage erinnert*), stimmt ganz zu Leonorens frohem Sinne und dem Vorzuge, welchen sie diesem zuerkennt.

Die Prinzessin knüpft nun sofort die Schilderung des Glückes an, das sie hier genießen, wobei sie dankbar ihres Bruders gedenkt, der sie gleich im Anfang des Frühlings hierher gebracht, wo sie so ganz in der schönen Natur sich ergehn, sich in die goldene Zeit der Dichter zurückversetzen können. Die hier eintretende Erwähnung ihres Bruders bringt uns ihre äußere Stellung näher, wie wir bald darauf ihr Verhältniß zu Mutter und Schwester erfahren. Der Aufenthalt zu Belriguardo ist für die Prinzessin um so reizender, als diese Jahreszeit sie an die schönsten Tage ihrer längst hingeschwundenen Jugend erinnert, welche sie gerade hier genossen.**) Leonore ergeht sich darauf in einer schönen Schilderung des sie umgebenden Frühlings, dessen Genuß so erfrischend und erfreuend belebt. Hatte die Prinzessin „dieses neuen Grüns und dieser (angenehm wirksamen) Sonne" gedacht, so führt Leonore lebhaft aus, wie eine neue Welt sie jetzt umgibt. Die Sonne bewährt schon ihre Kraft, so daß man zu Mittag gern den Schatten „dieser immer grünen Bäume" sucht, wobei zunächst an Myrten und Lorbeerbäume, dann aber auch wohl an Cypressen, Pinien, Palmen und immergrüne Eichen zu denken sein möchte.***) Gern lauscht man dem jetzt so lieblichen Rauschen der sprudelnden Quellen. Ueberall zeigt sich frohes Leben, auf den in frischem Morgenwinde schwankenden jungen Zweigen, wie auf den Beeten, von denen die neuerstandenen Kinder Flora's mit ihren munteres Leben strahlenden Augen uns anblicken. Auch die letzten Erinnerungen an die rauhe Herrschaft des Winters schwinden allmählich. „Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus schon der Citronen und Orangen ab." Zur Erklärung diene zunächst Tasso's eigene Aeußerung (V, 4):

> Wie will ich deine Bäume pflegen! die Citronen
> Im Herbst mit Brettern und mit Ziegeln decken,
> Und mit verbundnem Rohre wohl verwahren!

In Oberitalien werden Orangen- und Citronenbäume in Doppelreihen längs der Mittagseite einer hohen weißen Mauer im Freien gepflanzt, und im Winter

---

*) Der Kardinal Ippolito von Este, dem Ariost sein Gedicht geweiht hatte, fragte diesen, als er einiges davon beim Durchblättern gelesen hatte: „Herr Ludwig, wo habt ihr nur alle die Narrenspossen aufgetrieben?" Ariost's „hohe Stirn" ist geschichtlich begründet.

**) Der bedeutungsvoll hervorhebenden Trennung des Genitivs von dem Hauptworte, wozu er gehört (in den Worten: „Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück"), bedient sich Goethe auch in der Prosa, wie: „Die Entschiedenheit ist es seiner Theile" (B. 36, 335), „von dem Strome mit fortgezogen der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge" (B. 25, 167). Wunderlich ist die Trennung in den Versen (B. 33, 158):

> So des Lebens zu genießen
> Einsamkeit ist höchstes Gut.

***) Vgl. Goethe's Briefe vom 2. und 8. Dezember 1786 (B. 23, 174 f. 177). Plin. N. H. XVI, 33.

durch ein mit Ziegeln gedecktes, mit Rohrdecken umgebenes Bretterhaus, die sogenannte cedrera, geschützt.*) Auch die frische Heiterkeit des Himmels ist wieder da. Der Himmel lacht wieder, nachdem die Regenzeit vorüber, in frischestem Blau, und nur von den höchsten Spitzen der fernsten Berge glänzt noch gleich weißen Wolkenstreifen der Schnee herüber. Man vergleiche mit dieser Schilderung des Italiänischen Frühlings die des Deutschen im „Faust" in der Szene des Spazierganges (B. 12, 39 f.).

Auf geschickteste Weise vermittelt der Dichter den Uebergang von dem heitern Frühlingsleben zur Schilderung des bildungsreichen Hofes zu Ferrara. Die Prinzessin, deren durch so manches Ungemach heimgesuchte Seele auch dem schönsten Genusse sich nie ganz hingeben kann, wird durch die liebliche Schilderung Leonorens daran erinnert, daß der hold erschienene Frühling ihr bald die Freundin entführen wird, und als diese in so holden Stunden an ihr bitteres Scheiden nicht gemahnt werden will, tröstet jene sie mit der Aeußerung, doppelt werde sie zu Florenz wiederfinden, was sie in Ferrara verlasse. Leonore aber kann nur aus der Hoffnung einigen Trost schöpfen, dort den Gemahl wiederzusehn, und seine väterliche Freude über den unterdessen zu Ferrara an Geist und Körper rasch gediehenen Sohn**) zu theilen. Florenz sei groß und herrlich durch die Pracht seiner Paläste, seiner öffentlichen Gebäude und seines Reichthums, aber alle diese aufgehäuften Schätze reichten nicht an die edlen, seit langer Zeit hier gediehenen Geisteserzeugnisse, diese „Edelsteine", welche sich Ferrara dadurch erworben, daß seine Fürsten geistige Bildung von früh an gepflegt, während Florenz durch die Thatkraft und den sich aufopfernden Bürgersinn des Volkes groß geworden. Die Prinzessin will dieses Lob Ferrara's bescheiden ablehnen, indem sie bemerkt, Glück und Zufall hätten an diesen hohen Erfolgen in Bildung und Kunst den größten Antheil, wogegen Leonore mit Recht hervorhebt, daß es hierzu vor allem edler Menschen bedürfe, die ausgezeichnete Talente anzuziehen und festzuhalten vermöchten, wobei Goethe im Gegensatze zu Ferrara des unglücklichen Schicksals hätte gedenken können, welches Dante aus seiner Vaterstadt verbannte, aber er fühlte wohl, daß dies ihn zu weit von seinem Zwecke abgeführt haben würde. So sammle sich jetzt um den Herzog und die Prinzessin ein edler Kreis von Gemüthern, die ihrer würdig seien — man kann hierbei außer Tasso an Guarini, Pigna, Montecatino, Patrizio u. a. denken —, und so sei es hier seit alter Zeit immer gewesen; hier habe Wissenschaft und freies Denken sich zuerst erhoben, als ganz Italien noch in dichte Barbarei gehüllt gewesen. Diese Behauptung ist geschichtlich keineswegs zu begründen, wenn auch freilich Nicolao II. und III. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und die Söhne des letztern, Lionel und Borso, große Beförderer der Wissen-

*) Von Rom aus schreibt Goethe am 13. Dezember 1786 (B. 23, 179): „Die Citronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehn."

**) Vgl. dagegen oben S. 95.

schaft und Kunst waren; denn Palermo, Bologna, Florenz und andere Städte gingen Ferrara weit voran: allein Goethe durfte sich zu seinem Zwecke eine solche Abweichung von der Geschichte unbedenklich gestatten. In ihrer Jugend hat Leonore Ercole II. und dessen Bruder, den Kardinal Ipolito II., der die prächtige Villa d'Este in Tivoli erbaute, als eifrigste Förderer freier und schöner Bildung rühmen und Ferrara neben Rom und Florenz seines Glanzes wegen von ihrem Vater preisen hören. Wenn Leonore hier nur ihres Vaters gedenkt, so darf man daraus nicht etwa schließen wollen, wie man wohl gethan, sie erinnere sich ihrer Mutter nicht mehr, weil sie diese früh verloren, sondern sie nennt hier gerade deshalb den Vater, weil dieser, als vielgereister Mann, manches von fremden Städten mitzutheilen wußte, wie auch Goethe selbst seinen Vater mit großer Lebhaftigkeit von Italien, besonders von Neapel erzählen hörte; doch könnte man darin etwas Charakteristisches finden, daß die mehr äußerliche Leonore ihres Vaters, die Prinzessin ihrer Mutter gedenkt. Aber mehr als diese mit Rom und Florenz wetteifernde Pracht, welche Leonorens Sehnsucht so oft erregte, zeichnet die Schätzung und Pflege der edelsten Bildung Ferrara aus.

Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.

Petrarca sprach an allen Italiänischen Höfen auf seinen vielfachen Reisen ein, wo er sich höchster Auszeichnungen zu erfreuen hatte; einer besonders freundlichen Aufnahme zu Ferrara finden wir nicht gedacht. Bei den Mustern, welche Ariost, selbst von Ferrara gebürtig, an dem dortigen Hofe fand, haben wir an Francesco Cieco, den Dichter des „Mambriano", und besonders an Matteo Maria Bojardo zu denken, dessen „verliebten Roland" Ariost fortsetzte. Letzterer, der Graf von Scandiano war, wie Leonorens Gatte (was Goethe nicht hervorhebt), stand am Hofe von Ferrara in der bedeutendsten Gunst, und ward von demselben (unter Borso und Ercole II) mit den ehrenvollsten Aufträgen betraut, Cieco verlebte die letzten Jahre in sehr angenehmen Verhältnissen zu Ferrara, besonders begünstigt vom Kardinal Ipolito II.

Hat Goethe schon bisher in dem lebhaft an Weimar's musenfreundlichen Hof erinnernden Lobe Ferrara's sich keineswegs in den Gränzen strenger geschichtlichen Wahrheit gehalten, so wird man noch weniger Leonorens Behauptung, Italien nenne keinen großen Namen, den dieses Haus nicht gastlich bewirthet habe, ganz genau nehmen dürfen, wie denn auch Leonore selbst dies kaum in ganz ausnahmsloser Allgemeinheit sich denkt. Sie schließt ihre Schilderung mit dem Gedanken ab, daß eine solche Fürstliche Pflege des Genius ihren reichen Lohn in sich trage, da dieser das empfangene Gastgeschenk*) durch die schöne Erinnerung vergelte, welche die Nachwelt der Stätte weihe, wo er einst gewan-

*) Auch dieses ist ganz in der Weise der Italiänischen Höfe der Zeit, wie z. B. Serassi (I, 205) der reichen Geschenke erwähnt, womit die Herzogin von Urbino den Tasso entlassen; unter letzteren befand sich wahrscheinlich eine goldene Halskette. Auch der König in Goethe's „Sänger" will dem alten Harfenspieler eine Kette verehren.

delt. Die Prinzessin freut sich der Lebhaftigkeit, mit welcher Leonore solche Dinge aufzufassen und darzustellen wisse — eine Kunst, um welche sie diese oft beneidet habe. Hierdurch bahnt sich der Dichter in leichtester Weise den Uebergang zur Darstellung des tiefen, ernsten Wesens der Prinzessin im Gegensatze zu Leonoren.

Fühle sie selbst lebhaft und müsse das Gefühl rasch aussprechen, bemerkt Leonore, so fühle die Prinzessin um so tiefer und lasse es schweigend in sich fortwirken:*) sie läßt sich durch nichts Aeußeres bestimmen („Dich blendet — an dein Ohr"), sie dringt in das Wesen ein („Fest bleibt — Urtheil g'rad") und erfaßt das Große mit innigem Antheil („stets ist — erkennst").**) Die Prinzessin lehnt diese höchste Anerkennung mit scherzender Hindeutung auf das Lob, daß sie der Schmeichelei unzugänglich sei, als unverkennbare Schmeichelei der Freundschaft bescheiden ab: Leonore aber meint, um ihr Wesen ganz zu erkennen, bedürfe es gerade der Freundschaft, der Liebe, die allein das Höchste rein zu erfassen vermöge, und sei es keineswegs Schmeichelei, gelte es den wahren Werth anzuerkennen, der am Ende doch der Persönlichkeit anhafte, wenn auch freilich Gelegenheit und Glück nicht ohne Antheil an der Ausbildung seien.***) Hierbei läßt der Dichter zuerst die ältere Schwester der Prinzessin, und zwar ganz ungezwungen, zunächst ohne Nennung ihres Namens, neben letzterer auftreten, wodurch die folgende Antwort näher eingeleitet wird. Die Bescheidenheit der Prinzessin zeigt sich hier in ihrem schönsten Lichte, und daß es ihr hiermit Ernst ist, erkennen wir nicht allein aus dem ganzen überzeugungsvollen Tone, sondern auch daraus, daß sie hier zuerst sich in einer weitern Darstellung ergeht, während sie sonst in kurzen Doppelversen spricht, mit bloßer Ausnahme des Anfanges, wo sie das Gespräch einleitet, und des Ausdruckes innigen Behagens, das ihr Bruder ihr durch den so frühen Besuch Belriguardo's bereitet. Sie gesteht, daß sie auf ihr Wissen und ihre Bildung sich nichts zu Gute thue, da sie nicht verkenne, daß dieses so wenig sei, und sie auch dieses wenige anderen verdanke, wie sie ihre Kenntniß der alten Sprachen und des ganzen Alterthums von ihrer Mutter Renate (vgl. oben S. 86 f.) habe, die sie weit darin übertroffen,

---

*) Wenn Leonore auf das Wort der Prinzessin, sie beneide die Freundin um das Glück, so lebhaft zu fühlen, dieser erwiedert: „Das du, wie wenig andre, still und rein genießest", so nimmt sie hier den Ausdruck „lebhaft" mit Absicht in einem allgemeinern Sinne, um geschickt ihr Lob der Prinzessin anzuknüpfen. Auch diese fühlt lebhaft, in sofern ihr Gefühl tief und wahrhaft ist, aber das Gefühl regt sie nicht auf, wie die sinnlich bewegtere Leonore, die gleich darauf auch das Wort „lebhaft" von sich ganz im Sinne der Prinzessin gebraucht. Uebrigens finden die Wotte „still und rein" in den neun folgenden Versen ihre nähere Ausführung.

**) Hiernach dürfte wohl nach „g'rad" statt des Komma's richtiger ein Kolon oder ein Semikolon zu setzen sein.

***) Statt „ihren Theil" stand in den drei ersten Ausgaben (1790. 1791. 1808) „seinen Theil", was den Vorzug verdient. „Ihren Theil" dürfte, wie die andern Abweichungen der vierten Ausgabe (vom Jahre 1816), nur ein später fortgepflanzter Druckfehler sein.

ja auch ihre Schwester Lucrezia thue es ihr in dieser Kenntniß und in richtiger Auffassung zuvor. Die Kenntniß und Einsicht, die sie, von der Natur und Bildung begünstigt, gewonnen, habe sie nie veranlaßt, sich stolz deswegen über andere hinwegzusetzen oder sich darauf etwas einzubilden („hab' ich nie als Rang und als Besitz betrachtet"), es freue sie nur, daß sie hierdurch in Stand gesetzt sei, aufmerksam den Gesprächen edler Männer und dem Streite der Gelehrten zu folgen. Bei den letzteren erinnere man sich, daß öffentliche Wettstreite der Philosophen, wobei sich selbst Damen betheiligten, damals an der Tagesordnung waren, wie wir den Tasso öffentlich fünfzig Sätze über die Liebe vertheidigen sahen. Vgl. oben S. 60. Als Gegenstände des Streites bezeichnet die Prinzessin „die Kräfte, die des Menschen Brust so freundlich und so fürchterlich bewegen", Empfindungen und Leidenschaften. An den gelehrten Wettstreit schließt sie die Erörterung philosophischer Punkte (beispielsweise stehen hier das Fürstliche, aus edelster Thatkraft hervorgehende Streben nach Ruhm und Reichthum)*) und die Erklärung philosophischer Schriften, wobei man zunächst an die damals so allgemein geübte Erklärung besonders der Platonischen, weniger der Aristotelischen Schriften zu denken hat, in denen die feine Klugheit nicht berückt, wie es sonst in der Welt zu geschehn pflegt, sondern in sinnig fortschreitender Darstellung belehrt. Leonore, durch diesen ihre nach wahrer Weisheit dürstende Seele so schön ausprägenden frischen Erguß der Prinzessin erfreut, fügt, geschickt eingreifend, zu der Freude an weiser Unterhaltung und Belehrung den Genuß der Dichter hinzu, welche dasjenige, was der Philosoph nicht auszusprechen vermöge**), mit ihren holden Tönen uns in die Seele zu flößen wissen. Philosophie und Poesie sei das große Reich, bemerkt Leonore, welches die Prinzessin auf gleiche Weise umfasse, während sie selbst sich auf der abseits vom großen Lande der Weisheit liegenden Insel der Poesie aufhalte, in deren lieblichen Lorbeerhainen man so behaglich ausruhe. Keineswegs will Leonore die Prinzessin von dem Genusse der Dichtkunst ausschließen; dieser Deutung widersprechen, außer dem unläugbaren Antheil, den sie an jener nimmt, die Worte, mit denen Leonore einfällt: „Und dann nach dieser ernsten Unterhaltung."

Muß schon ihre Bescheidenheit die Prinzessin wünschen lassen, das Gespräch von sich abzulenken, und auf die Freundin hinüberzuspielen, so thut sie dies um so lieber, als sie dadurch Gelegenheit findet, die Rede auf Tasso zu bringen, der ihr ganzes Herz an sich gezogen hat, und besonders auf seine eine Leonore feiernden Lieder, von denen sie wohl fühlt, daß der

---

*) Tasso selbst hatte, der Sitte der Zeit gemäß, eine nicht unbedeutende Anzahl Gespräche und Abhandlungen über Stoffe dieser Art geschrieben, so über den Adel, über die Würde, über die Freundschaft, über das Glück, über heroische Tugend, über weibliche Tugend, in denen aber die meisten Anschauungen, wie es jener gelehrten Zeit eigen war, den Alten entnommen sind.

**) „Die letzten lieblichsten Gefühle" sind die äußersten, am tiefsten, wärmsten und eigensten in die Seele gehenden, mit wunderbarer Seligkeit sie durchströmenden Gefühle, die nur der Dichter, nicht der Philosoph und Redner, zu erregen weiß.

Dichter sie nur an sie gerichtet, welche sie aber um so mehr von sich ablehnen möchte, weshalb sie scherzend diese der Freundin vorwirft, die mehr der Dichter als die Dichtung anzuziehen scheine. Freilich zeigt sich hier die Prinzessin nicht ganz rein und wahr, aber wer vergäbe dies nicht ihrer Leidenschaft, die sie dem Auge der Welt ganz zu entziehen suchen muß! Und handelt sie hierin nicht ganz dem Wunsche und dem Besten Tasso's gemäß, welcher hinter der Zweideutigkeit des Namens seine Absicht zu verstecken bestrebt war? Aber dieser Mangel an Reinheit bleibt für die Prinzessin nicht ohne schlimme Folgen: denn Leonore wird gerade durch unser Gespräch gereizt, den Dichter sich näher zu verbinden, und dadurch ihre im dritten Aufzug angeknüpfte Intrigue herbeigeführt.

In dem schönen Lande der Poesie, deren Lorbeerhaine Leonore sich zum holden Sitz erkoren, wachse vor allem, bemerkt die Prinzessin neckisch, der Baum der Liebe, die Myrte*), und da man die Musen trotz ihrer Neunzahl sich nicht gern zu Freundinnen und Gespielinnen wähle, so möge man gern dem Dichter begegnen, der freilich die Einsamkeit zu suchen und einem Unbekannten, das er wohl selbst nicht recht kenne, nachzugehn scheine, aber doch vielleicht plötzlich einmal andern Sinnes werde, und entdecke, daß er in uns den wahren Schatz gefunden, welchen er so lang vergebens gesucht. Leonore aber erwiedert diese sie nicht tief treffende Hindeutung auf ihre Neigung zu Tasso — hier tritt der Name des Dichters zum erstenmal ganz ungezwungen ein, wie eben der Lucrezia's — mit der Bemerkung, daß sie den Tasso nur als Dichter ehre, dieser zwar mit den ihn umgebenden Personen zu verkehren scheine, aber in Wirklichkeit an ihrer Stelle nur Gestalten seiner Einbildung erschaue.**) Allein die Prinzessin, gesteht sie auch gern zu, daß die Freundin das dichterische Traumleben fein und zart geschildert habe, beruft sich auf die schönen Lieder, die sie wie die goldenen Aepfel der Hesperiden***) an den Bäumen hin und wieder angeheftet finden (vgl. oben S. 20), und die doch offenbar nur einer wahren Liebe ihren Ursprung verdanken. Leonore aber will hierin nur die Verherrlichung des der Seele des Dichters vorschwebenden weiblichen Ideals erkennen, das er

*) Bei den Alten war die Myrte der Liebesgöttin heilig. Daher die Venus Myrtea auf dem Aventinus zu Rom. Den Ovid berührt die Göttin mit einem Myrtenzweige (Fast. IV, 15).

**) Vortrefflich schildert Leonore, wie Tasso nicht das einzelne als solches schätze, sondern alles auf seine Seele wirken lasse, um daraus eine ganz neue Welt zu gebären. Nicht mit irdischem Blicke schaut er, nicht mit irdischem Ohre hört er; Natur, Geschichte und Leben sprechen in wunderbarer Unmittelbarkeit zu ihm; er nimmt dies alles, das so verschiedenartig, so hin und wieder zerstreut ist, einheitlich in sich auf, wie sein Gefühl selbst Unbelebtem Leben, Gemeinem Adel zu ertheilen vermag. So ist es ein ganz eigenthümlicher, in seiner eigenen Brust gebildeter Kreis, in welchem er wandelt, und uns zu innigem Antheil bewegt, aber wir irren, glauben wir, wenn er uns naht, uns ansieht, wir seien es persönlich, die ihm vorschweben, es sind ganz andere, der Persönlichkeit entkleidete Gestalten, die er schaut.

***) Den Garten der Hesperiden jenseit des Okeanos bezeichnet der Dichter auf ganz neue Weise als „Hesperien", und er vergleicht damit Belriguardo als ein zweites Hesperien.

bald der gen Himmel fahrenden Madonna gleich andachtsvoll verehre*), bald auf der Erde vor sich wandeln sehe**), wo sein Sang ihr allerwärts voll freudigen Preises folge, oder in schwermüthigen Klagen seiner liebeskranken Seele sich ergieße.***) Ob Goethe hierbei wirklich einzelne Sonette Tasso's vorschwebten, muß zweifelhaft bleiben, jedenfalls würde er mehr den Inhalt derselben als ihren durch zierliche Wendungen, witzige Vergleichungen und gelehrte Anspielungen sich characterisirenden Ton wiedergegeben haben, so daß die Deutsche Gemüthlichkeit an die Stelle des anmuthig höfischen Redeschmucks getreten wäre.

Die Prinzessin will nichts davon wissen, daß Tasso nur ein ideales Bild besinge, und sie beruft sich, zum Beweise seiner wirklichen Liebe, auf den bestimmten Namen Leonore, den er seiner Geliebten beilege. Leonore dagegen wendet die neckende Beziehung auf ihre Person geschickt durch die Bemerkung ab, daß dieser Name ihnen beiden gemein sei; ja sie gibt auch zu, daß einigermaßen ihre Personen dabei in's Spiel kommen, nur gedenke der Dichter mehr der Prinzessin als ihrer, und von einer eigentlichen Liebe, welche nach dem ausschließlichen Besitze des geliebten Gegenstandes strebe, von einer sinnlichen Liebe könne hierbei gar nicht die Rede sein. Nehme er auch den Namen von ihnen, und zunächst von der Prinzessin, deren hoher Werth ihn zu seliger Betrachtung hinreiße, wobei sie nicht läugnet, daß beim Klange des Namens ihm zuweilen auch ihr eigenes, viel leichteres Wesen nicht unerfreulich vorschwebe, so sei es doch nicht ihre in sich abgeschlossene Persönlichkeit, die er feire, sondern er trage alle höchsten Eigenschaften einer weiblichen Seele auf ein Wesen über, dem er diesen Namen beilege. Ja Leonore geht in ihrem Widerspruche gegen die Prinzessin so weit, daß sie behauptet, auch sie schienen nur den Tasso zu lieben, liebten aber in Wirklichkeit in ihm nur das Ideal eines Mannes. Die Prinzessin hingegen, welche sich einer wirklichen, persönlichen Liebe bewußt ist, mag von einer solchen feinen Unterscheidung nichts hören, die ihr nur ein leerer Schall erscheint, da sie eine rein dichterische, ein selbstgeschaffenes Bild umfangende Liebe sich nicht denken kann. Leonore aber wundert sich, wie eine so tief in den

*) Bei den über Wolken verehrend sich beugenden Engeln schweben die bekannten bildlichen Darstellungen der gen Himmel fahrenden, der thronenden und gekrönten Maria vor. In einem Sonette (Veggio quando tal vista amor impetra) läßt Tasso seine Geliebte wie eine Madonna zum Himmel schweben, und er sinkt vor ihr verehrungsvoll nieder, in einem andern (Giaceva esposto il peregrin Ulisse) erkennt er in ihr eine Heilige, eine Göttin.

**) In mehreren Sonetten sieht Tasso seine Herrin (madonna) am Flusse oder am Bache lustwandeln und Blumen winden, wobei Blumen unter ihren Füßen sprießen und der Bach oder Fluß, von ihrer Schönheit getroffen, still steht. In einem derselben heißt es, die Herrin sei nicht bei Flut und Busch und Berg geboren, und habe nur, daß die Welt sie kenne und verehre, die Erde statt des Himmels sich erkoren.

***) Auch an Liedern, worin er der entfernten Herrin seine sehnsüchtigen Klagen nachsendet (in einem Sonett bittet er die Luft, seine Klage zur Geliebten zu bringen und von ihren Lippen einen Kuß zu stehlen), oder seine verzehrenden Gluten, seine drückenden Fesseln bejammert, fehlt es bei dem Sänger des „befreiten Jerusalems" keineswegs.

Geist des feinsinnigen Plato eingedrungene Weise, wie die Prinzessin, das nicht sollte begreifen können, was sie selbst, die nur ein Neuling in diesen Dingen sei, vorzubringen wage. Jedenfalls aber, meint sie, sei die Liebe der Prinzessin zu Tasso doch eine ganz andere, als die gewöhnliche, sie sei eine höhere, eine wahrhaft Platonische, was sie durch eine hübsche mythische Einkleidung ganz im Sinne Platonischer Darstellungskunst ausführt.

Die Liebe zeigt in dieser holden Schule (der Platonischen)
Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind;*)
Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat.

In Platon's „Gastmal" werden verschiedene Ansichten über das Wesen der Liebe in mythischer Genealogie des Gottes ausgesprochen, besonders wird dort ein himmlischer und ein gemeiner Eros unterschieden.**) Diesen himmlischen Eros nun denkt sich Leonore im Gegensatz zu der in der spätern Zeit verbreiteten Kindesgestalt als einen Jüngling, wie er in der schönen Gruppe mit Psyche und in dem Milesischen Märchen des Apulejus erscheint.***) Diesen Eros bezeichnet sie als einen der obern Götter†), und stellt ihm die rein sinnliche Liebe entgegen, welche wankelmüthig von einer Brust zur andern fliege, nur von sinnlicher Schönheit und rohem Sinnengenusse angezogen werde. Auf diese Weise ist Leonore von ihrer ursprünglichen Behauptung, Tasso's Geliebte sei ein rein in seiner Einbildungskraft schwebendes Ideal, endlich dazu gekommen, daß sie seine Liebe, und nicht weniger die der Prinzessin, als eine höhere, rein geistige betrachtet. Doch wird diese Betrachtung, deren weitere Verfolgung der Prinzessin leicht ungelegen sein könnte, durch den Herzog unterbrochen. Die Prinzessin erblickt ihn von weitem, weshalb sie die Freundin bittet, von diesem Gespräch abzubrechen, damit der Bruder nicht erfahre, daß sie wieder auf Tasso zu reden

---

*) Rein zufällig scheint die Uebereinstimmung mit dem Anfange des Chorgesanges im zweiten Aufzug von Tasso's „Amyntas":

Amor, in welcher Schule
Von welchem Meister lernt man
Denn deine so lange, schwier'ge Kunst zu lieben?

Von Amor's Schule ist auch sonst bei Tasso mehrfach die Rede, wie im „befreiten Jerusalem" I, 57 und in einem Sonett an die Gräfin Barbara Sanseverina, wo es heißt:

In Amor's Schule sitzet Barbara.

**) Freilich sollte man nach einer Aeußerung Goethe's im Briefe an Jacobi vom 1. Februar 1793 fast glauben, er habe damals erst Platonische Schriften, und besonders das „Gastmal" gelesen, aber sehr früh war er in die Geschichte der Griechischen Philosophie eingeführt worden (B. 21, 7), und schon zu Straßburg hatte er sich mit Platon's Phädon eindringlich beschäftigt, wie ein noch vorhandener Auszug aus demselben beweist.

***) „Ich sah in der Farnesina", schreibt Goethe am 18. November 1786 von Rom aus, „die Geschichte der Psyche (von Raphael), deren farbige Nachbildungen so lange meine Zimmer erheitern."

†) Zur allegorischen Darstellung der Kunst hat Goethe diesen Eros im Jahre 1792 in dem Gedichte: „Der neue Amor" (B. 1, 219) benutzt. Vgl. auch das Distichon: „Ungleiche Heirat" B. 1, 216.

gekommen, und sie nicht wieder seinem neckischen Spott ausgesetzt seien. So deutet sie selbst hier unwillkürlich an, wie Tasso so häufig den Inhalt ihres Gespräches bilde.

Zweiter Auftritt. Hat Goethe uns im ersten Auftritt das Verhältniß der Frauen zu Tasso und seinen Liebesliedern in lebhaftem, bezeichnendem Wechselgespräch vorgeführt, und dabei zugleich den bildungsreichen Hof Ferrara's mit ein paar treffenden Strichen entworfen, so kommt uns jetzt zunächst seine Stellung zum Herzog zur Anschauung, der bei aller lebhaften Anerkennung seines Werthes doch seiner bedenklichen Schwächen gedenken muß, nicht ohne die Hoffnung auszusprechen, ihn von diesen, wenn er näher an's Leben herantrete, befreit zu sehn. Sein großes, eben vollendetes Gedicht tritt hier zum erstenmal hervor; wie die endliche Uebergabe desselben in allernächster Aussicht steht, so kündigt uns der Herzog zugleich die jeden Augenblick erwartete Ankunft seines Staatssekretärs Antonio Montecatino an, der eben ein schwieriges Geschäft glücklich durchgeführt habe. Hiermit ist die Exposition des Stückes in eben so klarer als natürlicher, leicht bewegter, die Charaktere treffend hervorhebender Weise vollendet. Tasso und Antonio sind uns angekündigt, und tritt das Bild des letztern auch nur in seinen äußersten Umrissen hervor, so ist doch der Gegensatz genugsam angedeutet. Tasso ist der Held, der unsere ganze Theilnahme auf sich zieht, um den wir ernstlich bangen, da er sich in die Menschen und das wirkliche Leben nicht zu finden weiß. Wenn Goethe mit Recht einen so großen Werth auf eine geschickte, in sich selbst lebhaft bewegte und alle Keime der Handlung des Stückes enthaltende Exposition legte, in welcher Beziehung er Molière's „Tartüffe" und Lessing's „Minna von Barnhelm" als ausgezeichnetste Muster pries, so müssen wir seinem „Tasso" dieses Lob im vollsten Sinne zuerkennen.

Daß Alphons sich mit Tasso lebhaft beschäftige, und innigen Antheil an ihm nehme, verräth uns gleich sein erstes Wort. Er liebt es, sich mit Tasso zu unterhalten, und so hat er ihn auch jetzt aufgesucht, aber bisher vergebens. Den neckenden Scherz, daß er ihn auch sogar bei den Frauen nicht finde, die ihm doch ohne Zweifel Nachricht geben könnten, erwiedert die in Folge des vorhergegangenen Gespräches etwas aufgeregte, und durch die rasche Ankunft ihres Bruders betroffene Prinzessin mit den kurzen, ernst entgegentretenden Worten, sie habe ihn gestern nur wenig, heute gar nicht gesehen, woran sich denn leicht des Herzogs Tadel über Tasso's Hang zur Einsamkeit anschließt, der ihn leider nicht allein den bunten Schwarm der Menschen, sondern auch den engen Freundeskreis zu sehr meiden lasse. Indessen hat Leonore, die mehr als die in sich versunkene Prinzessin den Dichter beobachtet, diesmal eine gute Entschuldigung für sein einsames Zurückweichen bereit. Heute hat sie ihn mit einem Buche und einer Tafel, auf welcher er Verbesserungen versuchte, von fern gesehen, und nach einer Andeutung, die er ihr gestern gegeben, darf sie schließen, daß sein Werk vollendet sei, er nur noch einzelne Stellen zu verbessern habe, um es dem Herzog als würdiges Zeichen seiner Dankbarkeit darbringen zu können. Allein

wie dieser eben den übermäßigen Hang zur Einsamkeit getadelt hat, so verdenkt er ihm jetzt die übergroße Aengstlichkeit, die ihn nie enden lasse, und den nah geglaubten Genuß immer mehr in die Weite schiebe; er vermißt den kräftigen Muth, der ihn endlich einmal abschließen lasse.*) Doch die Prinzessin nimmt sich hier ihres Dichters an, dessen Sorgfalt sie nur loben kann, da er ein ganz vollendetes, zum Ganzen sich rundendes Gedicht, voll unvergänglichen Werthes, zu schaffen strebe, und sie setzt der Ungeduld ihres Bruders die Erwägung entgegen, daß die Mitwelt zum Besten der Nachwelt auf einen frühen Genuß verzichten müsse. Bei den Worten:

Er will nicht Märchen über Märchen häufen,
Die reizend unterhalten, und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen,

schwebt der Gegensatz des leichtfertigen Ariost vor. Goethe erinnerte sich hier wohl der Aeußerung Serassi's, Tasso habe besondere Sorgfalt darauf verwandt, daß die Episoden mit der Haupthandlung in innigster Verbindung ständen. Vgl. oben S. 97 Note *. Wie viel seine Römischen Kritiker gerade gegen seine Episoden einzuwenden hatten, erzählt Serassi S. 217 ff. sehr ausführlich. Alphons gibt der Schwester eine gewisse Berechtigung, den Dichter auf diese Weise in Schutz zu nehmen, stillschweigend zu, aber nicht ohne zu gleicher Zeit auch auf seiner Ansicht, daß Tasso übertrieben ängstlich sei, zu bestehn. Sei er vielleicht zu eifrig, so möge die Schwester ihn gelinder machen, wie er umgekehrt treiben will, wo sie zu sehr dem Tasso nachgebe; auf diese Weise wollen sie einträchtig zu demselben Ziele wirken, wie sie es bisher so oft gethan. Das, was er und die Schwester zunächst wünschen, und was auf diese Weise am schnellsten erreicht werden könne, ist die Vollendung seines „großen Werkes". Freilich denkt Alphons hierbei nicht allein an den Ruhm und die Ehre, welche ein solches Werk dem Dichter im weiten Vaterlande, ja in der ganzen Welt bringen werde, sondern auch an den Theil, der von diesem Ruhme auf ihn selbst, als Beschützer und Herrn des Dichters, fallen müsse, was ganz in der Weise der damaligen Zeit ist, und dem Herzen des Fürsten mehr zur Ehre gereicht als sonstiger verschwenderisch blendender Pomp. Und wie nahe Tasso's wahres Wohl dem Herzog geht, ersehen wir daraus, daß er von der Veröffentlichung des Gedichtes für dessen wahrhaftes inneres Glück die gedeihlichsten Folgen erwartet, und gerade der Umstand, daß wir diese Hoffnung für eine völlig ungegründete halten müssen (vgl. oben S. 99), beweist für die Lebhaftigkeit seines Wunsches; er hofft, was er dringend wünscht. Tasso, meint er, müsse in's Leben heraustreten,

*) „Ruckt langsam weiter vor." Goethe bedient sich der oberdeutschen Formen rucken, drucken, hupfen, lupfen u. a., die später mehrfach in die gewöhnlichen mit ü verwandelt worden. „Drück' ich" steht ursprünglich I, 1, dagegen ist IV, 2 „druckt" in „drückt" verändert, I, 4 „druckte" beibehalten. — Die Worte „er hintergeht die Hoffnung — geglaubt" würden in streng logischer Form heißen müssen: „und so hintergeht er die Hoffnung auf den nahen Genuß, den man mit Unwillen in späte Zeit entfernt sieht."

wo er gezwungen werde, sich und andere recht zu erkennen, sich im gewaltigen Widerstreite durchzukämpfen, und sich als Mann zu fühlen.*)

Hierdurch ist der Uebergang zu einer dritten Schwäche Tasso's gegeben (bisher wurden der Hang zur Einsamkeit und die Unentschlossenheit, die nicht fertig werden kann, hervorgehoben), zu jenem düstern, ihn und seine Umgebung höchst drückenden Argwohn, der hier als Folge des einsamen Versinkens in sich selbst dargestellt wird. Leonore preist den Herzog, daß er auf diese Weise, indem er den Tasso in's Leben einzuführen gedenke, noch alles für ihn thun werde, wie er bisher durch seine gnädige Fürsorge, die ihm ein sorgloses Leben gewähre, und durch seinen bildenden, ihn auch über seine Kunst mannigfach aufklärenden Umgang (vgl. oben S. 95) schon so viel für ihn gethan habe. Jetzt, wo sein Talent sich so herrlich in der Stille entwickelt habe**), müsse sich sein Charakter im Strom der Welt ausbilden. Wie sehr ihm dies Noth thue, spricht sie in dem lebhaft empfundenen, ihr viel mehr als der Prinzessin, die ganz in ihre Liebe versunken ist, am Herzen liegenden Wunsche aus:

O daß er sein Gemüth wie seine Kunst
An deinen Lehren bilde! daß er nicht
Die Menschen länger meide, daß sein Argwohn
Sich nicht zuletzt***) in Furcht und Haß verwandle!

Wie weit es mit Tasso's Argwohn bereits gekommen, wie sein „frei Gemüth verworren und gefesselt" worden, weil er den Umgang mit Menschen meidet†), wie er sich überall von Gegnern und Verfolgern umsponnen sieht, die kein Mittel unversucht lassen, ihn der Gunst des Herzogs zu entziehen, führt der letztere weiter aus. Vgl. hierzu oben S. 64. 67.

---

*) Man bemerke hier die verbindungslos aneinander gereihten kurzen Sätze, die wie bedeutende Schlagworte in die Seele fallen, aber unter sich in enger logischer, nur vom Dichter mit Absicht nicht angedeuteter Verbindung stehen. „Die wahre Charakterbildung dankt der Mensch nur der Wechselwirkung mit der Welt, deren Ruhm und Tadel ihn lehren wird, sich und andere kennen zu lernen, da er nicht mehr in verwöhnender Einsamkeit auf sich selbst beschränkt ist, sondern der Feind an ihn herantritt, der nicht schonen will, wie der Freund, um ihn über seine Stellung diesem gegenüber nicht zu verblenden, nicht schonen darf: in einem solchen Widerstreite allein stählt sich der Jüngling zum Manne." Vgl. unten Antonio's Wort II, 3 (S. 141).

**) Anderwärts bemerkt Goethe, daß er gefühlt habe, daß sich etwas Bedeutendes nur dann produziren lasse, wenn man sich isolire, wie denn seine frühesten mit so viel Theilnahme aufgenommenen Sachen Kinder der Einsamkeit gewesen, daß die Stille, die Dämmerung, die Dunkelheit ganz allein die reinen Produktionen begünstigen könne. Vgl. B. 22, 179. 235 f. 406.

***) Das Wort „zuletzt" ist in der vierten Ausgabe durch Versehen ausgefallen, erst ganz neuerlich von mir hergestellt worden.

†) Man bemerke die treffende Hervorhebung der Zeitwörter fürchten und meiden, auf denen der Hauptnachdruck liegt, in den die Relativsätze in der Form des Chiasmus zusammenstellenden Versen:

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen.

Die Schilderung der Schonung, mit welcher der Fürst bisher den Tasso zu heilen gesucht, wird durch die Entschuldigung der Prinzessin eingeleitet, welche den Bruder bittet, mit Tasso Nachsicht zu haben, da der Mensch von sich selbst nicht scheiden könne.*) Aber Alphons hält es für besser und freundschaftlicher, statt dem Fehler eines Freundes geduldig nachzugeben und sich daran zu gewöhnen, weil es einmal nicht anders sei, den Versuch zu machen, ob man nicht mit milder Hand ihn von seinem Uebel befreien könne, wie er mit Tasso bisher gethan, dessen Argwohn er dadurch zu zerstreuen suche, daß er jedes Mittel anwende, ihm Sicherheit und Zutrauen einzuflößen; so gebe er ihm, um ihm jede Besorgniß wegen seiner Gunst zu benehmen, oft in Gegenwart vieler entschiedene Zeichen derselben, und den Argwohn, daß man ihn verfolge, widerlege er durch sofortige Untersuchung.**) Auf diese Weise lasse er es eben so wenig als die Frauen an Geduld fehlen. Zu einem rauhen Mittel will sich auch Alphons nicht entschließen — und doch sehen wir, wie wenig Geduld und Schonung bisher gefruchtet haben —; er fürchtet, durch Anwendung eines solchen ihn ganz zu verlieren, da eine derartige Kur zu bedenklich sei, und so will er lieber seine Schwäche dulden, und abwarten, ob seine milden Mittel doch nicht endlich fruchten werden, wobei er viel von Tasso's Eintritt in die Welt erwartet, der gleich nach der Veröffentlichung seines Gedichtes erfolgen werde. Allein die rauhe Heilung, zu welcher Alphons nicht zu greifen wagt, erfolgt auf ganz unerwartete Weise — sie ist der eigentliche Gegenstand des Drama's.

Hieran schließt sich nun die Ankündigung von Antonio's Ankunft***), mit welchem er noch diesen Abend nach Ferrara zurück müsse, während die Frauen sich an Tasso's Seite des ländlichen Aufenthaltes erfreuen sollen.†) Das letztere wird treffend durch die Frage der Prinzessin eingeleitet, ob sie ihm denn nicht zur Stadt folgen sollten, da sie sich ungern vom Bruder trennt, was auch ihre wiederholte Frage hervorruft, wogegen Leonorens Verlangen, von der großen Weltstadt zu hören, sich bezeichnend in dem Bedauern ausspricht, daß Antonio

---

*) Man vergleiche hiermit die Aeußerung Goethes in einem Briefe an Jacobi vom 31. März 1784: „Habt mit Schlosser'n (Goethe's Schwager) Geduld! Kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, ob er gleich vieles an sich bilden kann. Schlosser stickt in seiner Haut und Verhältnissen so fest, als ein andrer; wir sollten alle mit einander Mitleid haben." Alphons bemerkt V, 1, den Sinn des Menschen bezwinge kaum die Noth und lange Zeit.

**) Zu dem hier beispielsweise angeführten Fall der Erbrechung seines Zimmers vgl. oben. S. 61.

***) In den Uebergangsworten: „Ich hab' euch nun auf's Land gebracht", ist unter „euch" auch wohl Tasso mit zu verstehn, und der Uebergang liegt in dem nicht ausgedrückten Gedanken, daß sie hier auf dem Lande im nähern Zusammensein leichter auf Tasso wirken können.

†) Ueber Consandoli, wohin sie, wenn es ihnen gefalle, hinübergehn könnten, vgl. oben S. 66.

gleich wieder fort solle. Der Herzog verspricht ihr dagegen, so bald, als möglich, mit ihm zurückzukommen, wo er ihnen denn ausführlich erzählen und sich ihrer wohl verdienten Gunst erfreuen werde. Obgleich Alphons diese Worte an beide Frauen richtet*), so sind sie doch zunächst auf Leonoren berechnet, die dem Antonio viel näher steht, und größeres Verlangen als die Prinzessin nach dessen Mittheilungen verräth. Noch mehr gilt dies von dem folgenden Versprechen, wenn sie sich hier erst recht ausgesprochen, solle Belriguardo auch von einer größern Gesellschaft belebt werden, wie sie der heitern, auf äußern Schein hingewandten, weltfeinen Leonore vor allem gemäß ist, wobei Alphons nicht umhin kann, neckisch darauf hinzuweisen, daß er dann auch holder Frauenliebe sich zu erfreuen gedenke — ein ohne Zweifel von Karl August hergenommener Zug, der sich gar sehr im Umgange mit schönen, geistreichen Frauen gefiel.**) Es ist dies offenbar ein Stich auf die zu neckischem Spotte geneigte Leonore, die so gern sich mit Tasso in kühlen Schattengängen zusammen fand. Diese geht auch gleich auf den Scherz ein, indem sie ihm freundlich durch die Finger sehn zu wollen verspricht, wogegen Alphons auch seine Schonung schalkhaft hervorhebt.

Die Prinzessin, welche die letzten Reden zwischen ihrer Freundin und Alphons unbeachtet gelassen, hat unterdessen den Tasso, dessen Bild ihre ganze Seele füllt, von weitem gesehen, wie er auf den von der Herzoglichen Familie besonders geliebten Gartenplatz, wo sie sich eben befinden, gedankenvoll zuschreitet, als kämpfe er noch bedenklich mit einem bedeutungsvollen Entschlusse. Der Herzog, der ihn nicht gern in seinem Denken und Dichten gestört sieht, bittet, ihn ruhig wandeln zu lassen, aber Tasso hat sie bereits bemerkt, und so kommt er auf sie zu.

Der dritte Auftritt schildert uns die gewaltige Aufregung, in welche Tasso durch den nach Ueberreichung seines zu Ende geführten Gedichtes von der Prinzessin ihm aufgesetzten Kranz versetzt wird, worin die erste Anregung zur folgenden tragischen Verwicklung gegeben ist. Hörten wir den Tasso bisher nur in seinem träumerischen Sehnen und Dichten, in seiner einsamen Zurückgezogenheit und argwöhnischen Verstimmung von den Frauen und Alphons schildern, wobei auch des großen Gedichtes Erwähnung geschah, so tritt uns jetzt, als er dieses Gedicht endlich dem Fürsten dankbarst überreichen darf, die hohe Bescheidenheit und der reine Edelmuth seiner Natur eben so wohlthätig entgegen, als wir mit ängstlicher Sorge jene lei-

---

*) Er bedient sich dabei der freundlich vertraulichen, seinen Wunsch, ihnen willfährig zu sein, andeutenden Anrede „ihr Kinder", wie auch König Andrason im „Triumph der Empfindsamkeit" seine Schwester und deren Hoffräulein „Kinder", „meine Kinder", „lieben Kinder" anredet.

**) Man könnte beim Begegnen „im Kühlen" an die Spaziergänge des Herzogs in den von Goethe angelegten „Fels-, Grotten- und Uferpartien" des Weimarer Parks denken. In dem dortigen Grottenwerk brachte der Herzog mit Goethe und dem Oberforstmeister von Wedel den Abend in der Gesellschaft „einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin" zu, wie Wieland sich ausdrückt.

denschaftliche Glut der Einbildungskraft gewahren, die ihn fiebernd aufregt.

Tasso beginnt mit ruhigem Ernst. Möchte er aus lebhaftem Gefühl, daß sein Gedicht noch immer, trotz seiner Beendigung, unvollendet sei, dasselbe zurückhalten, so treibt ihn dagegen die Pflicht der Dankbarkeit, nicht länger zu säumen, sondern es mit der Bitte um schonende Beurtheilung zu überreichen, wie ja auch der Mensch selbst seinen Freunden nur unter der Voraussetzung der Nachsicht sich darbieten könne.*) Des Herzogs günstige Aufnahme erwiedert er lebhaft, zunächst anknüpfend an die Aeußerung, er nenne das Gedicht in gewissem Sinne sein, mit dankbarster Anerkennung dessen, was er dem Hofe schuldig, wobei er, obgleich er die Anrede immer an eine Mehrheit richtet, doch insbesondere nur des Herzogs gedenkt. Ihnen verdanke sein Gedicht den innern Werth und seine Würde: denn habe ihn auch die Natur „aus reicher Willkür" mit der Dichtung holder Gabe beschenkt — auch hier kann sich das Gefühl der Dankbarkeit nicht verläugnen —, so hätten doch seine unglücklichen Verhältnisse ihn ganz niedergedrückt, wenn nicht Alphons ihm wahre Freiheit gegeben**), daß sein Gesang sich muthig entfalten konnte. Vgl. oben S. 83 f. Alphons unterbricht die voll tiefsten Gefühls hinströmende Rede, mit der Anerkennung, daß Tasso durch seine Bescheidenheit sich ein neues Lob erworben — das erste Lob zollte er der längst ersehnten Gabe selbst —, worauf dieser sein hierdurch nur gesteigertes Gefühl äußert, daß sie (der Herzog und seine Schwester) ihm nicht allein eine sorgenlose äußere Stellung gewährt, sondern auch den mächtigsten Einfluß auf sein Gedicht geäußert, was er zunächst nur in Bezug auf Alphons ausführt, der ihm die Dichtung eingeflößt, wie er in offenbarer, seinem dankbaren Herzen und seiner glühenden aufgeregten Einbildungskraft natürlicher Ueberschätzung behauptet: denn wenn dieser, der Held, den er sich, dem „thatenlosen Jüngling", entgegenstellt, ihn auch mit seinen Waffen- und Kriegskenntnissen unterstützte, und ihn lehrte, in der Darstellung der Schlachten und aller mit dem Kriege in Verbindung stehenden Dinge die Wahrheit nicht zu verletzen (vgl. oben S. 94)***), so ist

*) In dem Verse: „Daß Freunde sein er schonend sich erfreuen", schreibt die Ausgabe letzter Hand „erfreun". Goethe bleibt sich hierin nicht gleich, vielmehr lesen wir im „Tasso" eben so oft am Ende des Verses „freu en", „streuen", „gereuen", als die Formen ohne **e**. „Fliehn", „verziehn" u. ä. ist häufiger als „fliehen"; neben „geflohn", wofür die vierte Ausgabe „geflohen" schrieb (II, 1), steht „entflohen" (IV, 4), neben „ruhn", „verzeihn" einmal „nahen", durchweg „vertrauen" u. s. w., und nur an drei Stellen gegen mehr als zwanzig „sehen". Offenbar zog Goethe die Form ohne **e** vor, doch wurde dies aus Versehen nicht überall durchgeführt. Aehnlich verhält es sich in der „Iphigenie", wo die Zahl der Formen mit **e** auf sehr wenige sich beschränkt. Vgl. meine Ausgabe der drei ältesten Bearbeitungen der „Iphigenie" S. 358.

**) In den Worten: „Du warst allein, der u. s. w." bemerke man die kühne, durch den Wohllaut zunächst veranlaßte Auslassung des „es"; „warst" muß hier in der Bedeutung „warst vorhanden" gefaßt werden.

***) Unter der „klugen Leitung des raschen Krieges" ist die Vorsicht zu verstehn, mit welcher Gottfried von Bouillon rasch auf Jerusalem losrückt, dem Aegyptischen Heere zuvorzukommen und den Byzantinischen Kaiser zum Beistand zu gewinnen sucht, über-

dies im Grunde nur eine Nebensache, keineswegs der das Ganze belebende Geist. Welchen Antheil die Prinzessin an der Vollendung des Gedichtes habe, wagt der Dichter in der Gegenwart von Alphons nicht auszusprechen. Dieser aber wird es bei Tasso's begeisterungsvollem, das Bild des Bruders heldenhaft ausführendem Schwunge seiner Dankbarkeit ängstlich zu Muthe, und sie fürchtet wohl gar, daß er sich zum Ausdruck der wundervollen Einwirkung, die sie auf ihn geübt habe, fortreißen und das Geständniß seiner Liebe nicht zurückhalten werde, weshalb sie ihn rasch mit dem Wunsche unterbricht, er möge sich nun auch selbst seines Werkes erfreuen, das ihnen zur Freude gereiche. Alphons versichert ihn des Beifalls aller Guten, die ein solches Werk zu würdigen wissen werden, wogegen Leonore ihn auf den allgemeinen Ruhm verweist. Aber Tasso's bescheidener, durchaus edler Sinn ist darauf keineswegs hingerichtet: er findet in diesem Augenblick, wo Alphons und die Prinzessin ihn lebhaft ihrer ganzen Zufriedenheit versichern, seinen vollen Lohn, da er nur für diesen so innigst befreundeten, von reichster und reinster Bildung getragenen Kreis gedichtet, sie zu erfreuen, ihren Beifall zu verdienen gestrebt habe.*) Vom Beifall der Welt und Nachwelt will er nichts wissen, wenn dieser nicht von solchen ausgehe, die ihnen gleichen; die Menge ist ihm nichts, ihr Beifall kann ihm nicht behagen, sie macht ihn nur „irr' und scheu", gerade wie dem Dichter im Vorspiel zum „Faust" beim Anblick der in's Theater sich drängenden „bunten Menge der Geist entflieht".

Alphons will dem so ganz sich hingebenden Tasso diesmal nicht widersprechen, wie nahe ihm auch die Mahnung liegt, er möge die Welt nicht zu sehr mißachten, und sich ängstlich von ihr zurückziehen, vielmehr hält er sich an der Aeußerung fest, daß er in ihnen Welt und Nachwelt vor sich sehe; ihnen zieme es daher auch, wie jene es thun werden, ihn mit dem Lorbeerkranze zu schmücken, welcher der verdiente, mit nichten gering anzuschlagende Lohn der Dichterstirn sei. Ohne zu bedenken, wie sehr er Tasso's Sinne dadurch in fiebernde Aufregung setzen werde, fordert er die Schwester auf, den Kranz, den er auf Virgil's Haupt sieht — diesen würdig ernsten, beim „befreiten Jerusalem" vor allem vor Augen stehen-

---

haupt alles geschickt zum Besten zu lenken und das Kriegsheer in Eintracht zusammenzuhalten, es geschickt zu verwenden weiß. Daneben nennt Tasso die Schlachten, in welchen sich Geschicklichkeit in der Waffenführung, kluge Berechnung des Feldherrn und Tapferkeit der Ritter bewähren, und die mit List versuchten Unternehmungen, deren mehrere sich im „befreiten Jerusalem" beschrieben finden.

*) Gefallen möchte er ihnen als einsichtigen Kennern, sie ergetzen als seine freundlichen Gönner. Auf das letztere beziehen sich als begründende Ausführung die Verse: „Wer nicht die Welt — gern verweilt", auf das erstere die zunächst folgenden. Man erinnert sich übrigens hierbei der so häufigen Aeußerungen Goethes, daß er mit seinen Gedichten seinen Lieben eine Freude zu bereiten suche. Vgl. Riemer's Mittheilungen I, 480. Die richtige, von Adelung einzig gebilligte Form „ergetzen" findet sich überall in der ersten Ausgabe der Werke, erst die Ausgabe in vierzig Bänden hat „ergötzen" eingeführt, wie Goethe selbst früher, wie im „Götz" und „Werther", durchweg schrieb.

den Dichter bezeichnet er mit Recht als Tasso's Ahnherrn, nicht den heitern, leichtfertigen Arioſt —, dieſen Kranz, von dem er nicht ahnt, daß dieſe ſelbſt in ſtillen Gedanken an Taſſo ihn geflochten, ſoll die Schweſter ihm aufſetzen. Daß der Fürſt bei dieſer Veranlaſſung von einer Art dichteriſcher Viſion ſich ergriffen fühlt, muß als ein höchſt glücklicher Zug gelten; er ſelbſt faßt die Wichtigkeit dieſes Augenblicks lebhaft auf, ohne zu ahnen, welche Verwirrung er durch den mit größerer Liebe als Vorſicht dem leicht entzündbaren, in alle Weiten abſchweifenden Dichter zuerkannten Kranz zunächſt hervorrufen werde.

Taſſo, gerade durch Alphons erinnert, daß der Kranz beſonders dem Helden gebühre, weicht beſcheiden zurück, was Leonore, der überhaupt Taſſo's wahres Weſen verſchloſſen iſt, nicht zu faſſen vermag, weshalb ſie ihm verwundert zuſpricht, und ihn auf die Hand, welche ihm den Kranz reiche, wie auf die hohe Bedeutung des Lorbeers hinweiſt. Aber dieſer ſchreckt vor dem unverdienten, höchſten Lohne, den der Prinzeſſin Hand zum vollſten Uebermaße ſteigert, ſchaudernd zurück, einen ſolchen Augenblick glaubt er nicht überleben zu können, worauf Alphons erinnert, ſchrecke ihn auch zunächſt der Kranz, ſo werde doch bald der Genuß des herrlichen Beſitzes ihn wahrhaft erheben.*) Erſt die liebevolle Anſprache der Prinzeſſin, der ſein ganzes Sein gewidmet iſt, beſtimmt ihn zur Annahme der hohen Gunſt, da dieſe, indem ſie den Kranz in die Höhe hält, ihre unendliche Freude ausſpricht, ihm ohne Worte ſagen zu dürfen, wie ſehr ſie ihn ſchätze. Als er nun aber in tiefſter Beſcheidenheit das ſchöne Zeichen der Dichterehre, das für ihn, der ſeiner Schwäche ſich bewußt, eine Laſt iſt, knieend aus den Händen der einzig Verehrten empfangen hat, da begrüßen ihn die freudigſten Glückwünſche aller Anweſenden, in denen ſich ihr Charakter bezeichnend ausſpricht. Leonore klatſcht dem ſchönen, durch ſeine Beſcheidenheit noch ſchönern Manne zu, welchem der Kranz ſo gar ſchön ſtehe. Alphons deutet auf den höhern Ruhm hin, welcher ihn einſt auf dem Kapitol (wie ſeinen Vorfahren glänzenden Andenkens, den Petrarca**)) krönen werde, wogegen die Prinzeſſin den Werth ihrer Gabe hervorhebt, daß jener Kranz ihm größern Ruhm bringen werde, dieſer aber herzlichſter Freundſchaft ſchönſter Lohn ſei. Allein Taſſo kann bei der Wirklichkeit nicht ſtehn bleiben, er ſieht in dem Kranze den höchſten Lohn für das erhabenſte Verdienſt, und gerade in dieſem Augenblick fühlt er ſich Alphons gegenüber, den er als wahrhaften Helden ſich lebhaft denkt, ſo klein

---

*) Zu dem Verſe: „In dem Genuß des herrlichſten Beſitzes", iſt aus Taſſo's Worten zu ergänzen „wirſt du leben".

**) Petrarca, der in der Meinung ſtand, Horaz und Virgil ſeien zu ihrer Zeit auf dem Kapitol gekrönt worden, hatte in ſeinen Gedichten die Sehnſucht nach einer ſolchen Ehre deutlich durchblicken laſſen, deren Ertheilung er für ein unveräußerliches Vorrecht der Weltherrſcherin Rom hielt. Er wußte den gelehrten König Robert von Neapel auf geſchickte Weiſe zu beſtimmen, allen ſeinen Einfluß darauf zu verwenden, die Krönung beim Römiſchen Senat durchzuſetzen. Die Einladung zur Krönung empfing Petrarca im Auguſt 1340, doch begab er ſich zunächſt nach Neapel, um ſich vom König Robert prüfen zu laſſen, ob er dieſer Ehre würdig ſei. Die Krönung ſelbſt erfolgte am Oſtertage 1341, wo der Senator Orſo, nachdem man ihn in feſtlichem Aufzuge auf's

und unbedeutend, so daß ihn eine sein Blut schrecklich umtreibende Hitze befällt, und er bitten muß, ihm den Kranz wieder vom Haupte zu nehmen, der sein Hirn versenge, ihn fieberhaft aufrege, da er fühle, es sei zu viel. Vergebens bemerkt Leonore dagegen, der Kranz schütze vielmehr das Haupt gegen die heißen Strahlen und kühle die Stirn, wobei man an die bekannte Vorstellung der Alten denken kann, wonach Epheu- und Lorbeerkränze eine kühlende Wirkung haben sollen;*) dieser Kühlung, die nur um Heldenstirnen wehen dürfe, hält er sich nicht werth: sein ganzes Leben soll darauf hingerichtet sein, sich erst einen solchen Kranz zu verdienen, wie er dies in dem schön gewendeten Wunsche ausspricht, die Götter möchten diesen Kranz aufheben und ihn zwischen Wolken verklären, wobei dem gelehrte Anspielungen liebenden Tasso die bekannte Sage vorschwebt, das Sternbild der Krone sei die unter die Gestirne versetzte Krone, welche Dionysos der Ariadne bei ihrer Vermählung gegeben. Alphons sucht umsonst, da er kein anderes Beruhigungsmittel sieht, ihn zu bedeuten, der Kranz solle gerade seine Kraft anspannen.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieses Lebens schätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal besaß;
Und wer besitzt, der muß gerüstet sein.**)

Tasso empfindet zu sehr, daß jene Kraft ihm abgehe, welche zu großen Thaten ermuthige, und sie standhaft durchzuführen vermöge, er fühlt sich der Last unfähig, die der Kranz auf sein Haupt lege, da sein innerstes Bewußtsein ihm sagt, daß nur die höchsten, heldenmäßigen Erfolge zu einer solchen Ehre berechtigen. Deshalb bittet er die Prinzessin, den Lorbeer wegzunehmen, daß er wieder frisch aufathmen könne. Diese aber beschwichtigt ihn durch die Hindeutung, diese Zweige seien nur eine Anerkennung des gottverliehenen Talentes, das sie zu künftigen Erfolgen weihen sollen. Daß die Natur „der Dichtung holde Gabe" ihm verliehen habe, hörten wir Tasso oben, unbeschadet seiner Bescheidenheit, selbst sagen — wie auch Goethe seine dichterische Begabung gegen Eckermann (I, 143)

Kapitol geführt hatte, ihm unter dem Zujauchzen der Menge den Kranz aufsetzte. Das Fest schloß mit einem vom Kardinal Colonna gegebenen Gastmal. Als der Papst den Tasso kurz vor der durch seinen Tod vereitelten Krönung bei sich empfing, bemerkte er: „Wir haben Euch die Krone zuerkannt, die von Euch so viel Ehre empfangen wird, als sie in vergangenen Zeiten anderen verliehen hat." Goethe's Römische Freunde hatten bei seiner Anwesenheit zu Rom den wunderlichen Einfall, ihn auf dem Kapitol zu krönen. Vgl. B. 23, 188.

*) Vgl. die Stelle des Arztes Philonides bei Athen. XV, 17.

**) Diese Verse drücken in freier dichterischer Weise den Gedanken aus: „Wer früh ein Gut besitzt, lernt den Werth desselben wohl schätzen, und entbehrt es nicht gern, weshalb er sich wohl vorsieht." Alphons bedient sich hier eines etwas sophistischen Mittels, den Tasso zu beruhigen, wie dieser wohl merkt: denn mag man die beiden ersten Sätze und ebenso den dritten zugeben, so folgt daraus doch mit nichten das, was er andeuten will, da gerade die Wahrheit jenes dritten Satzes demjenigen, der früh ein Gut besitzt, nichts weniger als immer lebhaft vorschwebt. Ein Gegensatz zwischen erwerben und besitzen liegt dem Dichter fern.

geradezu auszusprechen sich nicht scheute, was keineswegs unbescheiden sei, da er sich selbst ja nicht gemacht habe —, und so kann auch die Anerkennung seines Talents von Seiten der Prinzessin durch diesen Kranz ihm nicht zu viel scheinen. Aber im Grunde bestimmt ihn doch mehr die liebevolle, seine Leidenschaft für diese mächtig nährende Mahnung der Prinzessin, als daß ihre Deutung ihn überredete; noch immer fühlt er sich beschämt, und er hängt dem Gefühl seiner Unwürdigkeit nach:*) im tiefen Hain will er sein unverdientes Glück verbergen, wie früher seine Schmerzen — die Schmerzen seiner Liebe, die er hier etwas unvorsichtig verräth; kein fremder Blick des Staunens soll ihn daran erinnern, daß er bekränzt sei, ja er will sich selbst in seinem Bilde nicht erkennen, wenn ihm ein Quell dasselbe zurückspiegeln sollte, sondern es für eine Erscheinung aus Elysium halten. Seine Einbildungskraft aber, die ihn alles gleich zu vollendeten dichterischen Erscheinungen gestalten läßt, versetzt ihn sofort mit vollster Lebhaftigkeit in eine solche Erscheinung hinein, wo er einen schön bekränzten Jüngling wandeln sieht**), und in dieser Vision erst findet er eine gewisse Beruhigung. Diese wunderbare Gestalt aus der vergangenen Zeit erregt in ihm das Verlangen, zu erfahren, wer er sei, dann wünscht er, mehrere möchten sich in freundlichem Gespräch zu ihm gesellen, ja er möchte alle Helden und Dichter hier zusammen sehn, wobei er mit besonderm Gefallen auf dem Gedanken verweilt, daß Held und Dichter unzertrennlich verbunden seien***), ein Gedanke, in welchen der in ihm erregte Drang nach großen Thaten sehnsüchtig ausläuft.

Leonore wird durch diese Vision unangenehm berührt, da Tasso das Gegenwärtige ganz verkenne, dieser aber fühlt gerade in solchen Verzückungen die höchste Wonne, sie sind ihm wirklicher als die Gegenwart selbst, die er nur in ihnen voll genießen kann. Treffend hat der Dichter uns an dieser und anderen Stellen die den Tasso fortreißende Einbildungskraft in ihrer vollen Thätigkeit

---

*) Wenig wahrscheinlich ist es, daß dem Dichter hier das während einer Abwesenheit von Ferrara gedichtete Sonett: Al nobil colle, ove in antiche marmi, vorschwebe, worin er sich sehnsüchtig träumend nach Ferrara zurückversetzt, und dort im Schatten der Bäume, auf dem Rasen ruhend, seine Liebesklagen in Liedern zu ergießen oder den Ruhm und die Waffen der Helden des Hauses Este zu besingen wünscht, während ein von der Prinzessin gepflanzter Lorbeer sein Haar berühre.

**) Sehr fein und schön ist es, wie Tasso zuerst den Quell als Zauberspiegel betrachtet, in welchem ihm der Jüngling erscheint, ihn aber dann, weiter in seiner Vision fortschreitend, für einen Quell des Elysiums nimmt, um welchen die Schatten der Abgeschiedenen sich sammeln.

***) Nicht allein sind Homer und Achill, der von ihm gefeierte Held, im Elysium unzertrennlich mit einander verbunden, sondern auch den Alexander zieht es zum Homer hin. Wahrscheinlich schwebte dem Dichter die Sage vor von Alexander's Besuch des Grabes des Achill am Vorgebirge Sigeum, dessen Cicero pro Archia 10, 24 gedenkt. Kaum dürfte er sich des Sonettes: Delle barbare spoglie e delle tante, erinnert haben, worin Tasso nach einem neuen Alexander verlangt, mit dem er, ohne den Homer zu beneiden, tausend und aber tausend Jahre fortleben und sein Talent an der Größe seiner Thaten immer wieder entzünden könne. Sonst vergleicht er gern die Türkenkriege mit Alexander's Eroberungszügen.

lebendig vorgeführt. Wenn Leonoren derartige Visionen zuwider sind, so hört dagegen die mehr in sich selbst lebende Prinzessin gern solche rein menschliche Gefühle so schön darstellende Gespräche mit den Gestalten seiner Einbildungskraft, mit „Geistern". Daß Goethe selbst seine dichterischen Gestalten mehrfach als „Geister" bezeichnet, sahen wir oben S. 12 Note**), und der Gespräche Tasso's mit einem Geiste ist gleichfalls (vgl. oben S. 53 f.) Erwähnung geschehen. Tasso will eben, beruhigt in dem Gedanken, daß der Dichter mit dem Helden unzertrennlich verbunden sei, mit dem Kranze sich entfernen, als zur unglücklichen Stunde die Ankunft Antonio's gemeldet wird, welcher gleich auf dem Fuße folgt. Der Dichter, der ihn als seinen Feind betrachtet, wird dadurch unangenehm berührt, doch kann er ihm nicht aus dem Wege gehn; er sucht sich möglichst zu fassen, und ihm, wenn auch kalt, doch mit höflichem Anstand entgegenzutreten. Wir hören ihn später (IV, 1) der klugen Weise gedenken, wie er den von alten Zeiten her ihm verdächtigen Mann habe empfangen wollen, um möglichst gut mit ihm auszukommen.

Vierter Auftritt. Der Widerstreit zwischen Tasso und Antonio tritt hier sogleich entschieden hervor. Antonio, der es schon früher höchst ungern bemerkte, wie Tasso am Hofe verzogen ward, muß jetzt gleich im ersten Augenblick, wo er für seine angestrengte, mit Glück gekrönte Thätigkeit sich reichster Gunst zu erfreuen hoffen durfte, den ruhig zurückgebliebenen Dichter im Besitz des höchsten Ehrenpreises finden, was ihm zum höchsten Verdruß gereicht. Eine Wolke umzieht seine Stirn, was wir Leonorens späterer Aeußerung (III, 2) glauben dürfen, er selbst gesteht (III, 4), daß er eine böse Regung gefühlt, als er den Schatten von einem Müßiggänger breit besessen gefunden, und die Prinzessin bezeichnet sein erstes Auftreten als schroffer und in sich gezogener, denn je (III, 2). Tasso hält sich zurück, ohne den Anstand zu verletzen. Antonio dagegen fertigt seine Fragen schroff ab, deutet auf den Kranz als eine unverdiente Erhebung Tasso's hin, und will ihn durch das begeisterte Lob Ariost's, den er ihm als einen Riesen entgegenhält, seine Schwäche fühlen lassen. Allein Tasso wird hierüber nicht erbittert, wenn er auch das früher gewonnene unerfreuliche Bild des Mannes dadurch in allen Zügen bestätigt findet, dagegen regt ihn das mit glänzenden Farben geschilderte große Welttreiben am Römischen Hofe lebhaft auf, und läßt das wenige, was er geleistet, im Vergleiche hiermit, wie im vorigen Auftritt dem Helden Alphons gegenüber, völlig verschwinden, was um so mehr geschehn mußte, als die Saiten von Tasso's Herzen noch von der kaum beruhigten Schwingung erzitterten. Den Eindruck auf Tasso, der sich dem Antonio gegenüber äußerlich ganz bescheiden und ruhig verhält, sein schroffes Entgegentreten mild erträgt, finden wir erst im folgenden Auftritt geschildert.

Der Herzog empfängt seinen Staatssekretär mit herzlichstem Willkommen, wozu die ihm weniger geneigte Prinzessin nur einen ganz einfachen Gruß hinzufügt. Antonio spricht als feiner Weltmann seine vollste

Freude über seine Rückkehr und die gnädige Aufnahme wegen der glücklichen Beendigung des aufgetragenen Geschäftes aus. Auf Leonorens verbindlichen Vorwurf, daß er erst eben vor ihrer Abreise zurückkehre, erwiedert er eben so höfisch geschickt, wogegen Tasso's Gruß, der sich auch der Nähe des vielerfahrenen Mannes freuen zu dürfen hofft, mit einer Hervorhebung der verschiedenen Welten, in denen sie beide leben, und einer wohl verständlichen Hindeutung, daß er schwerlich an seiner Wahrhaftigkeit Gefallen finden werde, nichts weniger als freundlich abgefertigt wird. Alphons geht nun gleich auf das glücklich zu Ende gebrachte Geschäft über, und wünscht in verbindlicher Weise, zu erfahren, durch welche Mittel es ihm gelungen sei, die Gränzstreitigkeit, um die es sich handelte, so bald zum Abschluß zu bringen*), da man am Päpstlichen Hofe so selten, wenn man etwas zu erhalten suche, zu seinem Zweck gelange.**) Alphons vertritt hier die gewöhnliche Ansicht von der Hab- und Herrschsucht der Römischen Kurie, wogegen uns Antonio in Gregor XIII. eine großartige, allen Parteien gerechte, das Beste des Landes nicht allein, sondern der ganzen Christenheit mit hohem, weisem, umfassendem Sinne wirkende Herrschernatur schildert, vor welcher Tasso sich seiner eigenen Schwäche und Kleinheit um so mehr bewußt wird, als Antonio es darauf angelegt hat, die Staatslenkung als Höchstes und Wichtigstes bedeutsam zu betonen.

Wie Alphons Antonio's Thätigkeit mit vollster Anerkennung als eine äußerst glänzende preist, so sucht dieser in höfischer Bescheidenheit das übergroße Lob von sich abzulehnen, indem er die glückliche Vollendung nicht seiner Klugheit, worin jeder Kluge im Vatikan leicht seinen Meister finde, sondern dem Zusammentreffen vieler günstigen Umstände zuschreiben will. Zunächst gedenkt er der Liebe des Papstes zu Alphons, der als Mann, der Männer zu beurtheilen verstehe, den Herzog kenne und hoch ehre, weshalb er viel um seinetwillen gethan habe.

Dich ehrt Gregor und grüßt und segnet dich.
Der Greis, der würdigste, dem eine Krone
Das Haupt belastet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in seinen Arm dich schloß.***)

Alphons, als Vertreter der gewöhnlichen Ansicht von der Habsucht der Päpste, will von der guten persönlichen Meinung des Papstes wenig wissen;

) Vgl. oben S. 70 Note).

**) In den Worten „an deinen eignen Zweck" ist „eigen" in der Bedeutung „eigentlich" zu fassen; es deutet den Gegensatz zu den Umwegen hin, die man zu machen habe. — „Nein bedenken" heißt hier „bedenken, ohne irgend etwas aufzugeben". Die Stellung „gar einen schweren Stand" ist bei Goethe und den älteren Schriftstellern die gewöhnlichere. So lesen wir bei ihm „so ein dummer Streich", „so eine große Menge", „ganz in einem andern Fache", „gar mit wenig Leuten", „wie einen leichten Anstand", „noch eine schönere Erscheinung", „halb ein menschlich Leben", „immer in nähere Verbindung".

***) Gregor XIII., geboren zu Bologna am 7. Januar 1502, war am 13. Mai 1572 zum Papst erwählt worden. Alphons war nach Serassi (I, 192) im Januar 1573 nach Rom gegangen, um den neuen Papst zu begrüßen.

vom Vaticanischen Berge herab sehe man die Reiche schon klein genug, und noch viel mehr die Fürsten, welche man als gewöhnliche Menschen betrachte, die man nach Belieben behandeln könne. Antonio rückt nun mit dem wahren Grunde hervor. Der Papst, der alles wohl zu würdigen wisse, gebe gern seinen Nachbarn in kleinen Dingen nach, suche sich die Freundschaft der ihn umgebenden Fürsten zu erwerben und zu erhalten, um so nach außen desto mächtiger seine Pläne ausführen zu können.*)

Italien soll ruhig sein, er will
In seiner Nähe Freunde sehen, Friede**)
Bei seinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Christenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.***)

Die weitere Ausführung des großartigen Herrscherbildes, welches der Dichter nicht ohne Liebe entworfen hat, wird durch die Schilderung belebenden Fragen von der Prinzessin, Leonoren und Tasso eingeleitet. Die erstere, welcher die Politik fern liegt, fragt nach den Männern, die besonders das Zutrauen des Papstes besitzen, in der Hoffnung, durch ihn von bedeutenden, durch Geist und Wissenschaft ausgezeichneten Talenten zu vernehmen. Dieser aber freut sich, diese Hoffnung durch die Erwiederung vereiteln zu dürfen, daß nur der erfahrene und thätige Mann beim Papste etwas gelte, wobei eine mittelbare Beziehung auf den träumerischen Müßiggänger Tasso nicht zu verkennen ist, und er ergeht sich in einer schönen Schilderung des seinen Staat und die Welt mit gleich klarem Blick durchschauenden, mit fester Entschiedenheit handelnden ehrwürdigen Kirchenfürsten.†) Das Lob Gregor's läuft

---

*) Dies steht mit der geschichtlichen Ueberlieferung im entschiedensten Gegensatze, da Gregor auf seine Nachbarn gar keine Rücksicht nahm, vielmehr lag er mit Venedig, Toscana und Neapel in Streit, und auch Ferrara, das eigentlich ein päpstliches Lehn war, fand bei ihm wenig Gunst. Vgl. Ranke II, 439.

**) Die falsche Akkusativform „Friede" findet sich auch sonst bei Goethe und Schiller, wenn kein Artikel vorhergeht. Im Tasso steht sie außer unserer Stelle noch einmal (II, 5 S. 156), dagegen das richtige „Frieden" V, 4 S. 217. In der „Iphigenie" ist V, 6 „Friede" schon in der dritten Ausgabe in „Frieden" verbessert, und man thut dem Dichter kein Unrecht, wenn man die richtige Form, die sich z. B. im „Götz" durchweg findet, auch anderwärts hergestellt ist, überall einführt. „In Friede und Eintracht" schreibt Goethe an Frau von Stein (II, 16).

***) Gleich am Anfange seiner Regierung forderte der Papst die Könige von Spanien und Frankreich zum Kampfe gegen die Türken und die Glaubensfeinde auf, aber vergeblich, da Spanien und Venedig mit ihnen Frieden schlossen. Um so thätiger wirkte er überall gegen die Protestanten, wozu er auch bedeutende Geldsummen verwandte; vor allem war England das beständige Augenmerk seines über den dortigen Triumph der Ketzer bekümmerten Herzens.

†) Die Gesandtschaften, welche Goethe den Papst in früheren Jahren an verschiedenen Höfen ausrichten läßt, sind geschichtlich begründet. Gregor war in Flandern gewesen, zweimal zum Trienter Konzil und einmal nach Spanien gesandt worden. Zuerst war er in seiner Vaterstadt als Rechtslehrer aufgetreten, aber bald nach Rom gezogen worden.

in den lebhaft empfundenen Preis einer auf Ordnung und Freiheit gegründeten, mit Kraft und Einsicht geleiteten Regierung aus, der auch Tasso's Seele wundervoll erregt, obgleich er sich zunächst nur schweigend verhält.

Es ist kein schönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst*) zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.**)

Wenn die Prinzessin von ausgezeichneten Männern in der Nähe des Papstes vernehmen will, so fühlt sich Leonore durch das Hoftreiben angezogen, und sie möchte gern die Fäden kennen, welche dasselbe bunt durchschlingen. Jene Römische Hofwelt wünschte sie gern einmal recht nah zu sehn, wobei Alphons, wie beide sich sonst oft witzig zu necken suchen (vgl. S. 136), nicht unterlassen kann, schalkhaft zu äußern, das Intriguenspiel ziehe sie wohl nur in sofern an, als sie darin mitzuwirken wünsche. Doch Leonore läßt sich hierdurch keineswegs von ihrer neugierigen Frage abbringen, sondern bittet den Herzog, sie heute mit seinen Neckereien, die sie nicht erwiedern werde, ungestört zu lassen, worauf wir denn sogleich vernehmen, um welche Dinge es ihr eigentlich zu thun ist; denn ihre Frage bezieht sich auf die mit dem Papstthum unzertrennlich verbundenen Nepoten.***) Antonio erwiedert, der Papst habe für seine Nepoten so viel gethan, als gerade billig sei: er suche nur denjenigen seiner Verwandten zu nützen, die er im Staatsdienste vortheilhaft verwenden könne, indem er so zu gleicher Zeit die Pflicht gegen den Staat und die gegen seine Verwandten erfülle.†) Jetzt erst wagt es auch Tasso, um nicht ganz theilnahmlos zu scheinen, an Antonio eine Frage zu richten, die sich sehr natürlich auf den Schutz und die Unterstützung bezieht, welche der Papst der Kunst und Wissenschaft angedeihen lasse. Aber dieser kann auch hier seine verletzende Schroffheit gegen Tasso nicht bemeistern,

---

*) Man bemerke die falsche Stellung des „nur", wie sie sich auch sonst findet, wie: „Ich hatte es aber nur eigentlich unternommen" (B. 29, 32), „Hört er nur um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch" (B. 32, 124). Ganz so steht „nicht" zuweilen an falscher Stelle, wie: „Ich getraute mir den Mund nicht weiter aufzuthun" (B. 16, 314), „Wir wagen es nicht näher zu bezeichnen" (B. 31, 373). Die Stellung des „nur" ist im Deutschen so bestimmt, daß man es kaum zur hervorhebenden Trennung zweier eng zusammengehörenden Wörter verwenden dürfte.

**) Den geraden Gegensatz hierzu spricht Eugenie in der „natürlichen Tochter" V, 8 aus. Auch vergleiche man die Schilderung eines geborenen Herrschers im zweiten Theile des „Faust" Akt IV (B. 12, 235).

***) In den drei ersten Ausgaben findet sich die Italiänische Form Nipoten. Wie Tasso selbst von den Nepoten des Papstes aufgenommen wurde, haben wir oben S. 71 aus Serassi mitgetheilt.

†) Zwei seiner Verwandten (vgl. oben S. 71) waren die beiden einzigen Kardinäle, die er während der drei ersten Jahre seiner Regierung erwählte. Ueber seinen natürlichen Sohn vgl. a. a. O. Seinem Bruder verbot der Papst, die schon angetretene Reise nach Rom zu vollenden. Einen gleichfalls sich meldenden Neffen ließ er nicht zu sich, und er mußte Rom binnen zwei Tagen verlassen.

sondern, nicht zufrieden mit der Bemerkung, Gregor ehre die Wissenschaft nur, in sofern sie nutze, zur Förderung des Staates diene, die Kunst nur, in sofern sie zur herrlichen Zierde gereiche (wobei der Gegensatz einer dem Leben entfremdeten grübelnden Wissenschaft und einer trübseligen, träumerischen Kunst vorschwebt), fügt er die ihre Beziehung auf Tasso nicht verläugnenden Verse hinzu:

In seiner Nähe darf nichts müßig sein!
Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.*)

Nachdem so die Prinzessin, Leonore und Tasso den Neuangekommenen, wie früher begrüßt, so jetzt mit freundlich theilnehmenden Fragen angegangen, in deren Beantwortung sich Antonio's Ansicht bestimmt genug ausspricht, daß eine klug geordnete Staatsthätigkeit das Höchste sei, und das Maß des Guten nur in der Förderung des Staatslebens beruhe, führt der Herzog durch die lose angeknüpfte Frage, ob er glaube, es seien nun alle Hindernisse überwunden, das Gespräch auf ihr Geschäft zurück, für dessen glückliche, mit ausgezeichneter Anerkennung seiner Wichtigkeit gepriesene Vollendung er von den Frauen mit einer Bürgerkrone**) bekränzt werden soll, die sie vom ersten Eichenlaub am schönsten Morgen geflochten.***) Der Herzog, dem nicht entgeht, wie Antonio durch Tasso's Bekränzung sich gereizt fühlt, hofft ihn durch diese sein Verdienst neben dem des Tasso treffend bezeichnende Anerkennung milder zu stimmen, und er unterläßt hierbei nicht, der Veranlassung zur Bekränzung des Dichters zu gedenken, der während seiner Abwesenheit auch nicht müßig gewesen, sondern „mit frohem Muth und strengem Fleiß", die er mit bester Absicht der schroffen, fast verletzenden Behandlung Antonio's gegenüber hervorhebt, „ein weit entferntes, hoch gestecktes Ziel" (es entspricht dies dem frohen Muth und dem strengen Fleiß) erreicht habe, und für diese „Mühe" sehe er ihn gekrönt. In der Aeußerung, Tasso habe Jerusalem für ihn erobert, und so die neue Christenheit beschämt, könnte man fast einen schalkhaften, wenigstens dem Antonio verständlichen Spott über die ernstliche Absicht finden, einen neuen Kreuzzug zu veranlassen (vgl. oben S. 93), läge ein solcher dem ritterlichen, noch halbmittelalterlichen Herzog nahe, und würde dadurch nicht auch das weiter ausgesprochene Lob bedenklich.

Allein Antonio ist durch die, wie er meint, ganz übermäßige Belohnung Tasso's so sehr verstimmt, daß er, trotz der deutlich genug hervortretenden Absicht des Fürsten, ihn zu beruhigen, den Ausdruck seiner Verwunderung auf eine

---

*) In Wirklichkeit war Gregor's Streben weniger auf Kunst und Wissenschaft als auf die Förderung eines streng kirchlichen Unterrichts gerichtet, welchem er die großartigste Sorgfalt zuwandte.

**) Die aus Eichenlaub gewundenen Bürgerkronen (coronae civicae) waren bei den Römern mit der Aufschrift ob servatum civem versehen; sie wurden vom Senate, später vom Kaiser verliehen.

***) Die hier gemeinte Steineiche schlägt bekanntlich sehr spät aus. Auch durch die Wahl des schönsten, heitersten Frühlingsmorgens soll diese feierliche Kränzung von schöner Hand gehoben werden.

bittere*), unweltmännische Weise nicht unterdrücken kann, und er, als Tasso ihm das Geständniß seiner eigenen Beschämung aus ganzer Seele macht, die Unmäßigkeit, welche Alphons stets im Belohnen zeige, auf eine den Dichter stolz abfertigende Weise betont. Umsonst nimmt sich die Prinzessin selbst ihres Tasso mit der Bemerkung an, sehe Antonio erst, was der Dichter geleistet habe, so werde er ihren Beifall nur gerecht finden, den die Welt ihm nicht versagen, ja die spätere Zeit in zehnfachem Maße ihm zollen werde. Antonio kennt sehr wohl Tasso's dichterische Begabung, von seinen kleineren Gedichten sind ihm ohne Zweifel viele bekannt, und auch vom „befreiten Jerusalem" werden ihm früher — dies dürfen wir annehmen — manche Proben zugekommen sein, so daß die Hoffnung eines billigen Urtheils, wenn er das „befreite Jerusalem" lesen werde, nur eine schmeichlerische Selbsttäuschung oder vielmehr nur ein Versuch ist, den Gegner zur Mäßigung zu bringen: denn seiner Natur nach ist die träumerische, von leeren Idealen erfüllte Dichtung Tasso's seinem nur auf den Nutzen und erfreuende Unterhaltung gerichteten Sinne zuwider, und die übermäßige Schonung, mit welcher die Frauen ihn verzärteln, macht ihm den Dichter verhaßt, den er als seinen glücklichern Nebenbuhler, als ein Schooßkind des Glückes betrachtet. Daher erwiedert er freilich in aller Höflichkeit, Tasso sei durch das ihm hier ertheilte Lob schon seines Ruhmes gewiß, da ein solches Preisurtheil über jeden Zweifel erhaben stehe, aber mit geschickter Wendung springt er zu Ariost über, dessen Lob er im Gegensatze zu Tasso begeisterungsvoll ausführt, indem er es treffend durch den Gedanken einführt, der von Leonoren Ariost's Stirne aufgedrückte volle bunte Blumenkranz ziere diesen schöner, als selbst der eigentliche Dichterkranz, der einfache grüne Lorbeer, thun würde.**) Gerade alle die Eigenschaften, die Antonio bei Tasso vermißt, scheinen ihn aus Ariost wunderbar anzuwehn, „Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn für's wahre Gute", wogegen ihm Tasso's Trübsinn, seine Unerfah-

*) Er wundert sich, daß er zwei Bekränzte sehe. Von allen Büsten der epischen Dichter ist nur Ariost bekränzt, und daneben Tasso, als ob dieser allein verdiene, sich neben diesen Gewaltigen zu stellen.

**) In den Worten: „Er ziert ihn schön! als ihn der Lorbeer selbst nicht zieren würde", fordert der neuere Sprachgebrauch „wie", aber nicht allein bei Goethe, sondern auch bei anderen Schriftstellern des achtzehnten Jahrhundert, wie bei Klopstock und Lessing, hat sich an einzelnen Stellen nach dem Zeitwort, dem Hauptwort oder einem einfachen, im Positiv stehenden Beiwort „als" statt „wie" erhalten, wie B. 7, 215: „Die ein Geklingel mit ihren Stimmen machten, als die Vögel". B. 9, 126: „Als ich ihn nie gesehen", als Erwiederung auf die Frage: „Er war sehr zornig, als du Abschied nahmst?" B. 12, 58: „Ich dacht' in meinem Leben von schönstem Glück Verkündung nicht zu geben, als diese." B. 15, 162: „Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde". Umgekehrt steht zuweilen nach einem Komparativ „wie" statt des jetzt einzig richtigen „als", wie z. B. Lessing sagt: „ärger wie ein Tollhaus", „älter wie du". An Frau von Stein schreibt Goethe (I, 22): „Die hat mich auf einmal munter (muntrer?) gemacht, als ich seit drei Tagen nit was." Ueber den Gebrauch des volksthümlichen „nicht" vgl. III, 4 zu den Worten: „Als sie es jenem guten Mann nicht ist".

renheit, seine haltlos umherschweifende Einbildung, sein unklares, träumerisches Sehnen nach hohen Idealen höchst zuwider sind. Jene eben erwähnten Tugenden Arioſt's ruhen ihm unter der blühenden Hülle der Fabel, wie die Trieb- und Schöpfungskraft der Natur unter dem grünen, buntgestickten Kleide der Erde. Nicht als abgezogene Begriffe stellen sich ihm diese Tugenden bei Arioſt dar, sondern lebendig, wie persönliche Wesen, die in seinem Gedichte sich ruhig zu behagen scheinen. Das Gedicht selbst vergleicht Antonio mit einem herrlichen Zaubergarten, wie sie uns Arioſt mehrfach schildert. Sie ruhen unter Blüthenbäumen*), deren reiche Blüthen auf sie herabfallen, Rosen blühen neben ihnen empor und lose Amoretten umgaukeln sie. Nebenan rauscht ein wunderbarer Quell, dessen Trunk reichlich beglückt**), weshalb ihn Goethe als Quell des Ueberflusses bezeichnet, und in ihm sieht man „bunte Wunderfische", bei denen etwa die Fische in Alcinens Garten (bei Arioſt VI, 35 ff.) vorschweben; auch Luft, Wiese und Busch ist von ganz fremden, nie gesehenen Thieren erfüllt. Deutet die bisherige Schilderung auf die wunderliche Lieblichkeit der Arioſtischen Dichtung hin, so hebt Antonio noch am Schlusse die häufig hervortretende Schalkheit, die erhabenen Sprüche der Weisheit, die von Zeit zu Zeit erklingen, und die wie in einem Irrgarten uns nach ungebundenster Laune von einer Erzählung zur andern fortreißende, die verschiedenartigsten Geschichten bunt verschlingende und doch nie den Ariadnefaden verlierende Darstellung hervor.***) Antonio fühlt am Ende gar wohl, wie ungelegen sein begeistertes Lob Arioſtens an dieser Stelle sei†), wie es nicht bloß den Dichter, sondern auch dessen hohe Freunde verletzen müsse, und er lenkt deshalb rasch ein, indem er nicht allein schon die Kühnheit, neben einen solchen Mann sich zu stellen, des Kranzes würdig findet, sondern auch sich entschuldigt, daß er in der Verzückung gar nicht bedacht habe, was für diesen Ort und für diese Zeit passe — ein solches weit sich ergießendes Lob eignete sich eher für einen gelehrten Wettstreit, wo man seine Ansicht durchzuführen und mit allem Glanz der Rede zu umkleiden sucht —; man möge es ihm vergeben, bittet er, daß die ganze dichterische Umgebung ihn so weit fortgerissen habe. Dieser einlenkende Schluß ist offenbar nur eine feine Höflichkeitswendung, die aber zuletzt in schalkhaftem Spotte auf alle diese Dichter und Kränze, auf „das seltne festliche Gewand der Schönen" die hohen Frauen, die als Gönnerinnen und Beschützerinnen des Dichters auftreten, noch empfindlich trifft. Die Prinzessin, sehr

*) Das Wort „Blüthenbäume" scheint wegen der folgenden Erwähnung des herabfallenden Schnees der Blüthen etwas anstößig, ähnlich wie im Gedichte „Amyntas" (B. 1, 261) Wieland an „kläglich" anstieß, wegen des im nächsten Verse folgenden „lispelnde Klage". „Blüthenbaum" (ähnlich steht „Blüthentraum" B. 2, 64) bezeichnet den mit Blüthen voll bedeckten Baum.

**) Man erinnert sich hierbei der beiden Quellen in den Ardennen, von denen nach Arioſt (I, 78) die eine mit glühender Liebe erfüllt, die andere Liebe in Haß verwandelt.

***) Ueber Antonio's Schilderung vgl. A. W. Schlegel's Werke B. 12, 278 ff.

†) Die Streitfrage, der Goethe in Italien überall begegnete, ob Arioſt oder Taſſo der größere Dichter sei (vgl. B. 24, 78), läßt er hier den Antonio, noch ehe Taſſo's großes Gedicht bekannt war, einseitig zu Gunsten des erstern entscheiden.

zufrieden, daß es zu keinem weitern Ausbruch kommt, erwiedert mit ähnlicher leichten Artigkeit, indem sie die Ueberzeugung ausspricht, daß Antonio, wie er Arioſt's Verdienſt zu ſchätzen wiſſe, ſo auch Taſſo's Werth wohl erkennen werde, und ſie hofft, daß er ſie noch einmal als ſinniger Deuter ſeiner Lieder erfreuen werde. Der Herzog aber führt ihn zu weiterer Beſprechung mit ſich fort; ſpäter ſoll er bis zum Abend, wo er mit ihm nach Ferrara zurückzukehren gedenkt, den Frauen angehören, wobei er zumeiſt an die ihm beſonders geneigte und zugebildete Leonore denkt. So entfernen ſich denn nach der einen Seite, nach der Linken, woher Antonio gekommen, dieſer und der Herzog, nach der andern, der Rechten, von welcher Taſſo aufgetreten war, dieſer nebſt den Frauen, die ſich weiter im Garten zu ergehn gedenken.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt. Die Prinzeſſin ſucht den ihr folgenden Taſſo zu beruhigen und ihn zu beſtimmen, ſich beſſer in andere zu fügen, beſonders dem Antonio näher zu treten. Da dieſer aber ſich ſo „ſchön und warm ihr ganz ergibt" (vgl. III, 2 S. 159), ſo iſt ſie unvorſichtig genug, ſich ein halbes Geſtändniß ihrer Gegenliebe entſchlüpfen zu laſſen, was dieſen ſo gewaltig aufregt, daß ſie ſich ſeiner wildſtürmenden Glut mit der Mahnung, ſich durch Mäßigung das gewünſchte Glück zu erhalten, entziehen muß.

Die Prinzeſſin, die durch Antonio's ſchroffe Behandlung zu noch innigerm Antheil an Taſſo geſtimmt worden, iſt eben in den großen Schloßſaal eingetreten, wohin dieſer, der ſie allein bemerkt hat, ihr folgt. Wie ſich die Prinzeſſin von Leonoren entfernt hat, deutet der Dichter nicht an. Antonio hat durch das Bild des gewaltigen Welttreibens zu Rom, beſonders des großartigen Wirkens des mit weiſer Kraft die Chriſtenheit beherrſchenden Papſtes ſeine noch von der frühern Aufregung erzitternde Seele mächtig hingeriſſen, ſo daß er dieſem gegenüber um ſo ſchmerzlicher ſeine Unbedeutendheit fühlt, als deſſen ſchroffes Betragen ihn tief verletzen mußte. Je mehr ihn aber Antonio abgeſtoßen hat, um ſo glühender iſt ſeine Leidenſchaft für die Prinzeſſin angefacht, welche durch die liebevolle Freundlichkeit, mit welcher ſie ihm den Kranz geboten, ihn milde beruhigt und ſich gegen Antonio ſeiner angenommen hat, ihn auf das innigſte an ſich geſchloſſen; leider muß er gerade in dieſem Augenblicke ſeine eigene Unbedeutendheit fühlen, die ihn der Prinzeſſin ganz unwürdig mache, doch erregt dieſes qualvolle Gefühl in ſeiner Seele zugleich das glühendſte Verlangen, durch ein großartiges Wirken ſich ihre Liebe zu verdienen. Das ſind die „Gedanken ohne Maß und Ordnung", die in ſeiner Seele gähren. Jetzt kann er nicht, wie früher, ſeinen Schmerz der Einſamkeit anvertrauen, die Liebe zieht ihn zur Prinzeſſin, dieſer ſein Herz zu eröffnen. Die beginnenden Worte: „Ungern folgen meine Schritte dir", finden in V. 4—10 ihre Ausführung, wogegen Taſſo mit

V. 11 jene Gedanken „ohne Maß und Ordnung" anzudeuten beginnt. Zwar scheint auf der einen Seite ihn die Einsamkeit anzuziehen, welche die in seiner Brust erregten Zweifel zu lösen verspricht, aber viel mächtiger wirkt der Gedanke an die Prinzessin auf ihn ein, deren Wesen jede Unklarheit, jede Beengung wunderbar von seiner Seele verscheucht. Ihr fühlt er sich gedrungen zu gestehn, daß Antonio ihn gar unsanft aus seinem schönen dichterischen Traume aufgeweckt, worin er sich der hohen Würde der Dichtkunst bewußt geworden, daß er ihn mehr als je über sich in Zweifel, in streitende Verwirrung gebracht habe, so daß er sich selbst nicht zu beurtheilen wisse, sich selbst zu verlieren scheine. Die weitere Ausführung, was ihn denn eigentlich so gewaltig ergriffen und außer sich gesetzt, wird durch die Aeußerung der Prinzessin treffend herbeigeführt, die, im Wahne, Antonio's schroffes Wesen und besonders sein unzeitiges Lob Ariost's habe ihn verletzt, ihn deshalb mit der Bemerkung zu beruhigen sucht, es sei natürlich, daß ein alter Freund gleich bei seiner Rückkehr sich nicht ganz wiederfinden könnne, doch werde sich in wenigen Tagen wieder alles in's Gleiche setzen, und habe Antonio erst erfahren, was er diese Zeit her geleistet, so werde er ihn gern dem Ariost an die Seite stellen.*) Die Prinzessin, die auch ohne äußere Veranlassung nicht unterlassen haben würde, den Tasso Antonio's wegen zu beruhigen, ergreift gleich die sich ihr so rasch darbietende Gelegenheit. Dieser aber ist, wie er gesteht, nicht sowohl durch das Lob seines großen Vorgängers verletzt worden, der auch ihm als unerreichbares Muster vorschwebe und dessen Preis als ein der Dichtung selbst dargebrachter Zoll ihn nur ergetzen könne; was ihn im tiefsten Herzen aufregte, war das Bild jenes großen Welttreibens, dessen mächtigen, von einem „Halbgotte" angewiesenen Gang der erfahrene Mann so lebhaft geschildert habe, daß er, je mehr er aufgehorcht, um so mehr seine Unbedeutendheit, sein Nichts erkannt habe. Die Prinzessin aber, die nicht begreift, wie urplötzlich das vor kurzem noch so lebendig empfundene Gefühl, daß Dichter und Held für einander leben (vgl. oben S. 141), seiner Brust entschwunden sei, erinnert ihn liebevoll, wie schön es sei, große Thaten durch würdige Lieder der Nachwelt zu verkünden, und sie bittet ihn, statt dem gährenden Drange nach dem großen Welttreiben sich hinzugeben, ruhig aus dem kleinen Staate, der ihm alles gebe, was er zu einem stillen Dasein bedürfe, dem wilden Lauf der Welt, wie vom Ufer, gelassen zuzuschauen.**)

Allein Tasso erinnert sich, daß gerade Ferrara ihm zuerst die

---

*) Die vier ersten Verse der Prinzessin sind als allgemeiner Satz vorangestellt; die besondere Anwendung auf Antonio folgt unmittelbar darauf. Im fünften Verse ist „er" nicht auf das unmittelbar vorhergehende „ein alter Freund" zu beziehen, sondern auf das aus Tasso's Rede vorschwebende Gedankensubjekt. Tasso hat den ihm widerwärtigen Antonio aus leicht erklärlicher Abneigung nicht mit seinem Namen, sondern mit dem umschreibenden „der Mann, der eben zu uns kam," bezeichnet.

**) Zum Bilde vergleiche den Anfang des zweiten Buches des Lucrez:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem.

Hor. epist. I, 11, 10

wahre Würde großer Thaten gezeigt, ihn zuerst mit sich in „streitende Verwirrung" gebracht habe, wodurch denn von selbst der Uebergang zu seinem ersten entscheidenden Zusammentreffen mit der Prinzessin gebahnt ist. Hierbei ist vor allem zu bemerken, daß je mehr ihn die Prinzessin mit milder, zurückhaltender Ruhe von der Erinnerung an seine Leidenschaft abzubringen sucht, er auf sein glühendes Gefühl für sie immer lebhafter zurückkommt. Die Erinnerung an das prächtige Turnier, das ihn bei seiner ersten Ankunft zu Ferrara überraschend ergriffen und fortgerissen hatte (vgl. oben S. 85 f.), wirkt noch jetzt, wo sie sich in schwungvoller, Tasso's dichterische Kraft uns schön veranschaulichender Schilderung ausspricht, so mächtig auf ihn ein, daß er abbrechen muß, um nicht in diesem schönen Augenblick, wo die liebevollste Theilnahme der Prinzessin ihn erfreut, seinen Unwerth im Gegensatz zu jener heldenhaften Kraft gar zu tief zu fühlen.*) Die Prinzessin sucht ihn dagegen zur stillen Duldung zu ermahnen, indem sie ihn auf ihre eigene langwierige Krankheit zu jener Zeit verweist**), wo das Bild des Todes ihr mit breiten, die Aussicht in die stets neu uns erfreuende Welt bedeckenden Flügeln vor Augen geschwebt.***) Aber ihre volle Liebe für den Dichter und der Schwung, womit dieser ihr entgegentritt, reißen sie zu einer diesen sehr aufregenden Schilderung ihres ersten Zusammentreffens mit ihm hin. Vgl. oben S. 87. Freilich sucht sie ihn durch die Schlußbemerkung zu beruhigen, bisher habe sie beide die damals gefaßte Hoffnung nicht betrogen, worin zugleich eine stille Hindeutung liegt, daß er sein bisheriges Glück schätzen lerne: aber Tasso läßt sich hierdurch so wenig bestimmen, daß er dies ganz überhört, und sich an jenen ersten seligen Augenblick anklammert, wo das seelenvoll ihr ganzes Wesen aussprechende Auge der Prinzessin ihn von jedem sonstigen Streben geheilt und in ihr ihn das einzig Wünschenswerthe habe finden lassen. Vergebens hatte sein Herz bisher dasjenige gesucht, was es ganz zu erfüllen vermöchte, endlich war es ihm unverhofft auf der Höhe des menschlichen Lebens, in einer Prinzessin erschienen, die mit göttlicher Gewalt auf ihn wirkte. Wie man die Perlmuschel meist vergebens in dem allgemein zugänglichen Meersand sucht, diese vielmehr im tiefsten Meeresgrunde an Felsenbänken ruht, so sollte er das Ideal seines sehnenden Herzens nur in Fürstlicher Höhe, abgesondert von der gewöhnlichen Welt, worin

---

*) In dieser Beschreibung ist zweimal „Helm'" statt „Helm" zu lesen, wie der Apostroph auch sonst häufig fehlt, umgekehrt zuweilen überflüssig ist, wie an manchen Stellen von Goethe's Werken sich „sah'" erhalten hat (vgl. oben I, 2 S. 104) als Abkürzung des auch noch nicht ganz verdrängten ältern „sahe".

**) In der Anrede „junger Freund" deutet der Dichter auf die natürlichste Weise das höhere Alter der Prinzessin an. „Unterbrochen" deutet darauf hin, daß nur vom lautesten Freudegeschrei der Widerhall zu ihr drang.

***) Die Alten stellten den Tod, wie den Schlaf geflügelt dar. Vgl. Hor. sat. II, 1, 58 und die betreffenden Abhandlungen von Lessing und Herder. Sehr schön schließt sich an diese die Augen bedeckenden Flügel des Todes später das Bild vom Flor an, der die Augen der Genesenden umhüllt habe.

er es bis dahin gesucht hatte, urplötzlich antreffen.*) Tasso scheint etwas ungerecht gegen sich selbst, wenn er behauptet, seine Begierde habe sich sonst nach tausend Gegenständen verloren, und eben so übertrieben ist die Wirkung, die er der Prinzessin zuschreibt, da er nichts weniger als „von aller Phantasie, von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe" geheilt war**), er vielmehr immer mehr in seine dichterischen Träume sich verlor, und manche Forderung an die Welt stellte, die diese zu erfüllen sich weigerte, er seinem Herzen so vieles thöricht gestattete: allein diese Uebertreibung ist ganz dem Charakter unseres von der Einbildung lebhaft fortgerissenen, das Bild der Prinzessin zum höchsten Ideal steigernden Dichters gemäß, und es bleibt immer wahr, daß in der Prinzessin ihm sein höchstes Ideal der Weiblichkeit verkörpert erschien, daß diese wie ein göttliches Wesen ihn anwehte. Man vergleiche hierzu die Aeußerung an Frau von Stein aus dem März 1782: „Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung im Traume des Wahns vergebens gesucht; nun, da mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in Dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann." Leider geht diese Klarheit über sich und die Welt, dem Tasso bis jetzt noch völlig ab, er muß sie erst durch einen schmerzlichen Verlust sich erringen.

Die Prinzessin sucht ihn hiervon abzubringen, indem sie nach kurzer Erwähnung des Glückes, welches ihr das Zusammenleben mit Tasso bereitet, des großen Verlustes gedenkt, den sie durch die Verheiratung der Schwester an den Herzog von Urbino (vgl. oben S. 90 f.) erlitten, da sie (sie schließt Tasso mit ein) jetzt „den frohen Geist, die Brust voll Muth und Leben, den reichen Witz" derselben zu sehr vermißten. Gerade diese Eigenschaften sind es, die Tasso abgehen. Dieser aber benutzt die Erwähnung der liebenswürdigen Frau dazu, auf sein Verhältniß zur Prinzessin zurückzukommen, indem er lebhaft seinen Schmerz schildert, daß keiner der Prinzessin den Abgang der Schwester habe ersetzen können, zugleich aber, wie er, beim besten Willen, ihr durch die That zu zeigen, daß sein Herz ihr ganz geweiht sei, immer

---

*) In ähnlicher Weise wird das unerwartete Finden der Geliebten in den „Venediger Epigrammen" Nr. 28 mit dem ungeahnten Finden der Perlmuschel am Meere verglichen:

An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Daselbst Nr. 12 setzt er den Sand am Meere der Perle entgegen:

Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand, die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund.

**) Bei der leichten Heilung der vom Rausch und Wahn Bethörten („Rausch und Wahn" ist zu einem Begriff zu verbinden) durch die bloße Nähe der Gottheit schwebt keine klassische Erinnerung dem Dichter vor. In ähnlicher Weise wird Orest in der „Iphigenie" durch die Gegenwart der Schwester geheilt. Der Heilung der Götter fügen sich die Bethörten ohne alles Widerstreben, woher zu „leicht", das an das Homerische ῥεῖα erinnert, welches besonders allen Handlungen der Götter beigelegt wird, noch „willig" hinzutritt.

seines Zweckes verfehlt, dasjenige im Irrthum gethan habe, was sie schmerzen mußte, wodurch er denn, statt ihr näher zu kommen, sich immer weiter von ihr entfernt gefunden habe.*) Sie aber tröstet ihn mit der Versicherung, daß sie seinen guten Willen nie verkannt, wobei sie nur ihr herzliches Bedauern ausspricht, daß er so häufig aus ganz falscher Beurtheilung der Verhältnisse gegen seinen eigenen Vortheil handle. Hier führt sie denn das Gespräch auf den Punkt zurück, von dem Tasso eben ganz abgeschweift ist und die Prinzessin selbst mit sich fortgerissen hat, auf sein Verhalten gegen Freunde, mit denen er leben müsse, wobei sie ihm die Leichtigkeit entgegen hält, wie ihre Schwester mit jedem zu leben wisse, während er selbst sich kaum nach Jahren in einen Freund schicken lerne.

Tasso läßt diesen Tadel gelten, springt aber dann sogleich zu seiner Neigung für die Prinzessin zurück, indem er bemerkt, niemand sei, dem er sich so ganz vertrauen könne, wie der Prinzessin. Da diese ihn an den Fürsten, Antonio und Leonoren verweist, so findet der Dichter hier eine sehr erwünschte Gelegenheit, uns Tasso's Beurtheilung jener und seine Stellung zu ihnen vorzuführen. Der Herzog stehe zu hoch, meint Tasso, als daß er sein Vertrauen beanspruchen dürfe; ihm könne er nur Ehrfurcht und Gehorsam zollen. Wenn er, um den Verdacht abzuwehren, daß er aus übergroßer Freisinnigkeit des Fürsten Freundschaft ausschlage, sein politisches Glaubensbekenntniß dahin ausspricht:

Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein,
Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen,

so ist dies ganz seinem Charakter gemäß. Wie Tasso's Vater, so wünschte auch dieser selbst, als „armer Edelmann", bloß eine gesicherte Stellung, in welcher er ganz der Dichtung und seinen Lieblingsstudien leben konnte, eine Stellung, wie sie ihm nur die Gunst eines Fürsten zu gewähren vermochte. Je mehr er sich in sich selbst und seine idealen Träume zurückgezogen hatte, um so weniger konnte er irgend einen anschaulichen Begriff von einem frei sich entwickelnden Staatsleben fassen; jenes frische Selbstbewußtsein, das keck an das Leben herantritt und das vollste Ausleben der in ihm liegenden Strebungen und Kräfte

*) „Fern und ferner" steht nach einer Goethe sehr geläufigen Redeweise für „immer ferner und ferner"; der Begriff des Beiwortes wird hier zunächst hervorgehoben, dann aber in seiner fortdauernden Steigerung gedacht. So finden wir im „Tasso" „hoch und höher", „werth und werther", „lieb und lieber", „schlimm und schlimmer", in der „Iphigenie" „bang und bänger". Weniger bezeichnend ist der sonst vorkommende doppelte Komparativ, wie „toller und toller", „trüber und trüber". In anderen Fällen dient die Verdoppelung des Positivs zur Verstärkung, wie „große, große Augen", „zur langen, langen Pein", „eilig, eilig gelangten wir nach Hause", auch zuweilen durch „und" verbunden, wie „sich früh und früh gewöhnen" (B. 31, 161), „in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich" (B. 23, 259).

verlangt, das in freiem Ineinandergreifen aller selbständigen Kräfte das Heil des Staates wie jedes einzelnen erkennt, lag ihm fern. Wie hoch auch seine Ideale des Wahren, Guten und Schönen sich verstiegen, so war er doch eigensüchtig in sich und sein eigenes Herz gebannt; die hohe Würde eines freien Bürgers war ihm fremd, er wollte nur Freiheit für sich, und wenn er sich auch in dem Gedanken verehrender Abhängigkeit gefiel, so war dies doch mehr ein schöner Schein, als gesunde Wahrheit, da er sich so wenig den seine Eigenwilligkeit hemmenden, durch die Zeit geheiligten Gesetzen fügen wollte, daß er darüber außer sich gerieth. Ein Romantiker, wie Tasso, wird nie dem in der Brust jedes vom Geiste der Geschichte angewehten, vom Mark des Lebens genährten Menschen tief liegenden Bedürfniß bürgerlicher Freiheit gerecht werden. Das Glück der Abhängigkeit vom Fürsten ist bei Tasso im Grunde nur eine gegenstandlose Idee, eine leere Rednerei, wie wenn er gleich in Bezug auf den Herzog bemerkt:

Nun*) muß ich schweigen lernen, wenn er spricht,
Und thun, wenn er gebietet, mögen auch
Verstand und Herz ihm lebhaft widersprechen;

denn daß der Herzog nie einen solchen Gehorsam von ihm verlangt habe, bemerkt die Prinzessin mit Recht. Da der Fürst dem Tasso zu hoch steht, so verweist ihn die Prinzessin auf Antonio, an welchem er einen klugen Freund haben werde. Allein, wie hoch er auch dessen Klugheit schätzt, wie lebhaft er auch empfindet, daß dieser alles besitze, was ihm fehlt, Ruhe, Besonnenheit, Erfahrung, so kann er doch nicht mit vollster Herzlichkeit seine ganze Seele ihm hingebend eröffnen, weil ihm, wovon er gerade heute gar schmerzlich sich überzeugen mußte, die holde Anmuth fehlt, er eine rauhe, bitter scharfe Natur sei, die nothwendig abstoße, wie er dies vor allem heute erfahren.**) Die Prinzessin läßt diesen Grund nicht gelten: man dürfe von einem Menschen nicht alle guten Eigenschaften verlangen, und Antonio sei jedenfalls ein zuverlässiger, alles Zutrauens werther Freund. Deshalb spricht sie die Hoffnung aus, seine von ihr sehnlichst gewünschte Verbindung mit diesem in kurzem zu verwirklichen, indem sie ihn bittet, nur nicht eigenwillig zu widerstreben, wie er pflege. Als Beleg für die letztere Behauptung führt sie sein Verhalten gegen Leonoren an, der er auch nie, trotz ihres Wunsches, habe näher treten wollen: aber auch hier hat er gleich einen Grund seiner Abneigung zur Hand; er fühlt, daß ihre Liebe zu ihm nicht rein, daß sie absichtlich sei; es ist nicht das Herz, das aus ihr spricht, dessen

---

*) Da ich in ihm meinen Herrn verehre und den ganzen Umfang dieses inhaltschweren Wortes empfinde. „Dieses großen Worts" sagt Tasso, wie es in der „Iphigenie" heißt (I, 3):

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.

**) Bei der Bemerkung, wenn bei seiner Geburt auch alle Götter gekommen, ihn zu beschenken, so seien doch die Grazien ausgeblieben, schwebt dem Dichter wohl die Sage von der Hochzeit des Peleus und der Thetis vor, zu welcher alle Götter glänzende Geschenke darbrachten. Der Pandora wurden nach Hesiod von allen Olympiern Gaben verliehen.

Eingebungen sie folgt, sondern der Verstand, wie er mit seinem Sinne durchfühlt. Auf eine solche Weise, bemerkt die Prinzessin dagegen, versperre man sich das Leben geradezu, sondere sich nothwendig von allen Menschen ab, spinne sich immer mehr in seine wesenlosen Ideale ein, quäle sich vergebens ab, die goldene Zeit, die man außer sich nun einmal nicht finden könne, innerlich herzustellen. Tasso aber, dessen ganzes Herz von dem Gedanken einer solchen idealen Zeit erfüllt ist, wo jeder dem Zuge seines Herzens ungehindert folgen dürfe, was er selbst, so viel an ihm ist, zu verwirklichen sucht, leider bei seinem Verhältnisse zur Prinzessin nicht ermöglichen kann, geräth über die bloße Nennung der goldenen Zeit von Seiten der Heißgeliebten in wahre Verzückung.

O welches Wort spricht meine Fürstin aus!
Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohn?*)
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt!

Hieran schließt sich denn eine begeisterte Schilderung der goldenen Zeit an, bei welcher ohne Zweifel der auch von Serassi I, 264 Note zugleich mit Guarini's Gegenchor erwähnte, aber nicht mitgetheilte erste Chorgesang aus Tasso's „Amyntas" vorschwebt, welcher also beginnt:

O schöne goldne Zeiten!
Nicht drum weil Milch da führte
Der Strom, von Honigseim die Büsche quollen,
Des Feldes Früchte erfreuten,
Das noch kein Pflug berührte,
Die Schlangen schweiften, nicht von Gift geschwollen,
Nicht weil, vom regenvollen
Gewölke nie umzogen,
In ew'gen Frühlingsblüthen,
Wo Glut und Eis nun wüthen,
Der Himmel lachte licht und hold gewogen,
Nie wandernd Floß gefahren
Zu fremden Ufern hin Krieg oder Waaren.**)
Nein, nur weil noch das leere
Wort, ohne Sinn und Wesen,
Dies Götzenbild, vom blöden Wahn geboten,
Das später thöricht Ehre
Das Volk genannt (erlesen
Graunhaft zu unserer Natur Despoten),
Nicht seine bösen Knoten

*) Ueber die Form „geflohn" vgl. oben S. 137 Note *). In einem Briefe von Goethe's Mutter an Unzelmann vom 12. September 1788 lesen wir: „Aber dahin ist sie geflohen, die goldne Zeit." Da die Frau Rath gerne Stellen aus Lessing's, Schiller's und ihres Sohnes Werken anführt, so würde man hier eine Anspielung auf „Tasso" vermuthen, fiele nicht der Brief vor dessen Vollendung. Auch ist es gar nicht wahrscheinlich, daß die Stelle aus der ersten Bearbeitung des „Tasso" genommen.

**) Man vergleiche zu dieser Schilderung Ovid. Met. I, 94—96. 101—112. Hor. carm. I, 17, 5—9.

Schlang in der frohen Scharen
Holdsüßes Liebergetzen,
Mit seinen Zwanggesetzen
Die freien Seelen unbekannt noch waren —
Natur ein golden, glücklich
Gesetz einprägte: Was gefällt, ist schicklich (S'ei piace, ei lice)!

Guarini erwiederte auf diesen Chorgesang, der in der dritten Strophe auch der Liebe der Schäfer und Nymphen gedenkt, in dem Chorliede am Ende des vierten Aufzugs seines „treuen Schäfers", welches eine Parodie auf jenen ist, die den geraden Gegensatz zu Tasso's Lobpreis jenes ungebundenen, sich alles wild gestattenden goldenen Weltalters mit genauester Benutzung der gewählten strophischen Form und aller Reimworte in der bei Tasso sich findenden Folge auf glücklichste Weise ausführte, indem sie den Vorzug des goldenen Weltalters in treue Liebe und wahre Sittlichkeit setzte. Jene gut zu handeln gewohnten Seelen, heißt es hier am Schlusse der zweiten Strophe, seien um die glückliche Ehre besorgt gewesen, welche die Ehrbarkeit vorschreibe: „Es gefalle, wenn's schicklich" (Piaccia, s'ei lice)!

Tasso's Schilderung der goldenen Zeit hat Goethe auf schönste Weise veredelt, indem er den freien, durch keine falsche Sitte und Scheu gehemmten Genuß der schönen, durch nichts verkümmerten Natur treffend darstellt. Zunächst tritt der freie, ungestört frohe Genuß der Natur hervor, und zwar wird nach dem allgemeinen Satze, daß die Menschen sich wie frohe Heerden genießend über die weite Welt verbreiteten*), der idyllische Lebensgenuß und das Glück der Liebe angedeutet. Die folgenden, durch „wo" statt des frühern „da" eingeleiteten fünf Verse zeigen uns, wie wenig der Genuß der Natur verkümmert war. Die Nymphe durfte sich ohne Gefahr dem noch nicht gewaltig fortreißenden, sondern noch weichen, sie sanft umschlingenden Fluß überlassen**), die Schlange floh, ohne zu verletzen, scheu von hinnen, und der lüsterne Faun, den der Dichter als eine Art Waldthier denkt***), ward vom tapfern Jüngling leicht bezwungen. Die Schilderung schließt mit der frei und froh sich in der ganzen Natur ihres Daseins freuenden Thierwelt, die dem Menschen das Naturgesetz einzuprägen schien, das jeden Genuß für erlaubt erklärt.

---

*) Der Vers: „Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten", ist ein Sechsfüßler, wobei man keine Absichtlichkeit vermuthen darf. Im „Tasso" finden sich noch fünfzehn ähnliche Verse, in der „Iphigenie" fünf, in der „natürlichen Tochter" sieben.

**) Wie ganz anders hat Goethe folgenden Zug Tasso's gewandt:

Und oft im Flusse oder See
Sah man Geliebte scherzen sonder Wehe.
E spesso in fiume o in lago
Scherzarsi vide con l'amata il vago.

***) Der Faun ist als Verfolger der Nymphen aus Horaz (carm. III, 18, 1) bekannt. Man vergleiche auch die Darstellung der Faunen im zweiten Theil des „Faust", V. 12, 50. 199.

Stellte Guarini dem Tasso eine ganz andere, Sittlichkeit und Unschuld als charakteristische Unterscheidung hervorhebende Schilderung der goldenen Zeit entgegen, so betrachtet dagegen die Prinzessin das Dasein einer allgemeinen goldenen Zeit als einen Dichtertraum, und habe sie je bestanden, so sei dies nur in dem Sinne gewesen, worin sie noch immer für uns zu gewinnen sei, in dem einstimmigen Genusse verwandter Seelen. Tasso's Wahlspruch jener goldenen Zeit kann sie unmöglich anerkennen, indem sie nicht das, was gefällt, sondern nur das, was sich ziemt, für erlaubt hält. Dieser aber betrachtet die Bestimmung des Ziemlichen als eine von der eigenwilligen Laune eines jeden abhängige, wogegen die Prinzessin ihn auf die sichere Entscheidung edler Frauen hinweist, denen dieses Gefühl als ein unveräußerliches, sie schützendes Gut*) inne wohne, wobei sie denn nicht unterlassen kann, auf den entschiedenen Gegensatz der Geschlechter hinzuweisen**), daß der Mann nach Freiheit, das Weib nach Sitte strebe. Da Tasso sich durch diese Entgegenstellung betroffen fühlt, so führt die Prinzessin weiter aus, wie der Mann nur in unaufhörlichem Streben seine Befriedigung finde, wogegen das Weib nur den stillen Genuß eines einzigen beschränkten Gutes ganz durchzuempfinden und sich bleibend***) zu erhalten wünsche.†) Daß sie unter diesem „einzigen Gute" nur die treue Liebe eines gleichgestimmten Herzens verstehe, ergibt sich aus der folgenden Ausführung von der Unbeständigkeit der Männer, die das Glück, ein treu und innig anhängendes weibliches Herz zu besitzen, nicht zu schätzen wissen.

Wir sind von††) keinem Männerherzen sicher
Das noch so warm sich einmal uns ergab.

Die Männer, klagt die Prinzessin, welche im Leben nur traurige Erfahrungen gemacht hat, und daher zu trübseliger Anschauung hinneigt, lieben nur

---

*) Zum Bilde von der Mauer vgl. Hor. epist. I, 1, 60. Aehnlicher Art ist das unsichtbare Band der Ordnung, welches Plutus im zweiten Theil des „Faust" (V. 12, 48) zieht.

**) In den Worten: „Und wirst du die Geschlechter beide fragen", steht „fragen" mit anmuthiger Kühnheit in der Bedeutung „untersuchen"; der Ausdruck enthält eine Personifikation.

***) Die drei ersten Ausgaben geben „daß es uns beständig bliebe", wogegen man seit der vierten „bleibe" liest.

†) Man wird hierbei lebhaft an die Aeußerung Goethe's an Frau von Stein aus dem März 1781 erinnert, wo er, eben um die Zeit, als er unsere Szene zuerst entwarf, das Bekenntniß ablegt: „In diesem Spiegel hab' ich mich beschaut, und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben, als wir (Männer) gewöhnlich können. Doch ich geb' es nicht auf, ich fühle mich zum Streit aufgefordert, und ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt." Drei Jahre später schreibt er derselben Freundin seiner Seele (III, 57): „Wie beneid' ich Dich, daß Du mich so sehr und so viel ruhiger und glücklicher lieben kannst."

††) „Vor" ist ein sinnentstellender Druckfehler der Ausgabe in vierzig Bänden vom Jahre 1840.

die äußere Schönheit; gäbe es solche, die den unendlich hohen Werth eines treuen weiblichen Herzens zu schätzen, die Erinnerung an die seligsten Zeiten der Liebe zu bewahren, auch durch äußere Entstellung hindurch den Blick in die Seele sich frei zu erhalten wüßten*), die, im gewonnenen Besitze beruhigt, sich nicht nach anderm Besitz gelüsten ließen, dann wäre wohl die goldene Zeit neu erschienen. So sieht sie Tasso's Sehnen nach einer goldenen Zeit, wie er sie sich denkt, für ein entschiedenes Verkennen dessen an, worin das wahre Glück des Lebens liege, das sie nicht in stürmischer Befriedigung jedes wilden Triebes, sondern in der unauflöslichen Verbindung zweier für einander geschaffenen, sich ganz erfüllenden Seelen findet.

Diese unwillkürlich aus ihrer Brust fließende, ihr tiefes Bedürfniß nach reiner Seelenliebe verrathende Aeußerung ergreift Tasso's innerstes Herz, regt aber zu gleicher Zeit die eifersüchtige Sorge mächtig an, die Heißgeliebte, die ihn auf den Grund ihres Herzens einen so schönen Blick hat thun lassen, bald ganz zu verlieren.**) Und so kann er sich nicht enthalten, dieser verzweiflungsvollen Furcht, daß eine baldige Vermählung sie ihnen ganz entziehen werde, ihren lebhaft empfundenen Ausdruck zu geben.

Verlassen wirst du uns, es ist natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.***)

Die Prinzessin befreit ihn sofort von dieser Furcht, indem sie ihn versichert, daß sie gern in ihrem gewohnten Kreise bleibe, und noch kein Verhältniß, das sich ihr von außen dargeboten, ihr reizend genug erschienen sei, um näher darauf einzugehn; sie benutzt aber zugleich die Gelegenheit zu der dringenden Mahnung, sie möchten durch Eintracht zeigen, daß ihre Gegenwart ihnen am Herzen liege, da sie hierdurch allein ihr, wie auch sich selbst, ein glückliches Leben zu bereiten im Stande seien. So kehrt sie hier zu ihrem schon zweimal geäußerten Wunsche zurück, Tasso möge sich mit seiner Umgebung bestens zu vertragen lernen, wobei ihr zunächst sein Verhältniß zu Antonio vorschwebt.

Tasso fühlt sich in diesem Augenblick zu allem stark genug, was sie nur immer von ihm fordern könne: ist ja sein ganzes Sein nur ihr gewidmet, empfindet er ja das reinste Glück nur, wenn sein Herz sich mit

---

*) Es erinnert diese Aeußerung an das von Manso erwähnte Sonett: „Ob auch oft Amor, hehre Frau, mir zeiget". Vgl. oben S. 47.

**) Ueber den geschichtlichen Anknüpfungspunkt des Dichters vgl. oben S. 46.

***) Obgleich die Verheiratung und die Entfernung der Prinzessin eine Sache ist, die sich fast von selbst versteht, so kann er doch nicht begreifen, wie es ihm möglich sein wird, die Trennung von ihr zu ertragen. Ganz ähnlich schreibt er an Frau von Stein im Juni 1776: „Adieu! — Ich habe keine Idee von dem, was das heißt, daß Sie gehen", und am 23. Juli 1782, nach der Lösung eines bedauerlichen Mißverständnisses: „Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod, man hat ein Wort und keinen Begriff von so etwas." Vgl. auch unten II, 4 S. 153.

ihr beschäftigt, ist ja in ihr ihm das Höchste, das Edelste, das Göttlichste erschienen.*) Hieran schließt sich denn, zunächst durch die Erwähnung des „Göttlichsten" veranlaßt, die Entschuldigung seiner Schwäche an, daß er bisher so häufig, von unklarer Leidenschaft verwirrt, sich nicht zu fügen gewußt, sondern sich auf ungebärdigste Weise benommen habe. Die Erdengötter**) unterscheiden sich dadurch von anderen Menschen, daß die wilde Verwirrung dieser sie nicht berührt, sie ruhig auf ihr ängstliches Treiben, auf ihr Emporarbeiten aus den sie bedrängenden Fluten ihrer gequälten Seele hinabschauen, wohl-wissend, daß diese Bedrängniß nur eine selbstgeschaffene ist, der man ihren ruhigen Verlauf lassen müsse. So hat auch die Prinzessin, die „Göttliche", sein verworrenes Treiben ohne Unwillen geduldet, aber sich hierbei nicht begnügt, sondern so oft er aus seinen Bedrängnissen und Verwirrungen zu ihr aufblickte, sein thränenvolles Auge mit ihrem warmen Sonnenblick getrocknet. Diese, welche die steigende Aufregung Tasso's zu beruhigen sucht, will ihren Antheil als eine durch die glänzende Verherrlichung, welche die Frauen in seinem großen Gedichte gewonnen, nothwendig gebotene dankbare Anerkennung darstellen: immer, habe er zarte oder tapfere Frauenbilder zu schildern unternommen, seien sie edel und liebenswerth von ihm vorgestellt worden, und selbst Armide, wie hassenswerth sie auch ihres Christenhasses wegen erscheine versöhne doch durch ihren Reiz und ihre Liebe.***) Allein Tasso wird durch eine solche, sein tiefstes Wesen verläugnende, mehr höfliche, als innige, seine Liebe vorsichtig ablehnende Aeußerung so wenig befriedigt, daß er in glühendster, aus vollster Brust strömender Begeisterung in das, nicht länger zurückzuhaltende Bekenntniß ausbricht, kein bloß im Geiste

---

*) Zu den Worten „das göttlichste" darf man nicht etwa „Glück" aus dem vorigen Verse ergänzen, es ist vielmehr „das Göttlichste" zu schreiben. Die erste Ausgabe hatte am Ende des Verses einen Punkt. Zum Begriffe des Göttlichen vergleiche man das also überschriebene Gedicht (B. 2, 67 ff.).

**) Unter den Erdengöttern sind die hochgestellten Menschen zu verstehn, nicht gerade die Fürsten, sondern die, welche in geistiger Hinsicht die höchste Stelle in der Menschheit einnehmen, was freilich nach Tasso's Beurtheilung bei seiner ehrfurchtsvollen Beugung vor der Fürstlichkeit als solcher häufig mit der Fürstlichkeit zusammentrifft. Diese Erdengötter gehen ruhig ihren Gang dahin, wie das Schicksal, dessen Wege selbst den klügsten Männern oft räthselhaft und unbegreiflich sind, dem sie nach ihrer Einsicht und den daraus entspringenden Wünschen einen andern Gang anweisen würden.

***) Bei den tapferen Frauen schwebt besonders Klorinde vor, bei den zarten Erminia und Sophronia. Die Zauberin Armida, Nichte des Fürsten von Damaskus (vgl. IV, 23 ff.), weiß die besten Helden der Christen, unter ihnen den Rinaldo, in ihre Netze zu locken. Nachdem der Zauber durch höhere Gewalt gelöst ist, folgt Armida, deren verschmähte Liebe sich in Haß verkehrt hat, rachedürstend dem Rinaldo. Verzweifelnd, daß sie ihre Rache nicht vollführen kann, will sie sich selbst den Tod geben, aber Rinaldo, der sie überrascht, hält sie davon ab, und es kommt zur herzlichsten Versöhnung.

gedachtes Frauenideal*) habe ihm bei seinen Frauengestalten vorgeschwebt, sondern ein einziges, in der Wirklichkeit angeschautes Bild, ein „Urbild jeder Tugend, jeder Schöne", habe ihn bei der Darstellung der Liebe begeistert (vgl. oben S. 93); diese Bilder seien keine bloß von der Einbildungskraft erzeugte Schatten, sondern sie seien aus der unmittelbarsten Wirklichkeit genommen und wichen nimmer aus seiner Seele, und deshalb würden sie auch ewig leben, wozu sie mehr als irgend etwas anderes berechtigt seien, da es ja nichts Höheres, nichts Menschlicheres gebe, als das Geheimniß einer edlen Liebe, die sich nur bescheiden dem Liede anvertraue. So tritt denn hier das Bekenntniß seiner Liebe ganz unverholen hervor. Sehr schön ist es, wie der Dichter, der oben (vgl. S. 137) die Schlachtenbeschreibung im „befreiten Jerusalem" angedeutet hat, hier auch der vier Liebesverhältnisse gedenkt, welche dem Gedichte seinen höchsten Reiz verleihen; wie zu jenen Alphons begeistert hat, so zu diesen die verehrungsvolle Liebe zur Prinzessin.

Die Prinzessin aber fühlt sich vom tiefen, warmen Gefühl ihres Dichters so ganz hingerissen, daß sie, statt seiner Leidenschaft Einhalt zu gebieten, mit einem halben Geständniß ihrer Gegenliebe ihm entgegenkommt, indem sie bemerkt, das so holde und bescheidene Lied habe auch noch den Vorzug, daß man es zu verstehn glaube, und das, was man verstehe, könne man nicht tadeln, so daß das Lied ganz einnehme. Diese unvorsichtige Aeußerung ist die wenn auch an sich kleine, doch gerade für eine geistig so hoch stehende Natur wie die Prinzessin um so folgenreichere Schuld, aus welcher sich alle folgende Mißverhältnisse und der endliche Verlust Tasso's in unmittelbarer Verkettung herleiten. Ihre frühere, nicht ganz der Wahrheit gemäße Aeußerung gegen Leonoren (vgl. oben S. 129) veranlaßt nur die größere Verwicklung der Verhältnisse durch Leonorens Intrigue, ihre eigentliche Schuld

---

*) „Kein geistig unbestimmtes Bild" d. h. kein Bild, das bloß im Geiste gedacht und deshalb unbestimmt ist. Goethe liebt solche beigeordnete zusammengesetzte Beiwörter, die eigentlich in ein Wort geschrieben oder durch Bindestriche verbunden werden sollten. Dahin gehören unten „mein bedürfend unerfahren Herz", „ein unbedeutend blasses Wölkchen", in der „Iphigenie" „des traurig-unwilligen Mörders", „das unerwartet ungeheure Wort", „unbändig-heil'ge Wuth", in der „natürlichen Tochter" „unüberwindlich-ungeheure Last", „leichtsinnig augenblicklicher Genuß", „ein still entferntes Landgut". Auch entgegengesetzte Begriffe werden mit einander verbunden, wie „ererbt errungener Güter", „leidig lieb", „zärtlich traurig", „göttlich-menschlich", „dunkel hell". Wohl hiervon zu unterscheiden sind die Fälle, wo der erste Theil ein Adverbium ist, wie „morgenröthlich trüb", „nützlich ungerecht", „krank verdrießlich", „unvermeidlich ungeheuer". In Goethe's späteren Schriften haben beide Verbindungsarten ungemein überhand genommen, und fehlt es keineswegs an gezwungenen und irrigen Bildungen, wie „auf menschlich beiden Füßen", „körperlich ritterliche Uebungen", „geistreich wechselseitige Mittheilungen", „lebensanfänglich Jüngere", „ein Weimarisch-lithographisches Heft", „Thebaisch-junges Volk". Auch drei Beiwörter finden sich zuweilen verbunden, wie „wundersam genialisch zwecklos", „ruhig freundlich gewogen", in welchem Falle aber immer zwei derselben eng zusammen gehören.

beginnt erst hier. Die Andeutung ihrer Gegenliebe überströmt den Tasso wie vollster Himmelsglanz; was er längst sehnsüchtig geahnt hatte, das ergreift ihn nun mit einemmale so allgewaltig, daß er sich in das vor seinen Augen sich aufthuende Glück nicht finden kann, es ihm wie ein wirklich gewordenes Unmögliches erscheint. Man vergleiche hierzu die schöne Stelle am Anfang des zweiten Theils des „Faust" (V. 12, 6 f.):

So ist es also, wenn ein glühend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen u. s. w.

Aber die Prinzessin fühlt sofort ihren Fehler, den sie dadurch zu vergüten sucht, daß sie sich dem leidenschaftlichen Ansturm Tasso's entzieht, und ihn bedeutet, die Liebe gehöre zu den Gütern, die nur durch Mäßigung und durch Entbehren unser eigen werden können, womit sie ihm offenbar genug zu verstehn gibt, daß er sein Glück ruhig tragen, den Aeußerungen ihrer Liebesgunst entsagen, ihre Liebe im tiefsten Herzen verbergen müsse. Wie aber vermöchte dieses Tasso, wie könnte er dem Sturme seiner Leidenschaft gebieten, sein Glück in stiller Ruhe genießen, und je sicherer ihm die Liebe der Prinzessin ist, um so mehr sich aller äußerlichen Beziehungen darauf enthalten, das verläugnen, was in seinem Busen brennt!

Zweiter Auftritt. Tasso fühlt sich von einem ganz neuen, frischen, allen Wagnissen, Mühen und Entbehrungen trotzenden, Leben durchdrungen, das er der Prinzessin ganz weihen will; der Tag des Glückes ist endlich für ihn angebrochen, und er spricht nur den Wunsch aus, das Schicksal, das ihm früher so feindselig entgegengetreten, möge ihn endlich einmal begünstigen, damit dieser edelste Keim neuen Lebens zu höchstem Wachsthum sich entfalte. Die letzten so bedeutsamen Worte der Prinzessin haben Tasso in sich selbst versenkt; er erwacht jetzt wie aus einem Traume, aus welchem er kaum in die ihn umgebende Welt einen Blick zu werfen wagt. Er sieht umher, und findet sich allein. Nur die Säulen stehen noch da, wie früher; haben sie vielleicht die Worte der Prinzessin vernommen, die ein unenthüllbares Geheimniß bleiben sollen? Aber wäre dies auch, diese Zeugen seines höchsten Glückes hat er ja nicht zu fürchten, da sie stumm sind. So darf er denn auch jetzt vor ihnen das Gefühl aussprechen, das seinen Busen schwellt. Ein neues Leben ist ihm aufgegangen; wie von einer Göttin, fühlt er sich über die Erde weggehoben, wo sich ein ganz neuer Kreis seinem Auge erschließt. Hierbei schwebten dem Dichter die Sagen von der Eos vor, welche schöne sterbliche Jünglinge geraubt haben soll, besonders den Orion, den Tithonos und nach Homer (Od. 15, 250 f.) den Kleitos. Das Glück, das er so lang ersehnt, übersteigt jede Vorstellung, die er davon gefaßt hatte: es ist ein ganz anderes, mit nichts zu vergleichendes, das nur derjenige zu empfinden vermag, dem es wirklich zu Theil geworden, wie er dies in dem schönen Bilde vom Blindgeborenen ausführt. Noch weiß er sich auf der neuen, ihm geöffneten

Bahn nicht zurechtzufinden, er schwankt freudetrunken, aber er fühlt Muth in seiner Brust und die Ahnung*) unendlichen Glückes.

Hier erinnert er sich, wie die Prinzessin, die ihre Gaben reich wie die volle Natur spende, ihm auch die Forderung auferlegt habe, zu entbehren, sich zu mäßigen, eine Forderung, deren Erfüllung ihm so unendlich schwer wird, die sie aber mit Recht machen darf, da sie Vertrauen auf ihn gesetzt hat: denn nichts hat er ja gethan, wodurch er dies ihr Vertrauen verdient hätte, durch nichts könnte er es wirklich verdienen; nur dadurch, daß sie ihn ihres Vertrauens würdigte, nur dadurch ist er desselben werth geworden. So betrachtet er also die vertrauensvolle Gunst der Prinzessin als ein reines, überreiches Gnadengeschenk. Drum soll auch sein ganzes Wesen ewig ihr geweiht sein, ihr will er in allem dienen, was sie auch von ihm fordern möge. Mag sie ihn nun als abenteuernden Ritter, gleich Hüon im „Oberon", in ferne Lande schicken, um dort durch Mühe und Gefahr sich Ruhm zu erwerben, oder ihn in stiller Ruhe des Hains ihren Preis singen lassen, ihr ist er ganz zu eigen: sie mag bilden aus ihm, was sie will, da er ja sein ganzes Sein, alle Schätze seines Herzens für sie aufgespart hat. Die zweite dieser beiden Bestimmungen führt er nun zunächst weiter aus. Er fühlt, wie wenig seine Kraft ausreiche, die Verehrte würdig zu schildern, weshalb er sich ein tausendfaches Werkzeug zum Ausdruck seiner Verehrung wünschte;**) den Pinsel des Malers wünschte er sich, wie er weiter ausführend hinzufügt, neben der süßesten Dichterlippe, die je in erster Jugend von Honig genährt worden.***) Aber fehlt ihm auch eine solche ungeheure Kraft, so wird er doch in Zukunft sich durch die Begeisterung

---

*) Goethe schrieb früher immer „ahnden", „Ahndung" u. s. w.; erst in der im Jahre 1815 begonnenen dritten Ausgabe seiner Werke ließ er das **d** weg, mit der einzigen, fast nothwendig gebotenen Ausnahme des Wortes „ahndevoll" (B. 2, 53. 122. 4, 26.), woneben viel häufiger das Goethe sehr beliebte „ahndungsvoll", später „ahnungsvoll". Bei der Aenderung von „ahndet", „ahndete", „geahndet" in die Form ohne **d** sollte es durchweg „ahnt", „ahnte", „geahnt", nicht „ahnet", „ahnete", „geahnet" heißen. Im Althochdeutschen läßt sich weder „ahnden" (anadôn) in der Bedeutung „weissagen", noch die Form „ahnen" überhaupt nachweisen, das Mittelhochdeutsche gibt einige Spuren von beiden, erst seit dem sechzehnten Jahrhundert treten sie häufiger hervor. Die in unserm Jahrhundert durchgedrungene Unterscheidung zwischen „ahnen" und „ahnden" muß unbedingt beibehalten werden, sollte auch „ahnen", das schon Kant nicht für ein Deutsches Wort gelten lassen wollte, einem bloßen Mißverständnisse seinen Ursprung verdanken.

**) Man vergleiche diese ganz neue, höchst treffende Ausdrucksweise mit der von Römischen Dichtern vielfach nachgeahmten Homerischen Stelle von zehn Zungen und zehn Münden (Il. 2, 489 f.). Tasso hat (IX, 92) die Virgilische Fassung (Aen. VI, 625 f.) wiedergegeben, die auf den Dichter Hostius zurückgeht.

***) Bienen sollen auf die Lippen des jungen Pindar, als er auf einer Reise nach Thespiä ermüdet eingeschlafen war, ihren Honig niedergelegt oder ihn als Kind mit Honig genährt haben, und ähnliches wird von Platon berichtet.

für die nie aus seiner Seele weichende Prinzessin frisch ermuthigt fühlen, er wird nicht mehr „zwischen Bäumen, zwischen Menschen sich einsam, schwach und trübgesinnt verlieren", nie mehr mit sich allein sein. Hiervon wendet sich Tasso zu der zweiten jener Bestimmungen, zu großen, ihm aufgelegten Heldenthaten. Er wünschte nur eine edle, von gräßlichster Gefahr umgebene That vor sich zu sehn, um in einem solchen Kampfe sein jetziges höheres Leben, das er nur ihr verdankt, zu wagen, in einer Schaar der besten, edelsten Menschen nach ihrem Wink und Willen auch das, was unmöglich scheine, zu vollbringen. Hierbei beschleicht ihn aber der Gedanke, wie er sich früher wohl gedacht habe, durch eine große Heldenthat die Liebe der so hoch über ihn gestellten Geliebten zu verdienen. Er macht sich den Vorwurf, daß sein Mund das Geheimniß seiner Liebe vor der Zeit verkündet habe, ehe er durch eine erhabene That sich ihrer würdig gemacht, aber diese trübe Laune schlägt er sich rasch aus dem Sinne, da es ihm viel schöner dünkt, der reinen Liebe allein ein solches Gnadengeschenk zu verdanken.

So fühlt er sich denn von vollster, ungetrübter Lust erfüllt, sein Blick ruht mit seliger Befriedigung auf der wie eine vom hellsten Sonnenglanze bestrahlte, in weitester Ferne verschwimmende Gegend reich vor ihm liegenden Zukunft, er fühlt sich wieder von frischer jugendlicher Hoffnung gehoben, die Brust schwillt ihm hoch auf, ein Wonnegefühl, dessen seliges Behagen sich in dem Ausruf: „Schwelle, Brust!" so treffend ausprägt.*) Aus diesem freudigen Gefühle des heiter lachenden Glückes der Zukunft ringt sich der Wunsch hervor, daß das Schicksal doch endlich einmal sein Herz zur reinsten Entwicklung, zum vollsten Genusse gedeihen lassen möge. Wie sehr es auch Tasso dem Alphons danken mußte, daß er ihm eine freie, sorgenlose Stätte zu seiner dichterischen Entfaltung verliehen, so fühlte er sich doch in mannigfacher Weise hier gedrückt und beengt, von böswilligen Feinden bedroht, die ihm jedes reine Genüge raubten, ihn düsterm Argwohn und arger Mißstimmung anheim fallen ließen. Erst in der ganz unverhofft sich ihm darbietenden Gewißheit von der Gegenliebe der Prinzessin erscheint ihm die Hoffnung vollsten Glückes, dem sein Herz sich entgegendrängt: es ist ihm, als ob eine neue Jugendzeit vor seinen Augen sich eröffnete. Er vergleicht das ihm winkende Glück mit einem mächtig emporschießenden, schon zur Blüthe sich entwickelnden Pomeranzenbaume, und wünscht, daß er zur Frucht gedeihe, daß er Freude bringe, und, wie er erklärend hinzufügt, eine liebe Hand den „goldnen Schmuck"**) aus seinen kräftig gesunden, üppig wuchernden Zweigen breche, oder, um den

---

*) Am Anfange des Verses fehlt hier schon in der ersten Ausgabe eine Silbe; wahrscheinlich ist vor „schwelle" oder vor dem Gedankenstrich ein „O" oder „Ja" ausgefallen.

**) Aehnlich nennt Goethe in „Alexis und Dora" die gesammelten Orangen eine „goldene Last" (B. 2, 245). Man erinnere sich auch der „Goldorangen" in Mignon's Lied.

Gedanken vom Bilde zu entkleiden, daß die Prinzessin sich der reichsten, glücklichsten Entfaltung, der süßesten Reife seines Herzens erfreuen möge. So endet denn dieses Selbstgespräch mit der reinsten, begeistertsten Aussicht des höchsten, seine Seele zur vollsten Entwicklung reifenden Glückes im Besitze der unaussprechlichen Liebe des verehrtesten Wesens, welches die Welt trägt. In der Vorahnung dieses Glückes scheint ihm keine Mühe zu groß, kein Opfer zu schwer, mit selbstbewußter Siegesgewißheit schreitet sein Geist mächtig voran: auch zum Entbehren, zum Entsagen fühlt er sich bereit, wie sauer es ihm auch ankommen möge, aber wie wenig er sich in Wirklichkeit zu mäßigen weiß, wie sehr er nur im vollsten Genusse schwärmt, wie er ganz aus sich herausgetrieben ist, das zeigt uns gerade der Schluß des Selbstgespräches. Zu muthiger That sehen wir Tasso freilich entschlossen — und hierin müssen wir einen Fortschritt gegen seinen frühern, vom Leben abgewandten Trübsinn erkennen —, aber wird er nicht in seiner Begeisterung sich völlig überstürzen, wird er nicht an der schroff ihm entgegentretenden Wirklichkeit zerschellen, wird er im Stande sein, das edle Geheimniß seiner Liebe in tiefster Brust zu verbergen, seine ungestüm klopfende Leidenschaft zu beruhigen? Diese Besorgnisse erregt nothwendig der Schluß des Selbstgespräches.

Dritter Auftritt. Zum Unglück muß ihm gerade Antonio begegnen. Man hat gemeint, dieses Erscheinen Antonio's sei hier rein zufällig, durch gar nichts eingeführt. Aber man erinnere sich, daß Antonio sich zunächst mit dem Herzog entfernt hat, um weiteres in Betreff der Römischen Angelegenheiten zu besprechen, daß er aber darauf, nach der ausdrücklichen Versicherung von Alphons (I, 4), den Frauen angehören soll. Nehmen wir nun dazu, daß wir die Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Aufzug uns lang genug denken können, daß wir gleichfalls die zeitliche Ausdehnung eines Selbstgespräches auf den wirklichen Zeitaufwand nicht beschränken dürfen, so wird es durchaus keinen Anstoß erregen, wenn Antonio, eben aus dem Kabinet des Herzogs hervortretend, in dem zur gemeinschaftlichen Zusammenkunft bestimmten Saale dem Tasso eben nach Beendigung des Selbstgesprächs begegnet. War der leidenschaftlich anmaßende Sinn, womit der von den Frauen und dem Herzog verwöhnte Tasso alles rasch erlangen zu müssen glaubt, dem Antonio schon früher zuwider, so wird der von der Gewißheit, daß er mit seinem offen und warm sich darbietenden Herzen bei diesem nicht fehlgehn könne, eingegebene zuversichtliche, durch die jubelnde Freude gewaltig gespannte Ton des noch immer bekränzten Tasso, aus dessen Blicke vollste Freude glänzt, diesen, der sich ärgert, statt den Damen wieder dem von diesen vorgezogenen und verzogenen Dichter zu begegnen, noch widerwärtiger berühren, und ihn um so mehr bestimmen, schroff und kalt ihm gegenüber zu treten, wodurch denn der Bruch um so entschiedener eintreten muß, als der von seinem Glücke und dem Wunsche der Prinzessin, daß er mit Antonio sich befreunde, ganz erfüllte Dichter nicht unterlassen kann, sich auf jene zu berufen, deren an ihn verschwendete Gunst Antonio nicht ohne tiefe, fast neidische Verstimmung für einen Haupthebel seiner Unarten hält. Tasso verkennt vollständig die Verhältnisse: vom Wunsche beseelt, die von der Prinzessin ge-

hoffte Einigung mit Antonio möglichst bald verwirklicht zu sehn, übereilt er die Sache, die diese selbst in's Werk zu setzen gedachte, und nimmt zu dem allerverkehrtesten Mittel seine Zuflucht. Durch die zudringliche Art, mit welcher er sich als Freund anbietet, gibt er deutlich zu erkennen, daß er dieses auf fremden Antrieb thue: Antonio lehnt den Antrag kalt ab, worauf Tasso sich so weit vergißt, daß er die Prinzessin ausdrücklich als Veranlasserin zu seinem Schritte nennt, wodurch Antonio noch mehr gereizt werden muß. Aber die Gewißheit von der Liebe der Prinzessin hat bereits günstig auf Tasso gewirkt, so daß er sich zu kräftigem Durchsetzen seines Wunsches getrieben fühlt, wenn er auch in den Mitteln fehl greift. Tasso faßt sich, da er wenigstens nicht in Streit von Antonio scheiden will, wird aber von diesem, der seine Mißstimmung weniger als jener zu beherrschen weiß, schnöde abgefertigt. Allein der Wunsch, den Willen der Prinzessin zu erfüllen, treibt ihn noch einmal zu der jetzt mit leidenschaftlicher Glut ausgesprochenen Bitte um Antonio's Freundschaft; dieser, dem aus seinen Worten nur zu sehr die Liebe zur Prinzessin entgegentritt, wird dadurch noch erbitterter, und um ihn ganz von sich abzuschütteln, spottet er seines Kranzes. Tasso, der hierin nicht allein sich, sondern auch die Prinzessin verletzt sieht, kann jetzt in Antonio nur einen hämischen Neider erkennen, von dem er sich mit Erbitterung abwendet, und dessen Beschimpfung seines Kranzes er nicht zu dulden versichert. Antonio's Berufung auf die Heiligkeit des Ortes, an dem er ihn doch so schmählich verletzt, erbittert ihn noch mehr, und er spricht die tiefste Verachtung seines kleinlichen Neides aus. Antonio tritt ihm immer schärfer entgegen, und reizt ihn durch seinen Spott zur wirklichen Herausforderung. Die wiederholte Berufung auf den Ort wird von Tasso mit der Nothwendigkeit, seine Ehre zu retten, zurückgewiesen. Rascher und schneidender fallen jetzt die Schlagworte, und da Antonio noch immer Tasso's Muth bezweifelt, so nöthigt er diesen endlich, den Degen zu ziehen.*) Antonio zeigt sich hier viel schuldiger, als Tasso, der wirklich das Mögliche thut, sich zu mäßigen, aber durch den Spott auf den von dem Herzog und der Prinzessin ihm verliehenen Kranz und durch die persönliche Verachtung außer Fassung gebracht wird.

---

*) Tasso selbst schildert den ganzen Verlauf im folgenden Auftritt mit den an Alphons gerichteten Worten:

Zutraulich naht' ich ihm, er stieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bittrer ruht' er nicht,
Bis er den reinsten Tropfen Bluts in mir
Zur Galle wandelte. Verzeih! Du hast mich hier
Als einen Wüthenden getroffen.

Mit bestem Willen, den Wunsch der Prinzessin gleich jetzt zu erfüllen, aber ohne die Mittel zu erwägen, welche hierzu am geeignetsten, greift Tasso zu dem allerverfehltesten. Statt durch eine freundliche Einleitung erst Antonio's Mißstimmung wenigstens zu mildern, geht er, in leidenschaftlicher Hoffnung, dasjenige, was er wünscht, unverzüglich erreicht zu sehn, geradezu auf die Sache los, und zwar in der für Antonio verletzendsten, von seiner eigenen Beständigkeit ein schlechtes Zeugniß ablegenden Weise: denn er spricht es mit deutlichen Worten aus, daß ihm mittlerweile das Verständniß Antonio's eröffnet worden, daß er in Folge dieser Eröffnung nun ihn und seinen ganzen Werth kenne, und deshalb dem früher verkannten Freunde ohne Zögern Herz und Hand biete.*) Dem Antonio kann kein Zweifel darüber sein, daß die Frauen ihn bestimmt haben, sich mit ihm zu vertragen, indem sie seine vortrefflichen Eigenschaften in's Licht gesetzt, und kaum dürfte es ihm entgehn, daß nur die Prinzessin es über ihn vermocht, den in der Verschiedenheit ihrer Naturen begründeten, durch sein schroffes Entgegentreten im ersten Aufzug gesteigerten Groll aus seiner Brust zu verscheuchen, daß nur ihre Gunst, welche seine eigene Eifersucht weckt, da er sich das Schönste am Hofe vorweg genommen sieht, den Tasso allein habe bestimmen können, ihm jetzt so freundlich entgegenzutreten, daß das Bild, welches diese ihm von seinem Charakter entworfen, keineswegs in seiner Seele feststehe, sondern launenhaft von ihm augenblicklich ergriffen worden, um bald vielleicht wieder eben so launenhaft durch ein ganz entgegengesetztes verdrängt zu werden. Hätte Tasso sich über sein früheres schroffes Entgegentreten offen erklärt, und eine Verständigung über ihre verschiedenen Standpunkte mit unumwundenem Geständniß seiner Schwächen herbeizuführen gesucht, so wäre eine Annäherung eher zu ermöglichen gewesen. Muß demnach Antonio Tasso's Anerbieten, das, wie er wohl sieht, auf keiner festen Grundlage ruht, zunächst ablehnen, da eine wirkliche Freundschaft nur die Frucht innerster Durchschauung sein kann, so hätte dies doch auf schonende Weise geschehn können, wäre Antonio nicht dadurch mißstimmt, daß Tasso der Günstling der Frauen ist. So aber spricht aus seiner Erwiederung gleich die feine Ironie des überlegenen Mannes, der deshalb zögert, die „schönen", ihm „freigebig" angebotenen Gaben zu ergreifen, weil er nicht wisse, ob er ihm ein Gleiches dagegen darbieten könne, und er nicht gern übereilt (weil er dies nicht gehörig erwogen) und undankbar (weil er das Dargebotene nicht vergelten könne) sich zeigen möchte. Um sich selbst diesen Vorwurf und dem Tasso eine Wegwerfung seines Herzens und seiner Hand zu ersparen**), zögert er. Wenn Tasso dagegen meint,

---

*) Die Worte: „Schöner ward kein Mensch mir angekündigt", beziehen sich auf die Schilderung von Antonio's Wesen, die ihm nach seinem Zusammentreffen mit ihm im ersten Aufzug gemacht worden, und sie schließen sich als Erklärung an das vorhergehende „den ich gleichsam jetzt zum erstenmal erblicke" an.

**) Antonio's Erwiederung bildet in allen Punkten den Gegensatz zu Tasso's Worten, doch in umgekehrter Folge. Den Worten: „Und hoffe — verschmäht" ent-

schöner sei es doch, wenn ein Verhältniß sich auf die Neigung der Seelen gründe, als auf feine Vorsicht, so gibt er, indem er hierdurch seinen geraden Gegensatz zu Antonio ausspricht, diesem auch zugleich das Recht, von seinem eigenen Standpunkt, vom Gemüth aus, Tasso's Anerbieten abzulehnen, wie dieser es in den scharfen, die Ungeschicktheit seines Antrags bezeichnenden Worten thut:

Darüber frage jeder sein Gemüth,
Weil er den Fehler selbst zu tragen hat.

Daß Antonio sich nicht zu Tasso hingezogen fühlte, das mußte dieser längst aus ihrem entschiedenen Gegensatz erkennen; wie konnte er sich demnach auf die innere Stimme in Antonio's Brust berufen, und diesen gleichsam zum Geständniß herausfordern, ob er denn für ihn nichts fühle! Man erkennt leicht, daß Tasso durch die erste wohl begründete Ablehnung sich beleidigt fühlt, und deshalb, statt einen neuen, treffenden Grund für ihre Vereinigung anzuführen, den Gegensatz ihrer Naturen selbstbewußt ausspricht. Antonio's scharfe Erwiederung regt des Dichters vollstes Bewußtsein seines von der Prinzessin anerkannten Werthes auf, und er gibt deutlich zu verstehn, was Antonio längst vermuthet hat, was aber, wirklich ausgesprochen, ihn beleidigen muß, daß er allein dem Wunsche der Prinzessin zu Liebe sich ihm vorgestellt habe; aber er kann zugleich in gesteigertem Selbstgefühl nicht unterlassen, die Hoffnung auszudrücken, Antonio werde vielleicht später seine jetzt so kalt abgelehnte Freundschaft fordern, wenn Zeit und Bekanntschaft ihn seinen Werth habe erkennen lassen und ihn wärmer für ihn gestimmt habe. Dieser erwiedert den Vorwurf der Kälte durch die scharfe Hindeutung auf die Hitze, welche manche Menschen, die sich mit warmem Gefühl vor anderen begabt glauben, fliegend überfalle und ihnen alle Besonnenheit raube.

Wie nahe hier auch ein Ausbruch von Tasso's verletztem Gefühl liegt, so will er doch der Prinzessin zu Liebe, die durch einen statt der gehofften Versöhnung entsponnenen Streit auf das schmerzlichste getroffen werden müßte, das Möglichste thun, und so zugleich den Vorwurf fliegender Hitze durch starkes Zurückhalten thatsächlich widerlegen. Doch Antonio, immer mehr verstimmt, hält ihm mit der schneidendsten Schärfe die Verkennung seines eigenen Innern vor, aber eben hier, wo er ihn seine Ueberlegenheit fühlen lassen will, hier weiß er weniger sich zu beherrschen, als Tasso, den die Liebe zur Prinzessin vieles erdulden läßt. Auf des Gegners Spott gegen Menschen, welche die Hitze in raschem Fluge überfalle, erwiedert Tasso, der freilich, durch das ihm verheißene Glück gehoben, sich selbst in einem zu günstigen Lichte sieht, auch er wisse die Dauer eines Verhältnisses der Heftigkeit vorzuziehen; aber

---

sprechen V. 1—2 („Freigebig — soll"), dem Anerbieten „ohne Zögern" V. 3, dem Kennen seines ganzen Werthes Antonios Nichtwissen V. 4 f., dem „Schöner — angekündigt" V. 5 f., endlich dem freundlichen Willkommen das bedenkliche: „Laß mich für beide klug und sorgsam sein".

Antonio setzt dieser Behauptung seinen entschiedenen Unglauben in dem bittern Spottwort entgegen:

Sehr weislich! Bleibe stets auf diesem Sinne.

Auch hierdurch nicht gereizt, erkennt Tasso gern die ihm überlegene Erfahrung Antonio's an, der wohl berechtigt sei, ihm zu rathen, er hält ihm aber die Stimme des Herzens entgegen; dieses horche still auf das, was jeder Tag, jede Stunde durch warnende Erfahrung zeige, und übe sich in Wirklichkeit an jedem Guten, das der allein vom vorsichtigen Verstande geleitete Antonio als etwas Neues zu lehren glaube. Tasso spricht hiermit ein höchst wahres Wort aus, nur paßt es leider auf ihn sehr wenig, der sich den ungeordneten Trieben seines Herzens und der leidenschaftlichen Aufregung bisher gar zu sehr hingegeben hat. Antonio dagegen bezeichnet jene Beschäftigung mit sich als eine schmeichelnde Selbsttäuschung, da der Mensch sich nicht in sich selbst erkennen könne, wo er sich nach seinem willkürlich genommenen Maßstab bald zu klein und leider, wie er mit scharfer Betonung gegen Tasso hinzufügt, oft zu groß erscheine; nur die Vergleichung, welche ihm die Kenntniß anderer Menschen im lebendigen Zusammenstoß mit ihnen gewähre, kläre ihn über sich selbst auf.*) Man vergleiche hierzu die ähnliche Aeußerung von Alphons oben S. 134. Auch diesen die Wahrheit seines Ausspruchs nicht aufhebenden Satz erkennt Tasso gern an, und freut sich über des erfahrenen Mannes weise Lehre, dieser aber stößt ihn zurück durch die freilich nicht unbegründete, aber doch herb verletzende Bemerkung, er denke sich doch wohl bei diesen Worten etwas anderes, als er damit sagen wolle.**) Tasso empfindet das Unrecht tief, welches ihm Antonio widerfahren läßt, da er seinen guten Willen verkennt, und jeden Versuch, sich ihm zu nähern, im Gefühl seiner Ueberlegenheit abschlägt. Den Schmerz über eine solche Kränkung spricht er mit entschiedenen, aber maßvollen Worten aus, indem er seine Leidenschaft zurückdrängt. Und so will er es denn, in lebhafter Anerkennung der an Erfahrung ihm weit überlegenen Persönlichkeit Antonio's, und vom dringenden Wunsche beseelt, der Prinzessin zu willfahren, noch ein-

---

*) In den Worten:

Das Leben lehret jedem, was er sei,

schrieb Goethe den Dativ nach Adelung's Lehre. Sonst findet sich in ähnlichen Fällen bei Goethe sowohl der Akkusativ als der Dativ, und letzterer ist später mehrfach statt des ursprünglichen Akkusativs gesetzt. Gegen den Akkusativ hat außer Adelung sich besonders Bürger erklärt, und auch die neuern Grammatiker möchten den Akkusativ gern als undeutsch ganz verwerfen, obgleich er sich von Otfried bis zu Gellert, Geßner, Herder, Goethe, Schiller erhalten hat, und noch heute fortlebt.

**) Von einer richtigen Beurtheilung der Menschen ist Tasso bisher weit entfernt, er beurtheilt alle nur nach seinem Gefühle; statt den ihm entgegenstehenden Naturen klar in's Auge zu sehn, weicht er vor ihnen zurück, indem er ihr Bild launenhaft entstellt, er wagt es nicht, der Welt Stand zu halten, sucht überall nur sich selbst. Erst in diesem Augenblick hat er durch der Prinzessin Mahnung Kraft gewonnen, dem Gegner zu stehn.

mal wagen, ihm seine Hand anzubieten, aber auch diesmal greift er wieder zu einem verfehlten Mittel, indem er seine frühere verletzende Aeußerung, auf den Wunsch der Prinzessin habe er sich ihm vorgestellt, auf ungeschickte Weise zu vergüten sucht.

Des Wortes der Fürstin, bemerkt er, habe es kaum bedurft, er habe ihn leicht erkannt, woran er denn ein schönes, aber etwas übertriebenes Lob Antonio's anschließt. Daß Antonio das Gute wolle und schaffe, gilt nur im beschränkten Sinne, in sofern unter dem Guten das Nützliche, den Staat Fördernde verstanden wird. Wenn Tasso weiter bemerkt, um sein eigen Schicksal sei er unbesorgt, er denke nur an andere, stehe nur anderen bei, indem er die ihm vorschwebenden Zwecke seines Lebens mit festem, durch nichts zu beirrendem Sinne durchführe, so schlägt er doch Antonio's Opferwilligkeit für andere zu hoch an, da dieser vielmehr nur alles benutzt, was zur Erfüllung seines Zweckes dienen kann, und sein höchstes, einziges Ziel die durch treue, glückliche Dienste erlangte Gunst des Fürsten und des Hofes ist. Der scharfblickende Mann muß erkennen, daß dieses Bild seine durch Tasso's Einbildungskraft gehobenen Grundzüge der Fürstin verdanke, und deshalb seine Behauptung, er sehe ihn so, ihm eben so wenig der Wahrheit entsprechend scheinen, als die in lebhaften Fragen ausgedrückte Versicherung, die Erkenntniß seines Werthes dränge ihn, seine Freundschaft zu erbitten, wie sehr auch Tasso sich dies im Augenblick selbst einreden mag. Aber er glaubt auch auf seine Freundschaft einen Anspruch zu haben. Den Antonio werde es nicht reuen, ihm die reichen Schätze seiner Erfahrung geöffnet zu haben, er werde, wenn er ihn erst näher kennen lerne, sein Freund sein, und wie sehr er selbst eines Freundes längst bedurft habe, spricht er in schönen, tiefempfundenen Worten aus, aus welchen zugleich hervorleuchtet, welches Verdienst Antonio sich erwerben könne, wenn er ihm, dem unerfahrenen, leidenschaftlichen, aber mit hoffnungsvollem Blick in eine weite, schöne Zukunft schauenden Jünglinge*), seine sorgsame Theilnahme zuwende. Aber dieser bleibt kalt und schroff, und weist die Bitte um Freundschaft mit der Bemerkung zurecht, nur längerer Umgang könne allmählich das gewähren, was er vom Augenblicke verlange.**) Tasso hingegen zieht sich hier, wie früher, auf das Gemüth zurück; die Liebe, die er zu verdienen glaubt, gewähre im Augenblick, was Mühe kaum in langer Zeit gewähre. Da er aber wohl fühlt, daß er hier nur dasselbe in anderer Gestalt wiederhole, was Antonio bereits oben zurückge-

---

*) Wenn Tasso sagt, ihm ruhe noch still der Zukunft goldne Wolke um's Haupt, so denkt er sich sein Haupt in einen Wolkenschleier eingehüllt, welcher die Zukunft seinem Blick verbirgt, und zwar heißt die Wolke golden, weil der Blick auf die Zukunft hin ein hoffnungsvoller ist. „Still" deutet auf die selige Ruhe hin, mit welcher er sich in der Zukunft verliert; die Zukunft regt ihn nicht auf, wie den Orest und Pylades in der „Iphigenie" II, 1 S. 29. Bei Homer erscheinen die Götter in eine Wolke gehüllt. Zeus und Here ruhen in einer goldenen Wolke (Il. 14, 350 f.). Zur Verhüllung der Zukunft Hor. carm. III, 29, 29. 30. Vgl. auch unten V, 2 S. 212.

**) Man vgl. hierzu in der „Iphigenie" den Schluß von V, 3.

wiesen hatte, so beruft er sich in steigender Lebhaftigkeit auf den Edelmuth Antonio's, der um der Tugend selbst willen, die gute Menschen verbinde, sich seiner annehmen müsse, und endlich auf den Willen der Prinzessin, die ihn zu Antonio, Antonio zu ihm führen wolle, deren Wunsch entgegenzukommen sie sich beeilen müßten.

Laß uns verbunden vor die Göttin treten,
Ihr unsern Dienst, die ganze Seele bieten,
Vereint für sie das Würdigste zu thun.

Tasso ahnt nicht, wie tief er durch diese die glühendste Neigung verrathende Berufung auf die Prinzessin den durch die Gunst, welche die Frauen dem schönen jungen Dichter erzeigen, äußerst verstimmten Antonio verletze, sondern bietet ihm wohlgemuth nochmals seine Hand an, indem er ihn dringend bittet, doch einzuschlagen, nicht länger sich zu weigern, und ihm die höchste Freude guter Menschen zu gewähren, sich ohne Rückhalt vertrauensvoll dem Bessern hingeben zu dürfen. Diese leidenschaftliche, von flammendster Sehnsucht eingegebene Zuversicht weist Antonio kalt zurück, indem er mit Hindeutung auf die unverdiente Gunst, welche man ihm schenke, seine sieggewohnte Zudringlichkeit ihm bitter vorwirft, und erklärt, er sehe nun erst recht, wie weit sie von einander entfernt seien. Der schärfste Hohn spricht sich in den Worten aus, mit denen er ihn gleichsam verabschiedet:

Ich gönne jeden Werth und jedes Glück
Dir gern.

Tasso will auch jetzt noch an sich halten, und versuchen, ob es ihm durch Nachgiebigkeit gelinge, den Gegner zu entwaffnen. An Jahren und an geprüftem Werth möge er wohl von ihm weit abstehn, meint er, dagegen weiche er niemand an frohem Muth und Willen, wodurch doch manches zu erlangen sei. Antonio, dem Tasso's Zudringlichkeit nachgerade lästig zu werden anfängt, und der ihn deshalb möglichst rasch von sich abschütteln möchte, läßt sich immer weiter hinreißen. Nicht zufrieden, darauf hinzudeuten, daß der bloße Wille zur That nicht ausreiche, und daß der Muth die Schwierigkeiten nicht berechne, welche zu überwinden seien, läßt er sich hinreißen, unedel auf seinen Kranz zu sticheln. Erst am Ende der Bahn werde man gekrönt*), und nicht selten ermangle selbst der Würdige einer Krone, wogegen es freilich leichte Kränze gebe, die man im Spazierengehen, in eitlem Müßiggang, den Antonio ihm an andern Stellen bestimmt Schuld gibt, bequem erreichen könne. Diese Verachtung des von der Prinzessin selbst ihm verliehenen Kranzes vermag Tasso nicht zu ertragen, wenn er sich auch zunächst noch etwas zurückhält. Es gebe Güter, erwiedert er bitter im Gegensatz zu jenen bequem im Spazierengehen zu erreichenden Kränzen, es gebe Güter, die nur das Talent gewähre, die durch keinen Willen und keinen Muth zu erlangen seien, sondern nur durch die Gnade einer holdgewogenen Göttin verliehen würden,

*) Vgl. den von Goethe selbst in seinem Tagebuche aus dem Jahre 1780 angeführten alten Spruchvers (oben S. 10): Nemo coronatur, nisi qui certaverit ante.

womit er auf den von Antonio vergebens erstrebten Dichterruhm hindeutet. Antonio erwiedert scharf, er thue Recht, seinen Kranz dem Glücke zuzuschreiben, dessen Wahl blind sei, wogegen Tasso mit unverkennbarer Hindeutung auf Antonio's rauhe, dem milden Sinne der Musen widerstreitende Natur in edlem Selbstgefühl meint, die Gottheit sei hierin eben so blind, wie die Gerechtigkeit, welche die Binde nur trage, um sich nicht verblenden zu lassen, sie wisse wohl, wem sie ihre holdesten Gaben verleihe. Es sei ganz natürlich, erwiedert Antonio mit bitterm Spott auf Tasso's dichterische Ueberspannung, daß der Beglückte der Glücksgöttin hundert Augen für sein Verdienst andichte, es mit erhaben klingenden Namen, wie dem der Geist spendenden Göttin Minerva bezeichne, und daß er das, was ihm die Gnade zugeworfen, als Lohn hinnehme, den Putz, womit ihn eine Laune des Zufalls aufgestutzt, für wohlverdienten Schmuck ausgebe.

Diese letztere verächtliche Herabsetzung des Kranzes ist der Giftropfen, der Tasso's Blut in wildeste Aufregung bringt. Das Bild Antonio's hat sich ihm mit einemmale völlig umgestaltet, er sieht in ihm blos seinen hämischen Neider, und wünschte nur, die Prinzessin, deren Gabe er geschmäht, möchte ihn eben so gut kennen, wie er. Hat er bisher alles geduldet, um den Wunsch der Prinzessin zu erfüllen, so ist es jetzt, wo ihm Antonio's Seele in ihrer vollsten Niederträchtigkeit erschienen, für ihn eine sittliche Unmöglichkeit, mit einem solchen Manne zu gehn. In der vollen Hoheit seines Geistes tritt er dem Feind entgegen, der vergebens seine giftigen Blicke und Worte nach seinem unverwelklichen Kranze richte, dessen sein neidischer Geist unwürdig sei. Im Gegensatz zu Antonio's Neid erklärt er, wie hoch er auch das Glück dieses Kranzes schätze, so würde er doch nicht ruhn, sähe er einen Würdigern, bis die Gottheit, die ihm den Kranz aufgesetzt habe, ihn auf diesen übertrage. Höchst treffend ist es, daß Tasso gerade hier dem Antonio, der ihn irrig für einen eiteln, übermüthigen Menschen hält, das innigste Gefühl seiner Bescheidenheit entgegenhält. In der Schilderung des Würdigern hebt Tasso, dessen ungestüm fließende Rede sich nicht in beschränkenden Banden halten läßt, zugleich nachdrücklich hervor, daß nicht bloß innerer Werth, sondern auch Bescheidenheit den schmücken müsse, der dieses Kranzes würdig sein solle.*) Hierbei schiebt sich dem Dichter in Gedanken die Prinzessin dem Bilde der Gottheit unter. Da Antonio spöttisch einwirft, freilich, bis er einen andern als würdiger erkenne, verdiene er den Kranz, so kann Tasso sich nicht länger enthalten, sich über die ihm wiederfahrene Verachtung mit dem schönen Selbstbewußtsein zu beklagen, daß er, wie man auch über das, was er erreicht habe, urtheilen möge, eine solche Behandlung nicht verdient habe. Aber nicht bloß ihn hat Antonio verletzt, sondern auch den Fürsten und die Prinzessin selbst geschmäht, da ihm von diesen der Kranz

*) Er nennt zunächst im allgemeinen denjenigen, der das Höchste erreicht habe, führt dies aber näher aus, indem er zuerst einen den höchsten Helden des Alterthums gleichen Helden, dann einen Homer und Virgil erreichenden Dichter der Gegenwart bezeichnet, läßt sich aber darauf zur Ausführung des Gedankens hinreißen, daß wahre Bescheidenheit höher zu schätzen sei, als jedes andere, noch so große Verdienst.

ertheilt worden, und er erklärt, eine solche Schmähung nicht dulden zu wollen.

Antonio, durch diese letzten Worte an sein unläugbares Unrecht erinnert, zieht sich hinter die durch Herkommen geheiligte Schicklichkeit zurück; er erinnert, daß eine solche herausfordernde Aeußerung weder ihm als jüngerm Manne noch an diesem durch keinen Zwist zu entweihenden Orte zieme. Aber Tasso ist sich bewußt, Antonio's Angriff nur erwiedert zu haben, und er kann nicht begreifen, weshalb gerade aus dem Palast die Wahrheit verbannt, der freie Geist hier geknechtet, und ein edler Mensch gezwungen sein sollte, hier Druck zu leiden, da ja eben hier die wahre Hoheit, die Hoheit der Seele an ihrem Platze sei, welche die Nähe der Großen dieser Erde nicht zu scheuen brauche: ja sie müsse sich hier zeigen, was freilich nicht jedem gegeben sei;*) nur kleinlicher Neid sollte von diesem heiligen Orte sich scheu zurückziehen. Antonio erwiedert Tasso's Schmähung mit scharfer Zurückweisung seines leidenschaftlichen Wesens, wobei er aber selbst leidenschaftlich aufgeregt wird: sein jetziges Benehmen zeige deutlich, wie sehr er Recht gehabt, seine Freundschaft abzulehnen; sei er ja ein übereilter Knabe, der, keiner besonnenen Ruhe fähig, sogar Vertrauen und Freundschaft des Mannes ertrotzen wolle, der seine blinde Leidenschaft für Edelmuth halte.

Unsittlich, wie du bist, hältst du dich gut?**)

Tasso trotzt dagegen auf sein edles Gemüth, das ihm höher stehe, als das, was die Höflinge sittlich zu nennen pflegten, jene kalte Zurückhaltung, welche die schönsten menschlichen Triebe widernatürlich einenge.

Viel lieber (bin ich), was ihr euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.***)

Antonio, bitter aufgeregt, drängt ihn durch seine, ihn gleich einem verzogenen, unartigen Knaben behandelnden, die ihm eigene äußere Ruhe unedel mißbrauchenden Worte immer mehr zu entschiedener Gegenwehr. Der angedrohten Zucht setzt Tasso seine männliche Kraft entgegen, Trotz mit Trotz zu vertreiben, und da Antonio höhnisch erwiedert, freilich, wo der Sang entscheide, da ziehe er als Held und Sieger wohl allen voraus, so beruft er sich auf seine Faust, die zwar noch keine Heldenthaten verrichtet habe, doch kräftig genug sei, um ihr vertrauen zu dürfen.†) Durch des Gegners Hindeutung, es sei dies nur eitle Ruhmredigkeit, da er auf Schonung

---

*) Unter den großen „Ahnherrn" sind wohl nicht gerade solche zu verstehn, von denen sich jeder durch besondere Großthaten ausgezeichnet hat, vielmehr theilt sich der Ruhm einer solchen Großthat allen mit.

**) Man bemerke hier den Ausfall des „für", der bei „nennen", „heißen", „schelten" u. a. ganz gewöhnlich ist. Selten findet sich dieser Gebrauch bei „achten", „glauben", „halten". Vgl. in der „Iphigenie" IV, 2 S. 60.

***) In ähnlicher Weise klagt Werther über die „sittlichen Menschen" (B. 14, 55). Man bemerke die mit treffender Kürze wie in den alten Sprachen gesetzten Dative „euch" und „mir" in der Bedeutung „nach euren, meinen Begriffen".

†) Man vergleiche hierzu Manso's Erzählung oben S. 41.

von seiner Seite zähle, welche ihn nur zu sehr im „frechen", ihn immer stolzer und übermüthiger erhebenden Laufe seines Glücks verzogen habe, so schäumt Tasso's beleidigte Ehre wild auf, und wie gern er auch vermieden hätte, gerade mit dem besonnenen Staatsmanne, dessen Freundschaft er um der Prinzessin willen gesucht hat, zur zweifelhaften Entscheidung der Waffen, zum „Wagespiel der Waffen"*) zu greifen, so sieht er sich doch gezwungen, den Mann, der sich so viel auf seine Manneskraft dem „Knaben" gegenüber berufen, zum Kampfe herauszufordern, und ihm zu beweisen, daß auch er ein Mann geworden.

Antonio's wiederholte Berufung auf die Heiligkeit des Ortes erbittert den Tasso noch mehr, der endlich durch die fortgesetzte höhnische Hindeutung auf sein Maulheldenthum sich so gereizt fühlt, daß er den Degen zieht. Antonio mahnt ihn, er „wisse", erinnere sich nicht, wer und wo er sei, daß er ein Diener des Fürsten und im Fürstlichen Palast sich befinde, worauf Tasso, im tiefsten Gefühl erlittenen Unrechts, erwiedert, an keinem Orte dürfe man Schimpf ertragen, womit nicht er, sondern sein Gegner diesen Ort entweihe, dem er hier das schönste Opfer des Vertrauens, der Verehrung, der Liebe entgegengebracht habe. Antonio's niedrige Gesinnung und seine spottenden Reden seien dieses hohen Ortes, den er in Erinnerung an die ihm hier von der Prinzessin gestandene Gegenliebe als ein Paradies bezeichnet, völlig unwerth, nicht dieses ihn gewaltig treibende Gefühl, auch den kleinsten seiner Ehre angespritzten Flecken abzuwischen.**) Antonio weiß auch jetzt der immer steigenden Hitze des in seinem tiefsten Wesen verletzten Dichters nur kalten Spott entgegenzusetzen, und so folgt hier eine Reihe kurzer Schlagworte aus einem Verse, die treffend die erregte Leidenschaft darstellen, wie kurz vorher die sechs Wechselreden in je zwei Versen einen gespannten, aber weniger heftigen Kampf andeuteten. Antonio wundert sich, wie ein solcher Geist doch in einer so engen Brust wohnen könne, und da Tasso darauf erwiedert, hier sei noch Raum, dem Busen Luft zu machen, frei sein Gefühl zu äußern, so stichelt er wieder auf sein Maulheldenthum mit der Bemerkung, auch das Volk pflege sich mit Worten Luft zu machen***), und wisse zu schmähen, worauf jener ihn denn auffordert, sich jetzt, wo es gelte, durch Annahme des Kampfes als Edelmann zu bewähren. Dieser weist eine solche Zumuthung mit der Hindeutung auf den Ort zurück, und da Tasso, um diese Einrede abzuschneiden, ihn bedeutet, ihm an einen Ort zu folgen, der außerhalb des Fürstlichen Gutes liege, so erwiedert er ihm, das Hausgesetz untersage auch jede Herausforderung an diesem Orte. Tasso's

---

*) Vgl. in der „Iphigenie" V, 3 S. 77. Hom. Il. 18, 309. Cic. pro Marc. 5: Incertus exitus et anceps fortuna belli.

**) Die gewöhnliche Verbindung wäre gewesen: „Du lästerst diesen Ort, nicht ich, der ich dir meine Liebe entgegenbrachte, und jetzt gezwungen bin, meine Ehre zu rächen." Aber der Dichter setzt statt dessen beim letzten Glied noch einmal kräftig an, und stellt auch diesem einen scharfen Gegensatz voran, wodurch die Rede an leidenschaftlicher Glut bedeutend gewinnt.

***) Vgl. Hom. Il. 20, 246 ff.

Vorwurf der Feigheit, die sich hinter ein solches Gesetz verschanze, setzt Antonio dieselbe Beschuldigung entgegen, da der Gegner nur drohe, weil er wisse, daß er hier den Kampf nicht annehmen dürfe. Eine solche Schuld darf Tasso nicht auf sich sitzen lassen, und so erklärt er, zum Kampfe sich rüstend, daß er solchem feigen Schutz gern entsage. Antonio mahnt ihn aber noch einmal an die Verletzung des Gesetzes, daß er dem Orte an sich nichts, sich selbst aber eine Schuld zuziehen werde, wogegen Tasso den Ort, der seine Schmähung angehört hat, im Gegentheil bittet, ihm zu verzeihen, daß er diese so lange ertragen. So beruft sich denn auch Tasso auf den Ort, aber in ganz anderer Beziehung, indem er sich erinnert, daß er hier das Geständniß der Liebe der Prinzessin vernommen. In dem Augenblick, wo er den Antonio unter Androhung seiner Verachtung auffordert, den Degen zu ziehen oder ihm nach unten zu folgen, um an einer freien Stätte ihm zu stehen, tritt der Herzog ein. Daß Alphons gerade in diesem Zeitpunkt eintritt, ist freilich eine dichterisch durch nichts begründete Zufälligkeit, aber solcher mit Geschick angewandten Zufälligkeiten kann der Dichter nimmer entbehren, und unwahrscheinlich ist das jetzige Auftreten des Herzogs keineswegs, da er unmittelbar vor unserm Auftritt den Antonio entlassen hatte, und wir annehmen müssen, daß er, nachdem er seine Geschäfte völlig beendigt hat, die Gesellschaft aufsuche, von der er sich bald mit Antonio verabschieden muß. Auch daß er beim Austritte aus dem Kabinet durch diesen Saal kommt, scheint nichts weniger als auffällig.

Vierter Auftritt. Der Herzog muß, nach Anhörung beider Parteien, dem von Antonio angerufenen Gesetz Anerkennung verschaffen, aber er mildert es Tasso zu Liebe auf jede Weise, so daß fast nur die Form der Strafe zurückbleibt. Dieser aber, der am Anfange des vorigen Auftritts so wohl sich zu fassen, so gemessen an sich zu halten, so bestimmt Antonio's Werth zu würdigen wußte, ist durch letztern ganz außer sich gebracht, so daß er jetzt in die ärgste Verkennung der Welt zurückfällt, er in dem milden Spruche des Herzogs den Triumph seines höhnenden Gegners sieht, und scheidend auf dem Grabe seines Glücks alle Zeichen innigster Gunst verzweiflungsvoll niederlegt.

Der Herzog, vor dessen Anblick Tasso gleich den Degen senkt, spricht seine Verwunderung über ein so ganz unerwartetes Ereigniß in kurzer, lebhafter Frage aus. Tasso wird durch die plötzliche Erscheinung des Fürsten so ergriffen, daß er vorab gar nicht zu Worte kommen kann, sondern, was er sonst nicht über sich gebracht haben würde, dem Antonio das erste Wort lassen muß. Dieser sucht sich möglichst zu fassen, obgleich auch er bitter aufgereizt ist und sich scharfer Worte nicht enthalten kann; er begnügt sich, einfach den Zustand anzudeuten, in welchem der Herzog sie beide angetroffen habe, wogegen Tasso die Wirkung schildert, welche die Ankunft von Alphons in ihm hervorgerufen, indem er seinen warmen Dank ausspricht, daß dieser seine gerechte Wuth plötzlich bezähmt, und so die weitere Verletzung dieses geheiligten Ortes

verhütet habe. So beruft sich der eine auf die reine Thatsache des Wuthausbruches, der andere preist das Glück, welches den Herzog eben zur rechten Zeit herbeigeführt habe. Jetzt erst hat der Fürst selbst soweit seine Fassung wieder gewonnen, daß er beide auffordern kann, ihm zu berichten, wie eine solche ganz unerhörte Verletzung des Burgfriedens sich habe ereignen können, wie es möglich gewesen, daß der Taumel sonst so kluge Männer von der Bahn edler Sitten und unverbrüchlicher Gesetze weggerissen.

Obgleich Antonio zuerst angeredet worden, so kann Tasso doch in seiner aufgeregten Leidenschaft nicht umhin, diesem auf unziemliche Weise den Vorsprung abzugewinnen, und sogleich mit der Klage hervorzutreten, daß dieser Mann, dessen Natur der Herzog nicht recht kenne, sich roh und hämisch, wie ein unerzogener und unedler Mensch gegen ihn betragen, seine zutrauliche Annäherung kalt abgewiesen, und da er nicht abgelassen, seine Liebe zu erbitten, mit Hohn sein Blut auf's bitterste aufgereizt habe; er trage die Schuld, daß der Fürst ihn hier in vollster Wuth getroffen, da er absichtlich mit aller Gewalt die Glut angefacht, die ihn ergriffen, ihn selbst und Antonio verletzt habe. Die Glut verletzte Tasso selbst, indem sie ihn seine Pflicht verletzen ließ, den Antonio, indem sie sich in wildem Angriff über diesen ergoß. Vgl. unten IV, 1: „Der Flamme, die mich nun selbst verzehrt." Antonio fühlt sich durch diese leidenschaftlichen Vorwürfe getroffen, weshalb er sich in die Ironie flüchtet; der hohe Dichterschwung, bemerkt er, habe ihn diesmal fortgerissen, daß er sogar das ihm zuerst gegönnte Wort ihm vorweg genommen, weshalb er jetzt erst erwiedern könne. Tasso's Leidenschaft wird durch diesen kalten, eine wirkliche Unschicklichkeit rügenden Spott noch glühender erregt, so daß er mit der sich wild überstürzenden Bemerkung einfällt, er brauche seine Erzählung nicht zu fürchten, vielmehr wünsche er nur, daß er den ganzen Verlauf wahrheitsgetreu schildere, von Wort zu Wort; er solle es nur wagen, jede Silbe und jede Miene, womit er seine Angriffe begleitet, dem Alphons, der zwischen ihnen zu entscheiden habe, treulich vorzuführen, wodurch er sich selbst zum zweitenmale beleidigen, sich im Widerspruche mit seinem Rufe, der ihn als klug und sittlich bezeichne, als einen unerzogenen und unedlen Menschen bloßstellen und auf das schlimmste gegen sich zeugen werde, wogegen er selbst keinen Hauch seiner Rede, keinen Pulsschlag seines Gefühls zu läugnen brauche, da er sich seiner Handlungsweise in keinem Sinne zu schämen habe. Antonio aber, der mit Recht eine solche unschickliche Unterbrechung seiner Rede rügt, will vorab den eigentlichen Streitpunkt, und die Frage, wer von ihnen beiden Unrecht habe, ganz auf sich beruhen lassen — wobei er jedoch nicht unterlassen kann, durch die bittere Bezeichnung Tasso's als eines „heißen Kopfes" auf die eigentliche Entstehung des Streites hinzudeuten —; es komme zunächst darauf an, dem verletzten Gesetze Achtung zu verschaffen. Doch ehe noch Antonio diesen letztern Gedanken aussprechen kann, fällt Tasso, der nicht begreift, wie es irgend eine wichtigere Frage gebe, als die nach dem sittlichen Rechte, mit der leidenschaftlichen Entgegnung ihm

in die Rede, die erste Frage könne doch unmöglich eine andere sein, als die, wer von ihnen Recht und wer Unrecht habe. Diese wiederholte Unterbrechung reizt den Antonio wieder zu einem scharf treffenden Worte, womit er dem „unbegränzten", keine Schranken sich setzenden, launenhaft in alle Weiten schweifenden Sinne Tasso's entgegentritt, was ihm aber der Fürst der nichts weniger als eine Erneuerung des Streites vor seinen Augen erleben möchte, mit dem ernst zu besonnener Ruhe mahnenden Anrufe seines Namens verweist. Antonio ehrt den Wink seines Herrn, bittet diesen aber, dem Tasso Schweigen zu gebieten, bis er selbst ausgeredet habe, worauf denn dieser, ohne eines ausdrücklichen Befehls von Alphons zu bedürfen, sich um so mehr Stillschweigen auferlegt, als der Herzog ja auch seinen Gegner zu größerer Ruhe verwiesen hat. Antonio behauptet, sich augenblicklich mit Tasso in gar keine Verhandlung, wobei er auch des Anerbietens, ihm genug zu thun, gedenkt, irgend einlassen zu können, weil er dem Gesetz verfallen sei, da er es gewagt, an diesem geheiligten Orte ihm zu drohen, ihn zu fordern, ja das Schwert zu ziehen, so daß er selbst ohne die Dazwischenkunft des Herzogs zur Nothwehr hätte greifen müssen. Als Fürst könne er das schwere Gesetz zwar lindern, aber nicht es umgehn.

Der Herzog aber spricht sein tiefstes Bedauern aus, daß Tasso sich so vergessen habe, worauf dieser sich vertheidigt. Wenn Antonio, der gewiegte Staatsmann, dessen ganzes Wesen auf der Ueberzeugung ruht, daß es ohne strenge Handhabung der Gesetze keine Sicherheit, keinen Bestand gebe, auf die Sühnung des verletzten Gesetzes dringt, so steht dem Tasso das Gefühl der Ehre und des sittlichen Rechtes allem voran, so daß die durch diese gebotene Verletzung einer überlieferten Rechtssatzung nicht als strafbar erscheine. Habe er auch das Gesetz verletzt — Alphons hatte sich des mildern Ausdrucks bedient, er habe nicht wohl gethan —, so spreche doch sein Herz, und gewiß auch das Herz seines Herrn, ihn ganz frei. Er bekenne, daß er, wie Antonio's Anklage lautete, gedroht, gefordert, gezogen habe, aber der Gegner habe ihn auf's äußerste gereizt. Man bemerke, wie Tasso nach jeder Beschuldigung Antonio's sich an den Herzog wendet. Wie tückisch er ihn mit äußerlich glatten Worten verletzt, wie giftig er dann durch bittere, rasch wirkende Aeußerungen sein Blut aufgeregt und mit unedler Schadenfreude die Aufregung, statt sie zu beschwichtigen, noch mehr erhitzt habe, könne der Herzog nicht denken. Mit einer eisigen Kälte habe er sich seiner Glut entgegengestellt, und ihn dadurch auf's höchste getrieben; der Herzog kenne nicht seine böse Natur, wie sie sich ihm in aller ihrer Schändlichkeit offenbart habe, und er werde sie nie kennen lernen. Mit Verachtung habe er ihn und alle Gaben zurückgewiesen, die er ihm in seiner Liebe und Freundschaft warm dargeboten, und hätte er eine solche Verachtung ruhig ertragen können, so wäre er der Gnade und des Dienstes seines Herrn auf ewig unwerth gewesen. Für seine Uebertretung des Gesetzes erbittet er sich Verzeihung, weil er, als Diener des Herzogs, Erniedrigung auf keinem Boden dulden dürfe. Er schließt, wie er begonnen, mit der Beru-

fung auf sein Herz, das seiner eigenen Würde und der des Herzogs nichts vergeben werde; in einem solchen Falle nur würde ihn Bestrafung mit Recht treffen. So ist er also der vollkommensten Ueberzeugung, Recht gethan zu haben, und er hofft vom Herzog die Anerkennung, daß er seiner würdig gehandelt; daß dem Gesetz, als dem einzigen Bande aller gesellschaftlichen Verhältnisse, nothwendig Geltung verschafft werden müsse, das kommt ihm, der ganz auf sein Herz gestellt ist, gar nicht in den Sinn.

Antonio erwiedert auf Tasso's Anklagen kein Wort, da es sich ja darum zunächst gar nicht handle, wer den Streit veranlaßt, dagegen kann er nicht umhin, spottend der Leichtigkeit zu gedenken, mit welcher sich der Jüngling, als eine dichterische Natur, die es liebe, mit dem Unmöglichen ihr Spiel zu treiben, über das Gesetz hinwegsetze. Im Gegensatz zu ihm hebt er in schöner, von tiefstem Sinne für Ordnung und Recht eingegebener Rede die Nothwendigkeit und Heiligkeit des Gesetzes hervor, welches den Burgfrieden wahrt*), und fordert den Herzog zur Vollziehung des Gesetzes auf, weil niemand den Obliegenheiten seiner Pflicht genügen könne, wenn ihn nicht das Gesetz und die Kraft seines Fürsten schütze.**) Wie Tasso sich an den Menschen Alphons gewandt hat, so Antonio an den Fürsten, wie jener seine Ehre und sein Herz vorgekehrt hat, so dieser das Gesetz und die nothwendige Beschränkung, und er hebt die Bedeutung dieser Verletzung des Burgfriedens besonders durch die Bemerkung hervor, daß jetzt „nach langem, schönem Frieden" zum erstenmal „in das Gebiet der Sitten rohe Wuth im Taumel wiederkehre", welche die Vorfahren des Herzogs „ernst und klug" aus dem Bereiche ihrer „Majestät" gebannt.

Der Herzog erkennt auf das klarste die ihm höchst unangenehme Lage der Dinge, und er kann es nicht unterlassen, beiden Parteien sein Mißfallen zu erkennen zu geben; denn das Geschehene schmerze ihn, und Recht und Unrecht seien hier nah verwandt, da jeder von ihnen, beim besten Glauben, in seinem Rechte zu sein, doch durch die Erregung dieses leicht zu vermeidenden Streites sich schuldig gemacht habe. Alphons sucht den reizbaren Tasso möglichst zu schonen. Deshalb gibt er beiden gleiche Schuld, und er beginnt sogar mit der des Antonio, der dem Tasso auf irgend eine Weise Genugthuung leisten müsse, wobei in dem Wunsche, sie möchten ihn doch zum Schiedsrichter ihres Zwistes nehmen, sich die beiden wohlmeinende Absicht ausspricht. Aber die

---

*) Die Worte: „Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn", sollen darauf hindeuten, daß sich hier, im weiten Felde, im Gegensatz zum eng umhegten Schlosse, wahrer Mannesmuth bewähren könne. In prosaischer Verbindung würde sich an das vorhergehende „für Grimm und Unversöhnlichkeit" einfach angeschlossen haben „und für männlichen Muth". Im folgenden bezieht sich der Vers: „Und selbst der Frevler fühlte sich geschreckt", auf die bis zu Kerker und Tod gesteigerten Strafen, die auch den zurückhielten, dessen böser Sinn sonst schwer zu zähmen war.

**) Diesen Gedanken hebt Antonio in anderer Weise auch gleich bei der Anrede an Alphons hervor, wo er bemerkt, er zweifle fast, ob alle seine Diener diese That für so unbedeutend halten würden.

Uebertretung des Hausgesetzes darf nicht ungesühnt bleiben, dem Gesetz muß Achtung verschafft werden. Alphons vergibt persönlich dem Tasso aus vollster Seele, aber das Gesetz steht über ihm und seiner Neigung, und so kann er es nicht umgehn, doch darf er es lindern, und so mäßigt er die Strafe in einer solchen Weise, daß die auferlegte Strafe fast nur die reine Anerkennung des Gesetzes ist. Das Gesetz bestimmt im geringsten Grade Haft des Schuldigen: aber Tasso soll sich nur auf sein Zimmer zurückziehen; er selbst soll allein der Hüter („von dir") und die Wehr („mit dir") sein, die ihn bewachen. Also alles, was an Gefangenschaft erinnern könnte, erläßt er ihm, Tasso soll nur durch seine Zurückgezogenheit, die ihm kaum lästig sein kann, das Gesetz anerkennen.

Allein dieser, dem Antonio's scharfe Beleidigung alle durch die Prinzessin ihm verliehene Besonnenheit wieder geraubt hat, gibt sich verzweifelnd nur dem einen Gedanken hin, daß er, der tödtlich Verletzte, als der Schuldige bestraft werde, und malt sich diese Bestrafung und die Gründe, welche den Herzog dazu bestimmt haben, mit blindester Verkennung der offen vorliegenden Verhältnisse, auf das schrecklichste aus, indem er sich dem trübsinnigsten, von lebhaftester Einbildung genährten Verdacht hingibt, Antonio habe ihn aus der Gunst des Herzogs verdrängt. So fällt er in seinen sonst so häufig erregten eifersüchtigen Argwohn jetzt in schlimmster Weise zurück. Erschüttert durch dieses ihm ganz unerwartete Urtheil, fragt er, ob dies des Herzogs richterliche Entscheidung sei. Antonio, der gleichfalls durch des Herzogs den Dichter möglichst schonenden, Antonio's Unrecht betonenden Spruch nicht befriedigt ist, und jene auf völliger Mißkennung beruhende schmerzliche Frage Tasso's nicht begreift, kann sich nicht enthalten, seinen Unwillen darüber auszulassen, daß dieser sich über einen solchen Ausfluß väterlicher Milde noch beschwere. Tasso aber, der mit Antonio vorab, bis er ihm Genugthuung leisten könne, nichts mehr zu thun haben mag — und hier ist er Antonio gegenüber, der sich auch im folgenden schweigend verhält, ganz im Rechte — Tasso spricht seinen herzzerreißenden Schmerz über diesen Urtheilsspruch aus, der ihn der Gefangenschaft übergebe; aber des Herzogs Wort muß er verehren, und so heißt er das tiefste Gefühl seines Herzens schweigen. Und doch kann er sich nicht finden: vom Herzoge im Herzoglichen Palast bestraft zu werden, ist ihm, der sich bisher nur höchster Gunst zu erfreuen hatte, gar zu neu, so daß er den Herzog, sich selbst und diesen schönen Ort nicht mehr erkennt — war es ja auch hier, wo ihm vor wenigen Augenblicken die höchste Seligkeit aus dem Munde der Prinzessin zufloß —; nur den Antonio kennt er jetzt besser, als je, wie er in leidenschaftlichem Ausbruche hinzufügt, doch faßt er sich bald, indem er sich erinnert, daß er diesem hier nichts mehr zu sagen hat, und daß er ja seinetwegen ein Gefangener ist. Er will still dem Spruche gehorchen, obgleich er gegen Antonio noch manches zu sagen hätte, ja, wie er meint, eigentlich auch sagen sollte, um den Herzog ganz aufzuklären; aber er vermag es nicht mehr, die Lippe verstummt ihm. Und doch kann er nicht unterlassen, sich zu fragen, ob er denn

wirklich ein Verbrechen begangen, wie es nach dem Urtheilsspruche scheine, obgleich er im Herzen sich schuldlos wisse. Vergebens sucht Alphons ihn zu beruhigen, ihn zu bedeuten, daß er die Strafe höher nehme, als sie gemeint sei. Immer tiefer verliert er sich in seine trübseligen Träume. Die Strafe wegen seines edlen, ehrenhaften Benehmens scheint ihm an sich unbegreiflich („wie es ist" steht im Gegensatze zu der vorhergehenden Anrede des Herzogs), und doch, fügt er hinzu, wieder nicht unbegreiflich: er spielt mit dem Worte „unbegreiflich", das er in verschiedenem Sinne nimmt, indem er darunter zuerst den Widerspruch mit dem ganzen bisherigen, von Gunst und Wohlwollen überfließenden Betragen des Herzogs, dann aber die Unmöglichkeit versteht, die Veranlassung zur eingetretenen Veränderung zu erklären. Er sei ja kein thörichtes Kind*), bemerkt er, das den Zusammenhang der Dinge nicht zu erkennen vermöge, und so meine er, er müsse es sich denken können; auch glaube er auf einmal einen Blick in die Verhältnisse zu thun, und doch vermöge er daran nicht zu glauben, und so bleibe ihm nichts anders übrig, als sich geduldig in sein Urtheil zu ergeben. Der Blick, der sich ihm aufthut, die „Klarheit", die ihm winkt, ist ihm so widerwärtig, daß er sie gar nicht auszusprechen wagt; aber was er meint, ist leicht zu errathen, er glaubt Antonio's listiges Spiel habe ihn ganz aus der Gunst des Herzogs verdrängt, um die er, wie Alphons selbst (I, 2) bemerkt, schon früher übermäßig besorgt war.

Das Unglück, in das er gestürzt sei, malt er sich lebhaft aus, indem er sich selbst von den „vergebenen**) Worten" über das Unbegreifliche der Strafe abruft, und sich hier nicht deutlicher erklären will, obgleich alles folgende seinen falschen Verdacht verräth. Jetzt erst glaubt er seine wahre Stellung zu erkennen, daß er nur ein Diener des Hofes sei, der gehorsamen müsse. Noch vor kurzem hatte er sich dem Fürsten und der Prinzessin so nahe gefühlt, er hatte in der Götter Saal sich versetzt, sich dort so heimisch gefühlt, als ob er auf gleicher Erde stehe, nun aber ist er in die ihm allein zuständige Tiefe herabgeschleudert.***) Er redet sich ein, daß er jetzt allem entsagen

*) Die Ausgabe letzter Hand liest irrig: „Ich bin ein Kind."

**) „Vergeben", wovon „vergebens", in der Bedeutung „vergeblich", führt Adelung aus Gellert, Rabener und Lessing an, mit der Bemerkung, es sei nur in einigen Gegenden Deutschland's, wie in Obersachsen, gebräuchlich.

***) Es scheint fast, daß dem Dichter hierbei der Schluß des ersten Buches der Ilias vorschwebe, wo die Götter im Saale des Zeus bis zum Untergange der Sonne sich den Freuden des Mahles und der Musenkünste hingeben, auch V. 590 ff. des Sturzes des Hephaistos gedacht wird. Goethe's genaue Kenntniß des Homer ist unzweifelhaft. Schon in Straßburg hatte er ihn eifrig gelesen, und zwar im Original. In Wetzlar ward Homer nur eine Zeit lang durch Ossian verdrängt. In Frankfurt übersetzte er ihn seiner Schwester. Auch in Weimar ward Homer nicht zurückgelegt. So schreibt er im März 1776 an Frau von Stein: „Ich nehme den Homer mit, und will sehn, was der an mir thut." Das Erscheinen von Stolberg's „Ilias" im Jahre 1778 regte Goethe besonders an, da es die Frage galt, ob Bodmer oder Stolberg den Altvater treffender wiedergegeben habe. In der Schweiz las er in Bodmer's „Odyssee".

müsse, und er setzt einen Werth darein, dieses gefaßt zu thun, da es dem Manne gezieme, auch das Beschwerliche willig zu dulden.*) Unendlich rührend ist es, wie Tasso sich hier zur Entsagung versteht, ohne zu ahnen, daß die von ihm geforderte Entsagung ganz anderer Art ist, daß er nur seinen idealen, im Leben nicht durchzuführenden Träumen entsagen, die Wirklichkeit klar auffassen, seinem Herzen nicht mehr allen seinen Willen thun müsse, um wahrhaft glücklich zu sein: statt dessen sehen wir ihn in diesem Augenblicke, wo er aller Gunst des Hofes entsagen will, ohne zu fühlen, wie wenig er es kann, die Wirklichkeit völlig verkennen. In einseitiger Verblendung hält er sich an den Gedanken, daß er ein Gefangener sei, obgleich Alphons deutlich hervorgehoben hatte, daß er nur der Form nach dem Gesetze genügen müsse, er ihm jede Beschränkung der Gefangenschaft erlasse, nur seine Zurückgezogenheit verlange. Dennoch will er, wie ein wirklich Gefangener, den vom Herzog ihm einst (vgl. oben S. 85) geschenkten Degen abgeben, nachdem er die seiner eigenen Ehre schuldige Erklärung gethan, er habe ihn auch heute nicht mit Schande geführt. Alphons fühlt sehr wohl, wie wenig er den in seine trüben Träume versunkenen Dichter zu einer richtigen Auffassung der Verhältnisse zu bringen vermöge, doch nimmt er den Degen nicht an, und unterläßt nicht, ihn wiederholt zu bedeuten, er verkenne seine liebevolle Neigung. Tasso hält in eigensinniger Verblendung daran fest, daß er durch den Ausspruch des Herzogs ein Gefangener sei, und nur zu gehorchen habe. Auch den Kranz darf er als Gefangener nicht tragen, aber konnte er der „hoffnungsvollen" Gabe des Degens, der ihn der Gunst des Herzogs versicherte, nur „mit tief gerührtem Herzen" entsagen, so muß diese Entäußerung des höchsten ihm verliehenen Gutes, das ihn den Göttern gleich zu machen schien, ihn mit unendlicher Wehmuth ergreifen; ist es ja der Kranz, dessen ihn der Prinzessin Hand gewürdigt, der Prinzessin, die ihn seiner Gegenliebe versichert hat — doch ist er taktvoll genug, jeder ausdrücklichen Beziehung auf diese sich zu enthalten —, der Kranz, der ihn der Unsterblichkeit zu weihen schien, und der ihm jetzt geraubt wird, als habe er sich seiner unwerth gezeigt, als habe er durch Uebermuth sich den strafenden Zorn des Schicksals zugezogen**), wie die alten Sagen vom Uebermuth der Helden, eines Agamemnon, eines Ajas und anderer, zu erzählen wissen. Aber nein, der Kranz wird ihm nicht geraubt,

---

Auf Sizilien (1787) vertiefte er sich in die „Odyssee", woraus der Plan zu seiner „Nausikaa" sich entwickelte. Anspielungen auf Stellen der „Odyssee", die Goethe näher lag, als die „Ilias", fanden wir oben S. 5. 15 in Briefen an Frau von Stein.

*) Man bemerke die Stellung des durch das eingeschobene „willig" von dem enge damit verbundenen „das Beschwerliche" getrennten „auch"; es ist nicht etwa „auch (selbst) willig" zu verbinden.

**) Wir haben hier einen Halbvers, wie auch einer in der „Iphigenie" vorkommt (II, 1 S. 29). Sonst finden wir im „Tasso" neun Vierfüßler, in der „Iphigenie" zehn, einmal sieben hintereinander (II, 3 S. 54), wo es absichtlich ist. An drei Stellen des „Tasso", an einer der „Iphigenie" haben wir Verse aus zwei Füßen, in letzterer stehen auch die Worte: „Sei Wahrheit!" und das schließende „Lebt wohl!" selbständig für sich.

er nimmt ihn sich selbst, weil all sein Glück hingeschwunden, er nimmt sich das, was nur er selbst sich nehmen, was auch kein Gott ihm zum zweitenmale geben kann, da er, wie er in seiner düstern Verzweiflung glaubt, sich selbst genommen ist. Er selbst begreift es nicht, wie er es über sich bringen kann, sich des Kranzes zu entäußern, beruhigt sich aber mit dem Gedanken, daß dies ein Zug des menschlichen Gemüthes sei. Das Schicksal, bemerkt er, ohne den Uebergang anzudeuten, sendet dem Menschen wunderbare Prüfungen, schlägt ihn auf härteste Weise; damit er aber solche Schläge zu überstehn vermöge, hat ihm die Natur den „holden Leichtsinn" verliehen, der ihn lehrt, sich auch in das Schlimmste getrost zu fügen.*) Mit demselben Leichtsinn, fährt er fort, setzen wir, da die Noth einmal die Welt beherrscht, auch die unschätzbarsten Güter verschwenderisch, als ob sie nichts wären, auf's Spiel, und lassen ohne Widerstand ein Gut unwiederbringlich unseren Händen entschlüpfen.**) Er aber fühlt nur zu tief, daß in dem Kranze ihm das höchste Glück seines Lebens hingeschwunden ist, und er entäußert sich seiner mit den Zeichen sehnlichster Liebe und wehmüthigsten Schmerzes, mit einem Kusse und einer Thräne, die ihn der Vergänglichkeit weiht: so zieht sein tiefstes Wesen dem Kranze nach. Wie sollte er sich seiner leidenschaftlichen Trauer schämen, da es ja keinen edlern und gerechtern Schmerz gibt, als wenn man das, was man für unsterblich gehalten, der Vernichtung anheim fallen sieht. Den Kranz schlingt er um den Degen, wo er ruhen möge, wie auf dem Grabe seines Glückes, seiner Hoffnung, und beide legt er dem Herzog zu Füßen, weil dieser ihm zürne, ihn verkenne, woher er sich der Waffe und des Schmuckes berauben müsse. So hat er sich in den trübseligen Gedanken, die Gunst des Herzogs verloren zu haben, immer tiefer hinein versenkt, ja sein einmal erregter, auf falscher Spur immer weiter sich verrennender Verdacht spiegelt ihm endlich vor, der Fürst wolle noch ein Gericht über ihn bestellen, um ihn schmählich zu entlassen.

Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

Fünfter Auftritt. Alphons trägt dem Antonio auf, die ihm höchst ungelegen kommende Verwirrung, noch ehe sie am Abend von Belri-

---

*) Vgl. hierzu die Aeußerung Goethe's im Briefe an Frau von Stein vom 30. Juni 1780 (oben S. 12): „Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Ueberzeugung, daß Glauben und Harren alles überwindet."

**) Man vergleiche hierzu unten III, 2 S. 167 und die Verse an Frau von Stein aus dem Juni 1780:

Die Leidenschaft heißt mich in frischen Tagen
Nach dem und jenem Gute jagen,
Und denk' ich es recht sicher heimzutragen,
Spielt mir's der Leichtsinn aus der Hand.
Bald reizt mich die Gefahr, ein Abenteur zu wagen,
Ich stürze mich hinein, und halte muthig Stand,
Doch seitwärts fährt die Luft auf ihrem Taubenwagen,
Die Luft wird balsamreich, mein Herz geräth in Brand,

wo der Taubenwagen der Liebesgöttin vorschwebt.

guardo scheiden, wieder in's Gleiche zu bringen. Der vorliegende Auftritt gehört zu den unscheinbaren Uebergangsszenen, auf welche aber gerade der begabte Dichter, der das Räderwerk der Handlung möglichst leicht und geschickt einzurichten bestrebt ist, besondern Fleiß wendet. Antonio, der die letzten Ergüsse von Tasso's leidenschaftlichem Schmerze und seiner wunderbaren Verkennung aller Verhältnisse stillschweigend hat anhören müssen, ist über diese eitle, sich über alles wegsetzende Anmaßung der Jugend, deren tiefere Grundlage er übersieht, höchst empört, und meint, diese Strafe werde ihm wohlthun, wogegen der Fürst fast sein durch die Nothwendigkeit gebotenes Verfahren bereut, indem er die nicht ungegründete Furcht ausspricht, er sei nur zu viel gestraft, werde sich wohl aus seinen düsteren Träumen nicht mehr zurecht finden. Antonio fühlt sich, da er den Absichten des Fürsten nicht entgegentreten mag, zu der Bemerkung veranlaßt, wolle er gegen Tasso sich gelind zeigen, so möge er ihm sofort seine Freiheit wieder geben, wo denn das Schwert den Zwist entscheiden und die Versöhnung begründen werde. Eine Art Mißstimmung des besonnenen Mannes, dem der Herzog schon im vorigen Auftritte nicht geringe Schuld beigemessen, ist hierin nicht zu verkennen. Dieser wünscht zunächst zu erfahren, wie er denn eigentlich Tasso's Zorn gereizt, um sich ein genaueres Urtheil über den Zwist zu bilden, ehe er über die Nothwendigkeit des Zweikampfs entscheide. Antonio gesteht, fast selbst nicht zu wissen, wie es gekommen, was sehr natürlich, da er seiner Mißstimmung willenlos gefolgt ist; als Menschen möge er ihn verletzt haben (so gibt er seine Schuld zu), aber seine Ehre als Edelmann habe er nicht angetastet, wie auch Tasso bei allem leidenschaftlichen Zorn doch kein sittenloses, gemein herabsetzendes Wort gesprochen; die Anklage seines hämischen Neides kann er leicht seiner Aufregung vergeben.

Dies Bekenntniß benutzt der Herzog, um seinen Staatssekretär, dem er als dem verständigern von beiden die größere Schuld beimißt, zur gütlichen Beilegung zu bestimmen. Er hätte den Jüngling, statt ihn zu reizen, zu leiten versuchen sollen, und diese Aufgabe stellt er ihm jetzt noch. Ein Zweikampf sei durch nichts geboten, da keine Beleidigung stattgefunden, aber ein freundliches Vernehmen zwischen den streitenden Parteien wünscht er hergestellt, da er Frieden in seinem Hause genießen will. Hatte er eben noch die Furcht ausgesprochen, Tasso möge zu viel gestraft sein, so läßt ihm jetzt sein Wunsch die Erfüllung desselben als eine leichte Sache erscheinen. Leider verrechnet er sich hier, und das Mittel, das er wählt, ist gerade am wenigsten geeignet, zum Zweck zu führen. Leonore soll den Tasso zuerst zu beruhigen suchen, dann Antonio zu ihm treten, ihm seine volle Freiheit in seinem Namen wieder geben und durch „edle, wahre" Worte, wie sie Tasso's dem Edelmuth und reinster Wahrheit zugewandtes Herz fordert, sein Vertrauen zu gewinnen suchen. Es soll von Antonio's Seite eine auf reiner Anerkennung Tasso's beruhende Versöhnung sein. Möglichst rasch soll die Sache wieder geordnet sein, wobei Alphons nicht unterläßt, dem Antonio einzuschärfen, daß er nicht

mit selbstbewußter Ueberlegenheit, sondern als Vater und Freund mit dem aufgeregten, leicht zu verletzenden Dichter sprechen müsse. Das volle Zutrauen, das er auf Antonio's diplomatische Gewandtheit setzt, läßt ihn nicht zweifeln, daß, sollten sie auch eine Stunde länger bleiben müssen, er doch die Sache noch vor ihrem Abgang zu Ende führen werde, wobei er den besondern Vortheil hervorhebt, daß die Frauen während ihrer Abwesenheit die letzte Spur des unangenehmen Auftritts verwischen werden. Der zum heitern Scherz aufgelegte Fürst kann diese Neigung auch jetzt nicht verläugnen, woher er seine ernstlich besorgte Rede mit der Bemerkung schließt, man sehe, Antonio wolle nicht aus der Uebung kommen, und habe sich hier gleich aus dem Stegreif ein neues Geschäft selbst geschaffen. Dieser aber erkennt jetzt erst, beschämt durch den liebevoll dringend ausgesprochenen Wunsch des Fürsten, die Versöhnung baldigst hergestellt zu sehn, wie sehr er sich verfehlt, und so erklärt er sich bereit, den Befehl treulichst auszuführen, dessen Zweckmäßigkeit ihm in jeder Beziehung einleuchte.

Entließ uns der erste Aufzug mit der Furcht eines drohenden Risses, so ist dieser Riß auf unerwartet rasche und leidenschaftliche Weise jetzt eingetreten, und wir sehen mit gespanntester Theilnahme, nicht ohne ängstliches Bedenken, wie Tasso aus seinem trübseligen Traume erwachen könne, der Heilung des Risses entgegen. Freilich Antonio und der Fürst scheinen ihrer Sache gewiß, aber der erstere hat des Dichters wahres Wesen nicht erkannt, und dem letztern schwinden alle Schwierigkeiten vor der Dringlichkeit seines Wunsches, beide sind zu sehr in die Sache verwickelt: anders muß der außerhalb stehende, die Verhältnisse sorgsam erwägende Zuschauer urtheilen, der Tasso's tiefes Versinken in seine lebhaft ergriffenen Einbildungen, besonders in seinen Argwohn (vgl. S. 134), kennt, und der weiß, wie wenig Leonore Sanvitale über ihn vermag, vor welcher er eine eigene Abneigung fühlt (vgl. S. 154).

Dritter Aufzug.

In diesem auf demselben Schauplatze wie der zweite spielenden Aufzuge tritt der Held selbst persönlich nicht auf, auch gewinnt die Handlung keinen äußerlichen Fortschritt, dagegen wird die Entwicklung wesentlich gefördert. Wir sehen, weshalb die Prinzessin sich scheu zurückzieht, sich zu der von Leonoren eigensüchtig in Vorschlag gebrachten zeitweiligen Entfernung Tasso's mit gebrochenem Herzen versteht, wie diese mit gierigem Eifer ihren Plan verfolgt, den Antonio hintergeht, der ihre Vermittlung beim beleidigten Dichter in Anspruch nimmt. Die Charaktere der Prinzessin und Leonorens entfalten sich in vollstem Maße, und auch Antonio's Stellung zu Tasso, seine feingewandte weltmännische Natur tritt in hellstem Lichte hervor. Wie die Bilder Leonorens und der Prinzessin in ihrem scharfen Gegensatz sich heben, so zeigt der Wettstreit zwischen den beiden diplomatischen Naturen Antonio's und Leonorens uns beide in ihrem innersten Wesen.

Erster und zweiter Auftritt. Leonore entreißt der Prinzessin die Einwilligung zu Tasso's zeitweiliger Entfernung, welche sie als einziges Mittel zur Herstellung des gestörten Verhältnisses bezeichnet. Diese kann das Geständniß ihrer Liebe und des unendlichen Schmerzes über den ihr drohenden Verlust nicht zurückhalten. Hierbei findet denn der Dichter Gelegenheit, uns die Uebereinstimmung von Tasso's Natur mit der der Prinzessin (vgl. oben S. 89) nahe zu legen und das innerste Wesen der letztern völlig zu enthüllen. Die Prinzessin ist, wie wir sie schon kennen, zu jedem thätigen Eingreifen unfähig; deshalb muß Leonore für sie eintreten. Sie hat diese abgesandt, um näheres über den Streit zwischen Antonio und Tasso zu erfahren, wovon ihnen bisher nur ein dunkles Gerücht zugekommen; ihre Rückkehr erwartet sie im Saale, wohin sie ihre tief schmerzliche Sorge über den traurigen Vorfall getrieben, von dem sie die schlimmsten Folgen ahnt. Sie weiß nur das allgemeinste, weder den Gegenstand des Streites, noch wer ihn hervorgerufen, hat sie erfahren. Neben der drängenden Unruhe um nähere Aufklärung quält sie die Furcht, ihr Bruder oder Antonio möge sie hier überraschen, ehe sie genauere Kunde empfangen, und sich den Umständen gemäß zu fassen gewußt.

Leonore kommt zurück, aber sie hat kaum mehr erfahren, als was sie bereits wissen, daß der Herzog die Streitenden getrennt; nur schließt sie daraus, daß Antonio frei umhergehe und mit dem Fürsten spreche, während Tasso allein auf seinem Zimmer eingeschlossen bleibe*), er müsse den Streit begonnen haben. Aber die Prinzessin fühlt tief, daß er nicht die eigentliche Schuld davon trage, daß Antonio ihn gereizt, ihn, der in höchster Stimmung, wie sie ihn verlassen, ihm begegnet sei, durch ein kalt fremdthuendes Betragen beleidigt haben müsse. Die Freundin stimmt ihr hierin bei, indem sie daran erinnert, wie schon bei Antonio's Ankunft eine Wolke auf seiner Stirn gestanden, er düster verstimmt gewesen; sie nimmt diese Bemerkung der Prinzessin gleichsam vor dem Munde weg. Das schroffe Entgegentreten, wovon sie Zeugen gewesen, erwähnt sie nicht, da es eigentlich nur Folge der ursprünglichen Verstimmung gewesen; denn man darf nicht etwa annehmen, die Prinzessin lasse sie nicht aussprechen, sondern falle, leidenschaftlich ihre Gedanken verfolgend, ihr in die Rede. Letztere klagt sich selbst an, daß sie ein näheres Verhältniß zwischen Antonio und Tasso gehofft habe, und nicht der Stimme ihres Herzens, dem Gotte im Innern**), gefolgt sei. Gleich Tasso beruft sich

---

*) Leonore wählt den starken Ausdruck „verbannt", weil sie fühlt, wie schwer die Trennung von der schönen Natur ihm werden müsse. Uebrigens entspricht „verbannt und allein" bei Antonio dem freien Umhergehen und dem Sprechen mit dem Fürsten.

**) Vgl. die schöne Stelle im „Faust" (V. 11, 64):

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen u. s. w.

Bekannt ist der Ovidische Vers (Fast. VI, 6):

Est deus in nobis, agitante calescimus illo.

die Prinzessin hier auf ihr ahnungsvolles Herz. Als dieser sich zur Anrede neben Antonio gestellt, der ihr diesen Morgen noch schroffer und in sich gezogener als je erschienen sei, habe sie gleich ihr Geist gewarnt, ihr zugeraunt, daß zwischen so durchaus sich widerstrebenden Naturen kein liebevolles Verhältniß, wie sie es sich geträumt, möglich sei.*) Aber die Hoffnung habe ihr dagegen die gemeinsamen vortrefflichen Eigenschaften beider Männer, die dazu ihre Freunde seien, vorgehalten, und daß es nirgendwo ein sichereres Band der Freundschaft gebe, als bei guten Menschen.**) Deshalb habe sie Tasso angetrieben, der sich ganz ihrem Willen ergeben habe.***) Die Erinnerung, wie warm er ihr sich ganz zu eigen gegeben, kann sie auch jetzt nicht unterdrücken, wobei sie das unvorsichtige Bekenntniß ihrer Liebe drückt, das sie freilich der Freundin nicht verrathen kann. Aber nicht allein, daß sie den Tasso veranlaßt, sich dem Antonio zu nähern, wirft sie sich vor — und doch hat sie dies nicht unmittelbar gethan, sondern ihren Freund nur aufgefordert, nicht der Verbindung zu widerstreben, die sie selbst in kurzem zu bewerkstelligen hoffte —, sie hätte auch den Antonio gleich sprechen, ihm den Jüngling empfehlen sollen. Weshalb sie dies versäumt, dafür gibt sie zwei zur Entschuldigung vollkommen genügende Gründe an, daß sie gleich in den ersten, nur kurz zugemessenen Augenblicken sich gescheut habe, so dringend, wie es nöthig war, ihren Wunsch eines freundlichen Verhältnisses zu Tasso dem eben zurückgekehrten Staatssekretär auszusprechen, was diesem aufgefallen sein würde (suchte sie ja auf jede Weise ihre Neigung für Tasso zu verbergen), und zweitens daß sie einen solchen Ausbruch rasch hinreißender Leidenschaft von Seiten des geprüften Mannes nicht habe ahnen können. Aber mit solchen Vorwürfen ist nichts gethan, und da sie selbst rathlos ist, so wendet sie sich mit der Frage, wie hier zu helfen sei, an ihre Freundin, die einzige, der sie ihres Herzens Angst und Noth vertrauen darf.

Allein diese, die durch das Gespräch gleich im ersten Auftritt des Stückes ganz wider die Absicht der dort nicht ganz rein sich aussprechenden Prinzessin von einer gewissen Eifersucht gegen diese und vom Verlangen, Tasso's Liebe für sich zu gewinnen, ergriffen worden, bedenkt hierbei nur ihren eigenen Vortheil, da der leidige Streit ihr ein erwünschtes Mittel scheint, Tasso wenigstens einige Zeit für sich allein zu besitzen. Die von der Prinzessin hervorgehobene Charakterverschiedenheit beider Männer stellt sie mit schärfster Be-

---

*) Die Aufgeregtheit der Prinzessin zeigt sich auch in der äußern Form der Rede. Statt an Leonorens Worte die Bemerkung anzuschließen, auch ihr sei Antonio schroffer als je erschienen, und ihr Geist habe sie gleich gewarnt, beginnt sie mit einer Klage, und den Gegensatz zwischen Antonio und Tasso leitet sie durch die lebhafte Aufforderung ein: „Sieh das Aeußre nur von beiden an!"

**) Cic. de amic. 27: Virtus et conciliat amicitias et conservat. 5: Nisi in bonis amicitiam esse non posse. Vgl. Hor. sat. II, 6, 75.

***) Man könnte auch die Worte „ergab sich ganz" in dem Sinne nehmen wollen, „er gab sich wohl ganz Antonio hin, als er mit diesem zusammentraf", so daß der folgende Vers gleichsam als Beleg der Wärme seines Herzens gelten würde.

tonung heraus, und sie fügt ihre innerliche Abneigung gegen einander sehr geschickt hinzu, die sich heute als eine unversöhnliche hervorgethan, wo sie sich so weit habe hinreißen lassen. Könne der heutige Zwist auch leicht beigelegt werden — das hofft sie mit Alphons und Antonio selbst —, so sei doch ein neuer Ausbruch jeden Augenblick zu befahren.*) Sie will nur ein Mittel zur sichern Herstellung wissen; man müsse auf beide getrennt längere Zeit einzuwirken suchen; vielleicht gewähre dann die „gute" Zeit**), die vieles gebe, eine Vereinigung, welche jetzt unmöglich scheine. Tasso müsse sich einige Zeit entfernen, nach Rom gehn oder nach Florenz, was sie zuletzt nennt, um ihre eigentliche Absicht nicht zu deutlich zu verrathen; dort könne sie selbst, wenn sie in einigen Wochen hinkomme, als Freundin auf ihn wirken, wogegen die Prinzessin den Antonio, der während der längern Abwesenheit so fremd geworden, sich und ihren Freunden näher bringen könne.

Die Prinzessin vermag im ersten Augenblick nicht, die Bemerkung zu unterdrücken, daß dieser Vorschlag ein eigennütziger sei; ihr Schmerz, den Geliebten entbehren zu sollen, konnte keinen schärfern Ausdruck als in einer solchen Anklage finden, die an sich ihrem reinen Wesen ganz fern liegt. Da Leonore, obgleich sie sich nicht ganz frei weiß, von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht behauptet, sie wolle der Freundin nichts entziehen, was diese wirklich genießen könne, so erhebt sich jetzt ein harter Kampf ihrer widerstrebenden Natur, der sich in einer mit höchster natürlicher Wahrheit und tiefer Kunst dargestellten Reihe von knappen Wechselreden aus je einem Verse treffend ausprägt. Ruhig, meint die Prinzessin, könne sie doch unmöglich einen Freund von sich „verbannen"; sie empfindet tief, wie elend sich Tasso fern von ihr finden müsse, woher sie sich des bezeichnenden Ausdrucks „verbannen" bedient, ähnlich wie Leonore oben von Tasso bemerkt hatte, er bleibe in seinem Zimmer „verbannt und allein". Da die Freundin ihr diese Verbannung nur als eine scheinbare bezeichnet, durch welche sie ihren Freund ganz wiedergewinnen solle, so schiebt ihr Schmerz, der sich in den Gedanken einer solchen Möglichkeit nicht zu finden weiß, ihren Bruder vor, der den Dichter freiwillig nicht entlassen werde, aber auch diesen Einwand hebt Leonore durch die Erinnerung, daß die Rücksicht, den Dichter sich zu erhalten, hierzu ihn bestimmen werde. So auf sich selbst zurückgewiesen, hebt sie von neuem den Schmerz hervor, den die Entfernung, worin sie nur eine Verdammung sehn kann, Tasso bereiten werde. So schwer halte es, meint sie, zur Verdammung eines Freun-

*) In den Worten: „Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht", bemerke man die starke chiastische Hervorhebung der Verneinung am Anfange und Ende des Verses. Als nächste Zeit setzt Leonore hier gleich den andern Tag, und zwar die Frühstunden desselben.

**) Die Zeit wird hier als heilspendende Gottheit, als ἀγαθὸς δαίμων gedacht. Die Macht der Zeit ist von alten und neueren Dichtern viel gepriesen, und besonders reich sind wir Deutschen an darauf bezüglichen Sprüchwörtern.

des seine Zustimmung zu geben, da man selbst dadurch verliere. Mag auch Leonore ihr entgegenhalten, ihre eigene schmerzliche Entsagung rette gerade den Freund*), sie erklärt entschieden, hierzu nie ihre Einwilligung geben zu können; scheint ihr ja die Trennung unmöglich. Allein jene trifft sie durch die Hinweisung auf ein größeres Uebel, wenn er mit Antonio am Hofe bleibe; ihre Gegenbemerkung, daß sie mit einer solchen Vorstellung, die sie leider nicht für unbegründet halten kann, sie nur quäle, und es auch noch immer die Frage sei, ob die Entfernung helfen werde, ist schon eine halbe Uebergabe. Scharf drängt Leonore auf die Weichende mit der Bemerkung ein, es werde sich wohl bald zeigen, wer von ihnen beiden sich irre, ob sie Recht habe, auf die Entfernung zu dringen, oder sie, dieselbe zu verweigern; müsse es sein, erklärt die Prinzessin, welche sich die drohende Gefahr nicht länger verheimlichen kann, so solle die Freundin sie nicht länger mit der Frage nach ihrer Einwilligung quälen, da sie den Gedanken nicht ertragen könne. Erst durch die Bemerkung, wer sich zu entschließen vermöge, bewältige den Schmerz, gibt Leonore ihr eine etwas ruhigere Fassung wieder; ist ja die Entsagung eine ihrer Seele so sehr vertraute Tugend, wenn sie diese freilich auch noch nie in einem so ihr ganzes Sein und Wesen erschütternden Falle zu bewähren hatte.

An die Stelle des bisherigen Wortkampfes tritt nun der volle, in reich sich entfaltender Rede hinströmende Erguß des tiefsten Herzens der Prinzessin, den Leonore nur durch kurze, anknüpfende und weiter führende Reden unterbricht. Zu freiem Entschlusse kann sie nicht gelangen, aber sie will der Nothwendigkeit weichen, doch nur unter der Bedingung, daß seine Entfernung nicht lange andaure. Dann aber beschäftigt sie lebhaft der Gedanke für Tasso's Bedürfnisse, da sie weiß, wie sehr dieser äußerer Hülfe bedarf. Sie bittet Leonoren, ja bei Antonio ihr Wort einzulegen, daß der Herzog ihm auch in der Ferne seinen Unterhalt reichen lasse — eine freilich überflüssige Sorge, die aber ihrer ängstlich besorgten Seele so natürlich ist. Goethe hat diese Gelegenheit benutzt, um uns auf einen übereinstimmenden Charakterzug Tasso's und der Prinzessin hinzudeuten. Wie Tasso vor dem wirklichen Leben in fast weiblicher Scheu zurückweicht, so auch die Prinzessin, die nur in sich und in innerlichstem Durchempfinden ihrer Seele lebt. Auf die Bemerkung Leonorens, ein bei ihrem Bruder eingelegtes Wort der Prinzessin würde mehr vermögen, als die von ihr gewünschte Verwendung bei Antonio, erwiedert diese, der Freundin sei wohl bekannt, daß sie nicht, wie die Herzogin von Urbino, für sich und ihre Freunde etwas von ihrem Bruder erbitten könne, sondern so stille vor sich hin lebe, nichts zu verlangen vermöge, sondern nur dankbar das freiwillig Verliehene genieße. Ihr zur Wohlthätigkeit geneigtes Herz muß ihr freilich Vorwürfe machen, daß sie so manche schöne Gelegenheit vorbeigehn lasse, ihren Freunden wohl zu thun, aber sie kann es nun einmal nicht über sich

*) „In dir" kann hier nur heißen, „in deiner eigenen Seele, indem du dich selbst überwindest".

bringen, in's Leben einzugreifen, und so glaubt sie sich vor sich selbst gerechtfertigt, indem sie, wie Tasso, ihrem Hange zum stillen Versenken in sich zu viel nachgibt. Von welcher Art die manchen Vorwürfe gewesen, die sie sich selbst gemacht, deutet sie erst nachträglich an, in der Bemerkung, wie eine Freundin sie oft darüber berufen habe, sie treibe ihre Uneigennützigkeit so weit, daß sie selbst das Bedürfniß ihrer Freunde nicht recht empfinden könne.*) Sie gesteht, daß sie alles gehn lasse, ohne thätig eingreifen zu können, und daß sie den Vorwurf der Theilnahmlosigkeit gegen andere tragen müsse. So war sie denn auch bisher für Tasso ganz unthätig, aber zum Glück besitzt sie jetzt in der ihr vor kurzem zugefallenen Erbschaft ihrer Mutter Renate (vgl. oben S. 67) ein erwünschtes Mittel, ohne ihren Bruder zu belästigen, etwas für ihn zu thun. Da auch Leonore bestens für Tasso sorgen zu wollen verspricht, besonders in seinen häuslichen Bedürfnissen, wo er vorsorgender Hülfe so sehr bedürfe, so findet sie sich einigermaßen beruhigt. Muß sie ihn einmal entbehren, so gönnt sie ihn vor allen einer so liebevollen Freundin, und daß sie ihn augenblicklich nicht festhalten darf, sieht sie wohl ein.

Aber sie fühlt es zugleich sehr schmerzlich, daß sie bestimmt ist, durch eine Schule von Leiden durchzugehn, ohne je zu irgend einem frohen Genuß zu gelangen. Diese so oft empfundene schmerzliche Ueberzeugung bewährt sich ihr hier wieder bei Tasso, in welchem sie das Höchste und Edelste verehrt, was ihr das Schicksal verleihen konnte, aber auch auf ihn muß sie verzichten. So muß sie denn auch diese Entbehrung Tasso's wieder als eine gute, heilsame Prüfung betrachten, wie es seit früher Jugend ihr Loos war; sie hat sich jetzt daran gewöhnt, so daß sie nicht mehr auf den Besitz irgend eines Gutes sicher rechnet.

Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.**)

Leonorens tröstende Hoffnung, sie noch einmal so schön beglückt zu sehn, wie ihr reines Herz es verdiene, ruft die trübsinnige Betrachtung hervor, daß kein Mensch je in Wahrheit glücklich sei, was sie zunächst mit Bezug auf ihre eigene Familie ausführt. Ihren Bruder Alphons möchte sie fast so nennen, weil sein „großes Herz" alles mit Gleichmuth zu ertragen wisse, aber auch ihm werde ja nie zu Theil, was er verdiene. Sie denkt wohl an eine höhere Stellung, an die verdiente Anerkennung beim Kaiser und beim Papste (wir wissen, daß Alphons sich gern an einem Türkenkriege betheiligt hätte, und sich um die Krone Polen's bewarb), weniger an die Undankbarkeit seiner Untergebenen. Ihre Schwester, „das schöne Weib, das edle große Herz,"

*) Die Worte: „Allein so sehr bist du's", lauteten in den beiden ersten Ausgaben weniger wohlklingend und kräftig: „Allein du bist's so sehr."

**) Die eigentlich logische Verbindung erforderte: „Ich bin nun daran gewöhnt, allem zu entsagen, und ich leide hierbei nur halb, da ich auf den Besitz keines einzigen Gutes sicher rechne." Statt dessen tritt der letztere Gedanken als allgemeiner Satz mit besonderer Kraft hervor.

fühlt sich unglücklich, weil ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet ist, und sieht einer baldigen Trennung von ihrem jüngern Gemahl entgegen. Vgl. oben 75. Mit noch tieferm Schmerzgefühl muß sie ihrer vor kurzem im Irrglauben verstorbenen Mutter gedenken, der ihre Klugheit, ihre Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn nichts geholfen, sie vor dem fremden, von Calvin ihr zugebrachten Irrthum zu schützen. Vgl. oben S. 86 f.

Die Aufmunterung der Freundin, nicht mit wehmüthiger Trauer auf das zu schauen, was fehle, sondern auf das, was sie besitze, und so ihrer herrlichen Gaben sich zu freuen, bildet den Uebergang zu der Schilderung, welche die Prinzessin von ihrem Unglück bis auf den heutigen Tag, ja noch weiter hinaus entwirft. Auch hierin stimmt sie ganz mit Tasso überein. Das einzige, was ihr bleibe, entgegnet sie, sei die Geduld. Schon in frühester Jugend hielt sie Krankheit einsam auf ihrem Zimmer gefesselt, fern von frohen Spielen und heiteren Festen; nur der Gesang, dem sie ihre Gefühle anvertrauen durfte, ergetzte sie in ihrem Leiden*), aber auch dieser Freude mußte sie auf Gebot des Arztes entsagen. Vgl. oben S. 45.**) Vergebens erinnert Leonore dieser etwas ungerecht scharfen Klage gegenüber, sie habe sich doch vieler Freunde zu erfreuen gehabt, und sie sei ja jetzt auch gesund und lebensfroh. Ihre Gesundheit, erwiedert die Prinzessin, gehe nicht weiter, als daß sie nicht krank sei — auch darin stimmt sie mit Tasso überein, daß sie körperlich leidet, worauf zum Theil beider Mißstimmung und scheue Zurückgezogenheit beruht —, und erkennt sie auch dankbar an, daß die Treue mancher Freunde sie glücklich mache, wo der Ausdruck „glücklich" natürlich nur in sehr abgeschwächter Bedeutung steht, so ist es doch gerade ihr größter Schmerz, daß sie ihren einzigsten Freund verlieren muß. Den Ausdruck ihres Schmerzes hierüber bricht Leonore mit kluger Vorsicht ab, indem sie nach den Worten: „Auch hatt' ich einen Freund —"***), mit der entgegnenden Bemerkung einfällt: „Du hast ihn noch." Aber die Prinzessin durchzittert der gewaltig sie bedrängende Schmerz, daß sie seiner entbehren solle, und ihr von trüber Ahnung umflorter Geist deutet nur zu sehr darauf hin, daß er für sie wirklich verloren sei.

In diesem ihre Seele durchschneidenden Schmerz kann sie endlich das Geständniß ihrer Liebe vor der Freundin nicht mehr zurückhalten. Mit reinstem Gefühle berichtet sie der Freundin, in welchem bedeutenden Augenblick ihr Tasso zuerst entgegengetreten (vgl. oben S. 151)†), und sie gesteht, wie

*) Vgl. hierzu die Aeußerung in den „Wanderjahren" (B. 18, 250): „Innig verschmolzen mit der Musik heilt sie (die Dichtkunst) alle Seelenleiden, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt."

**) Das entgegengesetzte „leben, leiden" tritt hier unverbunden um so schärfer gegeneinander, wie oben „ganz leise, ganz vernehmlich".

***) Das Wort „Freund" ist seit der vierten Ausgabe weggeblieben, von mir neuerdings wieder hergestellt.

†) Unter den „freundlichen Gestalten", die ihr bei der Genesung aus der Ferne begegnet, sind nicht etwa Lucrezia und Tasso zu verstehn, sondern der Ausdruck bezeichnet im allgemeinen die freundlichen Aussichten in eine lachende Zukunft.

sie beim ersten Anblick des schönen Jünglings sich ihm unzertrennlich verbunden gefühlt habe. Leonore, die noch immer ihre Neigung zu Tasso für eine rein ideale hält, meint sie damit zu trösten, daß schon die Erkenntniß des Edlen allein ein unvergänglicher Gewinn sei. Allein die Prinzessin erwiedert im bittersten Schmerz über die bevorstehende, das schönste Band blutig zerreißende Trennung von dem Manne ihrer Seele, das Schöne, Vortreffliche*) sei vielmehr zu fürchten, was sie im treffenden Bilde von dem verderblich um sich greifenden Feuer ausführt. Wie die Flamme, wenn sie ungehütet um sich greift, Unglück verbreitet, so macht das Schöne, Vortreffliche uns unglücklich, wenn wir uns desselben beraubt fühlen. Doch die Prinzessin, die mit Absicht das Gegenbild nicht ausführt, bricht rasch davon ab, und meint, besser hätte sie gethan, auch vor der Freundin ihre Schwäche und Krankheit zu verbergen. Aber wie vermöchte sie das ihre Brust schwellende Gefühl zu unterdrücken! Leonorens Bemerkung, die Gemüthskrankheit löse sich am leichtesten in Klagen und Vertrauen auf, veranlaßt sie zur Versicherung ihres vollsten Vertrauens — wie sollte sie auch in diesem Augenblick zurückhalten, da diese die einzige Seele ist, in deren Busen sie ihr tiefes Leid auszuschütten vermag! — und sie schildert ihr den „langen, ausgedehnten Schmerz der Tage", an denen sie Tasso entbehren wird**), dessen Entfernung sie sich nicht mehr widersetzen will. Nicht mehr wird der anhebende Morgen ihr durch Tasso's Bild in wundervollem Lebensglanz erscheinen***), nicht mehr der Abend, auf den sie schon am frühen Morgen sich freute, im heitern Zusammensein mit ihm sie erfreuen, nicht mehr wird sie im Umgange mit ihm sich immer mehr zu ihm hingezogen, sich immer mehr mit ihm gleichgestimmt fühlen. †) Eine trübe Dämme-

---

*) Goethe brauchte trotz Adelung immer „fürtrefflich", das aber in den späteren Ausgaben meist in das jetzt gangbare „vortrefflich" verändert wurde. Nur im „Clavigo" findet sich bereits in den ersten Ausgaben „vortrefflich", wie auch „Vorwort", „Vorsprecher". Schon im Althochdeutschen, welches das Zeitwort furitrefan kennt, ist der Wechsel von fora und furi sehr gewöhnlich. Für „vortrefflich" sprechen „trefflich" und „übertreffen". Aehnlich wie „fürtrefflich" finden sich bei Goethe „Fürsorge", „Fürsehung", „für Liebe" u. a. (dagegen „vor sich"), wo die spätern Ausgaben, nur nicht überall, die andere Form einführten. Im „Clavigo" hat die erste Ausgabe nicht allein „für Freude", sondern auch „fällt für Marien nieder".

**) An Frau von Stein schreibt Goethe im Juni 1784: „Ich weiß nicht, wozu mir ein Tag sein soll, an dem ich dich nicht sehen werde." Wie sie am Morgen sein erster und am Abend sein letzter Gedanke sei, wie sie in seine Träume sich mische, wie er den ganzen Tag sich freue, den Abend mit ihr zubringen zu dürfen, spricht sich in diesem Briefwechsel sehr lebhaft aus. Vgl. die oben S. 24 angeführten Briefstellen aus dem April 1781. „Alle meine Freuden verreisen mit dir", schreibt Goethe am 20. Oktober 1784, und er kann ihr nichts anders sagen, als sie möge bald zurückkehren, da es mit ihm in keinem Sinne fort wolle.

***) Der Morgentraum zeigte ihr sein „verklärtes" Bild, das gleichsam auf ihren Augenliedern ruhte, aber schwindet, wenn diese den Strahlen der Sonne sich öffnen, kaum erwacht sehnte sie sich ihm entgegen, ihr erster Blick aus dem Fenster suchte ihn im Garten, wo er im thauig kühlen Schatten der Bäume einherwandelte.

†) In den beiden letzteren Sätzen hat der Dichter eine andere lebhaftere Rede-

rung liegt ihr jetzt über der Welt, ein Nebel umgibt sie und deckt ihr die Aussicht auf die lebensvolle Natur.*) Noch einmal muß sie den Gegensatz der vollglücklichen Vergangenheit gegen die drohende trübe Zukunft hervorheben. Früher war ihr jeder Tag wie ein ganzes Leben, reiner, ungetrübter Genuß (ohne Sorge, ja ohne trübe Ahnung, ein leichtes, sanftes Hingleiten), wogegen jetzt, in der trüben, schwerste Entsagung fordernden Gegenwart die Zukunft wie ein böser Alp, dessen sie sich nicht erwehren kann, ihr die Brust drückt.**) Vergebens sucht Leonore sie zu trösten, sie aufzurichten. Auf die Versicherung der Freundin, die Zukunft werde ihre Freunde, wobei natürlich zunächst nur an Tasso gedacht ist, ihr wiedergeben und ihr neue Freunde und neues Glück bringen, erwiedert die Prinzessin in umgekehrter Folge. Sie liebt nicht den Wechsel, der wohl unterhalten mag, aber kaum Nutzen bringt, und sie sehnt sich nicht nach neuem, ihr noch unbekanntem Glücke, das ihr ein gewogener Zufall zuführe, „bedürfend unerfahren"***). Tasso aber, der sie mit unwiderstehlicher Gewalt als eine vom Schicksal ihr zugebildete Natur hingerissen hat, ist, wie sie wohl fühlt, für sie verloren. Weil sie ihn ehren mußte, darum liebte sie ihn, und diese Liebe wurde ihr zum höchsten Bedürfniß, weil im Umgange mit ihm das Leben ihr in ganz neuem Glanz aufging.

Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.†)

Anfangs wollte ihre scheue Seele, die jeder Hoffnung auf wahres Glück entsagt hatte, sich mit Gewalt von ihm entfernen, sie suchte ihn zu meiden††), aber unwillkührlich kam sie ihm näher, da seine Seele sie so wundervoll anlockte — allein jetzt ist sie, wie sie im herbsten Schmerzgefühl hinzufügt, so hart dafür gestraft,

---

wendung gewählt, im letztern sehr schön und ungezwungen die Annäherung als eine gegenseitige bezeichnet. Des Bildes von der Stimmung der Saiten bediente sich die Prinzessin schon oben im Gespräche mit Tasso (II, 1 S. 124).

*) Der Dichter nennt hier neben der Pracht der Sonne „das fröhliche Gefühl des hohen Tags", das frische Aufwachen der Natur vor dem Glanze der hehren, Leben spendenden Königin des Tages, und „der tausendfachen Welt glanzreiche Gegenwart", das heitere, bunte Farbenspiel, in welchem die Natur in allen ihren tausendfachen Erscheinungen uns entgegenlacht. Man vergleiche hierzu den Anfang des schönen Monologs des Faust im Beginn des zweiten Theils (B. 12, 6) und die erste Strophe des Gedichtes „Zueignung" (B. 1, 1).

**) „Heimlich" überfällt der Zukunft Schrecken ihr die Brust, d. h. er überschleicht sie ahnungsvoll, erfaßt sie unwillkürlich, ohne daß sie sich des Angriffs erwehren kann.

***) Ihr Herz war nicht „bedürfend unerfahren" (vgl. oben S. 160 Note), sondern es wußte, was es bedurfte.

†) Man bemerke hier die chiastische Verbindung der Sätze, wodurch die Gründe der Liebe am Anfang und am Schlusse hervortreten. Im ersten Verse ruht der Hauptton auf dem vorantretenden „ihn", welches den Tasso in kräftigem Gegensatz einführt, wogegen der zweite Vers den Nachdruck auf „lieben" legt.

††) Es steht dies keineswegs im Widerspruch mit dem frühern Geständniß, im ersten Augenblick habe ihr Gemüth den Tasso ergriffen, und werde ihn ewig halten (S. 165).

da sie ihm entsagen soll. Ihr ganzes Unglück tritt ihr jetzt mit so fürchterlicher Klarheit vor die Seele, im Gegensatze zum leeren Trost der Freundin: sie sieht ein reines, wahres Gut ihr verschwinden, und ihre Sehnsucht nach Tasso, die ihr bisher, wo sie seiner Gegenwart sich erfreuen konnte, Freude und Glück brachte, macht das böse Schicksal ihr jetzt zur bittersten Qual, da sie dem Verlorenen vergeblich zugewandt bleibt; ihre Sehnsucht wird zu „verwandten Schmerzen", zu Leid und Klage um den Verlust.

Leonore, die wohl erkennt, daß kein anderer Trost hier zu helfen vermag, da die düsterste Ahnung die Prinzessin ganz umstrickt hält, verweist sie auf die stille Heilkraft der schönen, uns lebensvoll umgebenden Welt und der guten Zeit (vgl. oben S. 186 Note **). Allein diese fühlt sich durch die Verweisung auf die „schöne Welt" bitter an die menschliche Unzulänglichkeit gemahnt, welche sich so selten des Guten, das so vielfach in ihrer Weite sich hin und her bewege, zu dauerndem Besitze wahrhaft zu bemächtigen vermöge. Ihr eigenes Unglück umhüllt ihr das ganze menschliche Geschick mit einem trüben Schleier. Das Gut, das wir suchen, weicht immer vor uns zurück, wie nahe es uns auch zu sein scheint, und so zieht es uns unaufhaltsam bis zum Grabe nach sich. Selten wird dem Menschen dasjenige zu Theil, was das Schicksal ihm bestimmt zu haben scheint, ja selten hält er dasjenige fest, was er einmal glücklich ergriffen, da es sich plötzlich losreißt oder er es willig fahren läßt. Offenbar deutet sie hiermit auf Tasso hin, der ihr so bald entrissen werden sollte.Allein sie beruhigt ihren tiefen Schmerz mit dem die Weisheit der Vorsehung gegen die menschlichen Klagen in Schutz nehmenden Satze:

Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissens nicht zu schätzen.

Für jeden Menschen, meint sie, gibt es ein wirklich erreichbares, vom Schicksal ihm zugedachtes Glück, allein wir kennen dieses Glück nicht, oder vielmehr wir kennen es wohl, wissen es aber in seiner Bedeutung für uns nicht zu schätzen. So gibt die reine, wenn auch durch den drohenden Verlust gebrochene Seele der Prinzessin der Vorsehung gegen sich entschieden Recht: sie hat nach einem Gute gegriffen, das ihr versagt war, indem sie das stille Glück, das ihr in reiner Duldung verliehen war, nicht zu schätzen wußte, sich einem andern Glück sehnsüchtig zuwandte. Es klingt wie ein schrillender Riß der Saiten in unsere Seele, wenn wir die edle Prinzessin mit solcher hehren Ergebung dem Glücke der Liebe entsagen sehen, das ihr nicht verliehen sei, wie sehr ihr auch in Tasso der ihr rein zugebildete Mann ihres Herzens bestimmt schien. Wir ahnen, was sie selbst der Freundin nicht auszusprechen wagt, wie tief sie es empfindet, daß der Unterschied des Standes eine Verbindung mit ihm, wie sie ihre Seele anstrebt, unmöglich macht. Das Schicksal, das sie so hoch gestellt, hat ihr ein wenig beneidenswerthes Glück in stiller Duldung und fromm ergebenem Sinne

*) Man vergleiche hiermit die Aeußerung Tasso's (II, 5 S. 154): „Mit unschätzbaren Gütern lehret uns u. s. w." (oben S. 181).

angewiesen, ihr den Genuß reinster Liebe versagt. So ist sie eine hehre Dulderin der Liebe, deren Seele, wie tief und warm sie auch das Gefühl innigst verwachsenen Zusammenlebens, unendlich zarter Uebereinstimmung ihres Seins und Empfindens mit Tasso durchzittert, doch der durch Sitte geheiligten Ordnung der Dinge das schwerste Opfer bringt, und dem höchsten Gut entsagt, dem Wink des Schicksals folgend, das ihr Duldung zu schmerzlich bitterm Loose zugedacht hat. Das Wort, welches sie dem Tasso entgegengehalten: „Erlaubt ist, was sich ziemt", jene Schicklichkeit, die mit einer Mauer das zarte, leicht verletzliche Geschlecht umgibt, jene tiefwurzelnde Achtung des Weibes für Sitte, im Gegensatz zu der vom Mann erstrebten Freiheit, sehen wir in der von himmlischem Seelenglanze umflossenen Gestalt der Prinzessin auf wundervollste Weise verkörpert. Was Tasso nicht vermag, die selbstbewußte Entsagung vollzieht sie hier mit wahrster weiblicher Seelengröße. Freilich *ahnt* sie hier erst den völligen Verlust Tasso's, aber am Schlusse des Stückes sehen wir das hier geahnte Unglück in vollstem Maße eintreffen, woher auf diesen aus unserer Szene das vollste Licht fällt. Auch hier erkennen wir die mit feinster Kunst berechnete Absicht des Dichters, der gerade im Mittelpunkt des Drama's das Licht aufsteckt, welches seine leuchtenden Strahlen über die ganze folgende Szenenreihe und besonders über den Schluß ausbreitet. Nur noch einmal tritt die Prinzessin auf, in dem Augenblicke, wo sie sich vom Dichter verabschieden will, aber das sie verfolgende feindliche Schicksal schlingt gerade aus ihrer seelenvollen Liebe zu Tasso die Knoten des Verhängnisses zusammen, das, wie sie es hier ahnungsvoll vorschaut, sie auf ewig von einander trennt.

Dritter Auftritt. Leonore, die den Schmerz der Prinzessin nicht versteht, sucht sich vor sich selbst zu rechtfertigen, daß sie dieser den Dichter entführt, indem sie, ganz vom glühenden Verlangen beherrscht, ihn als Verkünder ihres Preises für sich auf immer zu gewinnen, sich leicht überredet, daß sie ihrer Freundin dadurch nichts raube. Der Gegensatz zwischen Leonoren und der Prinzessin tritt nirgends schärfer hervor, als hier, wo die letztere eben die schmerzlichste Entsagung als ihr Lebensloos in wehmüthigster Bedrängniß erkannt hat, während Leonore sich ganz dem höchsten Genusse zuwendet, wogegen alle sonstigen Rücksichten leicht abgefertigt werden.

Der tiefe, aus den Worten nicht allein, sondern auch aus Ton und Blick sprechende Schmerz der Prinzessin hat auch Leonoren wahrhaft ergriffen, so daß sie das traurige diesem edlen, schönen und hochgesinnten Herzen bestimmte Loos bejammert, und ihr der Gegensatz zwischen dem, was die Prinzessin verliere, und dem, was sie dabei gewinne, schwer auf die Seele fällt, sie zur ernstlichen Frage drängt, ob sie denn nicht bloß zu ihrem eigenen Vortheil die Entfernung Tasso's vorgeschlagen, um diesen, den sie bisher ungleich mit der viel tiefer von ihm verehrten Prinzessin theile, ganz für sich allein zu besitzen, ob es red-

lich sei, zu diesem allem*), was sie schon besitze — sie nennt außer Güter und Rang Gemahl, Sohn und Schönheit**) — auch den Dichter für sich in Anspruch zu nehmen, und ihn der Prinzessin zu entreißen. Aber die Leidenschaft reißt sie hin. Sie gesteht es sich, daß sie den Dichter liebt; hat ja die Prinzessin selbst in ihrem ersten Gespräch mit ihr die Leidenschaft in ihr hervorgerufen, und sie ist seitdem immer stärker hervorgetreten.

Aber wie ganz anders ist ihre Liebe zu Tasso als die ihrer hehren Freundin! Es ist im Grunde nur die Eitelkeit, vom Dichter besungen zu werden, als Gegenstand seiner Liebe bei Welt und Nachwelt zu gelten. Es dünkt ihr so reizend, sich in seinem schönen Geiste, in seinen Liedern zu spiegeln, sich von seinem Sange zu den Wolken erheben zu lassen (oben S. 130). Und dann der allgemeine Ruhm. Dann erst ist das Glück wahrhaft beneidenswerth, so meint unsere, ganz der Welt und dem äußern Schein zugewandte Leonore, wenn auch andere wissen, daß wir jene Güter besitzen;***) der höchste Gipfel des Glücks ist es, vor dem ganzen Vaterland im Dichtermund zu leben.†) Unendliche Freude ergreift sie bei dem Gedanken, von Tasso, dem keiner unter allen lebenden Dichtern sich vergleichen darf, als die ausgewählte Leonore besungen zu werden, wie Petrarca die ganz unbekannte Laura durch seine Lieder vergötterte. Und wie erhebt sie das Gefühl, mit ihrem Dichter auf die Nachwelt zu gelangen, sich des Glanzes seines Ruhmes zu erfreuen, mit leichtem Schritte der fernsten Zukunft zuzuwallen! Ihr Ehrgeiz hat dann keine Macht zu fürchten, der sonst auch das schönste Glück verfällt, nicht die alternde Zeit, nicht den schwankenden, von der Willkür des rohen Zufalls abhängenden Ruf, vielmehr bewahrt sein Lied das sonst Vergängliche, die Schönheit und das ganze Lebensglück überdauert den im rollenden Kreislauf der Dinge unvermeidlichen Untergang.††) Der reizende Gedanke, so der Unsterb-

---

*) Das falsche, obgleich von Adelung des Wohlklangs wegen empfohlene „diesem allen" steht auch sonst bei Goethe, wie B. 12, 33. 14, 11, daneben auch das richtige „diesem allem". Durchweg findet sich „dem allen". Viel häufiger ist „allem diesem", wie unten V, 1 S. 208. B. 15, 9 (woneben aber auch „allem diesen", wie B. 16, 290), „allem dem" oder „alle dem". Goethe ist im Gebrauch der starken und schwachen Formen nicht ganz genau, und er folgte hier häufig dem bloßen Wohlklang, besonders bei den Beiwörtern.

**) Die bedeutendern, der Prinzessin fehlenden Güter treten kräftig an den Anfang und den Schluß des Verses; denn auch der holde Reiz anmuthiger Schönheit ist der Prinzessin nicht eigen.

***) Es erinnert die Stelle an die dem Lucilius nachgeahmten Verse des Persius (I, 26 f.):

Usque adeone
Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter?

†) Auch in diesen beiden Satzgefügen („Dann — Glücks"), von denen das zweite die Steigerung des erstern ist, hat der Dichter die chiastische Verbindung geschickt benutzt.

††) Da die Worte: „Du bist noch schön — fortgerissen", eine Ausführung des vorigen Satzes bilden, so wäre nach „bewahrt sein Lied" eher ein Semikolon als ein Punkt

lichkeit zuzueilen, läßt den Entschluß felsenfest in ihr werden, jedes Mittel anzuwenden, den Tasso für sich zu gewinnen.

Zwar erhebt die Freundschaft jetzt zu Gunsten der Prinzessin ihre Stimme, doch beruhigt sich Leonore, in der sie gewaltig ergreifenden Leidenschaft, leicht über alle Bedenken, indem sie sich vorspiegelt, die Prinzessin werde ihren Tasso in der Entfernung eben so genießen können, wie in der Gegenwart, und zugleich hebt sie hervor, sie wolle ja den Dichter nicht ganz ihr entziehen, vielmehr werde sie bei ihren Besuchen ihn immer wieder der Freundin zuführen. Der Prinzessin glaubt sie nichts zu entziehen, da ihre Neigung zu dem Dichter, gleich ihren übrigen Leidenschaften, nur wie ein erleuchtender, milder Schimmer in ihre Seele falle, sie nicht erwärmend belebe, woher sie seiner Gegenwart nicht bedürfe; das bloße Erinnerungsbild des geliebten Mannes und die Gewißheit seines Glückes werde in gleicher Weise wie sein Umgang auf ihre Seele wirken.*) Alles, was die Prinzessin von dem tiefen Schmerze gesagt hat, den ihr der Verlust seines Umganges bereiten werde, wie durch die persönliche Verbindung mit ihm ihr „jeder Tag ein ganzes Leben" geworden, läßt sie willkürlich zur Seite, ja Tasso's eigenes Gefühl bei dieser Trennung berücksichtigt sie nicht im geringsten, ganz verblendet durch die ihr schmeichelnde Leidenschaft. Raubt diese ihr aber auch die klare Ansicht der Dinge, so ahnt sie doch selbst die Nichtigkeit jener Rechtfertigung, und greift daher zu einer andern, die wenigstens eine gegenständlichere Grundlage hat. Sie wird ja den Dichter, wenn sie nach Ferrara kommt, der Freundin wiederbringen, die sich dann zugleich mit ihr seines Umganges erfreuen mag. Daß sie ihn dann der Freundin überlassen, daß er zu Ferrara in Zukunft bleiben werde, wie sie früher angedeutet, wo sie die Entfernung nur als eine zeitweilige darstellte, davon ist jetzt keine Rede mehr; die glühe Leidenschaft, die sie ergriffen hat, kann den Gedanken, den Dichter je entbehren zu sollen, nicht ertragen; sie muß ihn haben, sie muß ihn auf immer besitzen.

In diesem Augenblicke sieht sie den Antonio nahen, den der Herzog am Ende des vorigen Aufzugs beauftragt hatte, durch Leonorens zarte Lippe zuerst die Besänftigung Tasso's zu versuchen. Je mehr sie jetzt für Tasso schwärmt, mit dem sie sich schon der Zukunft zuschreiten sieht, um so widerwärtiger muß ihr jetzt sein Feind, der „rauhe Freund", erscheinen, und es ist nichts natürlicher,

---

an der Stelle. Weiter oben findet sich der den Abschnitt bezeichnende Gedankenstrich nach: „Du darfst es dir gestehn", erst in der vierten Ausgabe.

*) Auffallend ist der Vers: „Wenn sie ihn fern, wenn sie ihn glücklich weiß", wofür man erwartet: „Wenn sie ihn in der Ferne glücklich weiß." Man muß „Wenn sie ihn fern (weiß)" in dem Sinne fassen: „Wenn sie weiß, daß er in der Ferne lebt" (im Gegensatze zum Tode, der sie untröstlich machen würde), und die etwas freie Redeverbindung der leidenschaftlichen Aufregung Leonorens zuschreiben, die sich anstrengt, sich vor sich selbst zu rechtfertigen.

als daß sie den Versuch machen will, ihm den Kopf zurecht zu setzen, ihm sein Unrecht gegen Tasso streng vorzuhalten, und ihn zur Beilegung des Zwistes zu veranlassen, da sie von dem Auftrage des Herzogs, den Antonio bereitwillig übernommen hat, nichts weiß. Antonio's Bitte um Leonorens Vermittlung und der letztere von Eitelkeit und Ehrsucht eingegebene Plan kommen vortrefflich zusammen, die Verwicklung unlösbar zu machen.

Vierter und fünfter Auftritt. Leonore, die dem Antonio seinen Streit mit Tasso vorwerfen will, findet ihn ruhiger und leidenschaftsloser, als sie gedacht, wenn er auch seine Mißstimmung über die Verwöhnung und den Vorzug des Dichters nicht unterdrücken kann, wodurch über die ganze Stellung Antonio's zu Tasso das hellste Licht fällt, wie wir unmittelbar vorher die Prinzessin und Leonoren sich rein aussprechen hörten. Leonorens Vorschlag einer kurzen Entfernung Tasso's mißbilligt Antonio für den Augenblick, dagegen bittet er die liebenswürdige Freundin, sie möge vorab den Tasso zur Versöhnung zu stimmen suchen. Die beiden diplomatischen Naturen täuschen sich gegenseitig, wie es billig und recht ist. Leonore läßt scheinbar ihren nur halb hingeworfenen Plan fallen, Antonio verhehlt, daß er vom Herzog geschickt sei, und stellt sich so, als ob Leonore ihm den ersten Gedanken zur Versöhnung eingegeben habe, wodurch er sie um so sicherer für sich zu gewinnen hofft. Diese aber kann ihrem eigennützigen Plan, den sie leidenschaftlich ergriffen hat, nicht entsagen, sondern eilt begierig zum Werke.

Die Vorwürfe Leonorens, die nicht ahnt, in welcher Absicht Antonio komme, nimmt dieser mit weltmännischer Gewandtheit auf, indem er seinen Fehler eingesteht, zugleich aber sich geschickt entschuldigt, und zwar zunächst durch die menschliche Schwäche, welche sich nicht immer vor dem Ausbruch der Leidenschaft zu wahren wisse. Die diplomatische Freundin darf ihm vorwerfen, er bringe nicht, wie man erwartet habe, Frieden, sondern Krieg, und er trete so rauh auf, daß man eher glauben sollte, er komme aus einem Lager oder einer Schlacht, als von Rom, „wo feierliche Klugheit die Hände segnend hebe," und der ungestörteste Friede herrsche. Sie deutet hiermit spottend auf das Bild hin, welches Antonio selbst gleich nach seiner Rückkunft vom Papste und seinem Hofe mit so vieler Wärme, und nicht ohne die Absicht entworfen hatte, den Tasso dadurch zu demüthigen. Vgl. oben S. 143. Mit feiner Gewandtheit hebt Antonio gegen diesen gerechten Tadel der schönen Freundin die Gefahr hervor, welche gerade darin liege, wenn man sich längere Zeit habe klug und mäßig zeigen müssen, da die immer im Hintergrunde lauernde, gewaltsam unterdrückte Leidenschaft doch von Zeit zu Zeit ihre Bande breche und ein Opfer verlange, das er diesmal leider auf Kosten seiner Freunde gebracht. Freilich meint Leonore, es sei doch sonderbar, daß Antonio, der sich so lange nach fremden Menschen mit kluger Vorsicht gerichtet habe, die eben wiedergesehenen Freunde völlig verkenne, und als ob sie ihm ganz fremd seien, mit ihnen uneins werde, allein An-

tonio bemerkt nicht ohne Grund, wenn auch hier nicht ganz zutreffend, Freunden gegenüber glaube man sich freier gehn lassen zu dürfen, man hüte sich nicht so sehr, weil man in ihrer Liebe ruhe, sich nicht erst ihre Gunst zu erwerben brauche, und da habe denn die Leidenschaft oft leichtes Spiel, so daß man diejenigen am ersten verletze, die man am „zärtsten"*) liebe. Leonore muß dies wohl gelten lassen, und sie kann sich nicht genug wundern, den „theuren Freund" — Antonio hatte sie als „schöne", als „geliebte Freundin" freundlich angeredet — in dieser ruhigen Betrachtung ganz wiederzufinden, was dieser mit dem offenen Bekenntniß erwiedert, es verdrieße ihn, daß er sich heute Tasso gegenüber so maßlos habe hinreißen lassen.

Aber er benutzt dieses Bekenntniß, um daran sofort die eigentliche Veranlassung seiner Mißstimmung als Rechtfertigungsgrund anzuschließen, daß er nämlich den Tasso im Besitz der höchsten Gaben gefunden, als er eben nach Beendigung seines schwierigen Geschäfts mit Aussicht auf vollste Gunstbezeugung zurückkehrte. Er bedient sich hierbei zunächst eines treffenden Vergleiches, worin nur die Hindeutung auf Tasso als einen Müßiggänger Leonoren verletzen muß. Daß sich Antonio mit einem wackern Manne vergleicht, der mit heißer Stirn von saurer Arbeit spät am Abend kommt, um „in ersehnten Schatten"**) sich zu neuer Mühe auf den andern Tag auszuruhn, kann sie ihm nicht verdenken, aber Tasso ist keineswegs ein Müßiggänger, der den Schatten in behaglicher Breite ganz in Besitz genommen hat, und deshalb seinen Unwillen erregen muß.***) Dieser hindere seine Ruhe nicht im geringsten, erwiedert sie hierauf, vielmehr erheitere er ihm diese, belebe ihn zu neuer Thätigkeit durch weises Gespräch oder durch holden Sang. Wenn Antonio auch mit Recht die höchste Gunst des Herzoglichen Hofes beanspruche, so brauche er deshalb auf Tasso doch nicht neidisch herabzusehn, ihn nicht aus dieser Gunst zu vertreiben, was sie in dem von jenem gewählten Bilde vom Baume ausspricht.†) Antonio erwiedert der Freundin,

---

*) Goethe bedient sich früher immer der umlautenden Formen „zärter", „zärtester", „klärer", „klärster", „flächer", wie er auch „mißfärbig", „einfärbig" u. ä. sagt, aber später finden wir meist die Formen ohne Umlaut, die in den folgenden Ausgaben auch zuweilen, wie B. 9, 347, in frühere Werke eingeführt worden.

**) Ganz so lesen wir in der „Iphigenie" (II, 1, S. 29) „in stillen Abendschatten". Auch sonst finden wir die Mehrheit bei Goethe häufig mit treffender Bezeichnung gebraucht, wo die gewöhnliche Rede die Einheit fordert. Vgl. meine Ausgabe der ältesten Bearbeitungen der „Iphigenie" S. 340.

***) „Etwas Menschliches", eine Regung der dem Menschen als denkendem und fühlendem Wesen eigenen Leidenschaft. Den harten Ausfall des e hat sich Goethe auch in seinen vollendetsten Dichtwerken erlaubt, wie wir in der „natürlichen Tochter" finden, „unauslöschlichs", „unglaublichs". In der „Iphigenie" hat sich sogar „find't" erhalten, und in unserm Stücke lesen wir weiter unten „dein'twillen". Auch der sonst so strenge Wieland hat den Ausfall dieses e häufig, wie „was Wirklichs", „nichts Männlichs".

†) Aehnlich ist die sprichwörtlich gewordene Aeußerung des Odysseus: „Diese Schwelle wird uns beide fassen", in der Odyssee 18, 17.

die er hier in zutraulichster Weise bei ihrem Namen anredet, nicht ohne schalkhafte Hindeutung auf ihre geschickte Wendung des Bildes, sie wollten sich nicht mit einem Gleichniß hin und wieder spielen*), wie in derberer Weise Werther gegen seinen Freund Wilhelm äußert (B. 14, 51): „Wir wollen uns nicht in Gleichnissen herumbeißen."

Hat Leonore bemerkt, Antonio brauche den Tasso der ihm zu Theil gewordenen Gunst wegen nicht zu beneiden, so führt dieser dagegen die hohe Bedeutung jener Gunstbezeugungen an, wodurch er seine Mißstimmung gerechtfertigt glaubt. Den Lorbeerkranz gönne man allein dem Höchstverdienten, die Gunst der Frauen theile man mit niemand gern. Leonore aber spricht zunächst ihre Verwunderung aus, wie Tasso's Kranz den „ernsten Mann" habe beleidigen können. Der Lorbeerkranz sei ja die bescheidenste Anerkennung dichterischen Verdienstes, das, wie es selbst nur in Tönen, in leichten Bildern erscheine, nur durch ein schönes Bild, ein holdes Zeichen belohnt werde, das die Person des Dichters kaum erreiche, beinah über seinem Haupte schwebe, wie der Dichter selbst über der Erde. Durchaus habe er keine gegenständliche Bedeutung, welche den Kindern der Welt zu etwas frommen könne, er sei ein unfruchtbarer Zweig, von der Verehrer unfruchtbarer Neigung dargebracht, und so wenig zu beneiden, als der goldene Schein (die Aureole, der Nimbus) um das kahle, des reichen Jugendschmuckes beraubte Haupt des durch die Schule der Leiden durchgegangenen Märtyrers, da der Dichter, dem er zum Lohne werde, kein Sohn heitern Glückes sei, sondern in tiefen Seelenleiden geschmachtet habe. Leonore spricht hier unseres Dichters eigenstes Gefühl aus, der die tiefsten Herzensqualen bestehn mußte, um zum wahrsten Verkünder menschlicher Irrungen und Leidenschaften zu werden, um die tiefsten Gefühle des Herzens zu reinster Verklärung zu erheben. Hierher gehört auch weiter unten das bedeutsame Wort von Alphons (V, 2):

Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.

Auf Antonio's ausweichenden Scherz, ihr „liebenswürdiger", so annehmlich überredender Mund wolle ihn wohl die Eitelkeit der Welt verachten lehren, erwiedert Leonore mit treffender Andeutung seiner leidenschaftlichen, von Neid nicht freien Verstimmung gegen Tasso, vielmehr wolle sie ihm die Güter, die er besitze, im rechten Lichte zeigen, nicht als ob er nicht ein jedes Gut nach seinem Werth zu schätzen wisse, aber auch der Weise scheine zuweilen einer solchen Mahnung zu bedürfen, wodurch sie den Uebergang zu dem seiner Thätigkeit gebührenden und ihr reichlich zu Theil werdenden Lohne macht. Ein so „edler Mann" werde im Ernste auf einen Lorbeerkranz, der ein bloßes „Phantom von Gunst und Ehre" sei, keinen Anspruch machen wollen; wie die Dienste, welche

*) „Spielen" muß hier in der Bedeutung „spielend unterhalten" aufgefaßt werden, wie ein solcher kühnerer Gebrauch des einfachen Zeitwortes auch sonst bei Goethe sich findet, nicht weniger Griechischen und Römischen Dichtern sehr geläufig ist. Vgl. Hor. carm. I, 17, 23.

er dem Fürsten und seinen Freunden erzeige*), wirkend und lebendig seien, so müsse auch der Lohn sein, der im Vertrauen des Herzogs und in der allgemeinen Zuversicht auf ihn am ganzen Hofe ihm so schön zu Theil geworden, wobei sie im treffenden Gegensatz zu dem das Haupt des Dichters umwindenden Kranze jenes Vertrauen des Fürsten in ehrenvollster Weise als eine „liebe Last" bezeichnet, die auf den Schultern ihm „gehäuft und (dennoch) leicht getragen" ruhe.**)

Antonio wendet die Rede nun auf den oben an zweiter Stelle erwähnten Punkt, die Gunst der Frauen, die Leonore ihm doch wohl nicht auch, gleich dem Lorbeerkranz, als entbehrlich darstellen wolle. Diese versichert ihn, es fehle ihm keineswegs an Frauengunst, doch, meint sie, würde er derselben auch leichter entbehren können, als Tasso, dessen zerstreutes, sorgloses Wesen überall der nachhelfenden und sorgenden Hand der Frauen bedürfe***), wie sie dies besonders in Bezug auf seine Kleidung ausführt, die er stets fein und nett zu haben wünsche, ohne aber darauf gehörig Acht haben zu können. Vgl. oben S. 55. 90. Antonio kann seinen Spott über Tasso's Verzärtelung nicht zurückhalten, daß gerade dieser Fehler des bedürftigen Jünglings, der noch als Mann den Knaben spielen dürfe†), ihm die besondere Gunst der Frauen erwerbe, ja er dürfe sich seiner „holden Schwäche" sogar rühmen. Hiermit hat sich Antonio den Uebergang gebahnt zur Liebe Tasso's. Die schöne Freundin würde ihm verzeihen müssen, bemerkt er, sollte er hier auch etwas bitter werden, da sie die Hauptsache verschweige, daß Tasso sich mit dieser verziehenden mütterlichen Obsorge, von welcher sie allein spreche, gar nicht begnüge, sondern auch auf Liebe Anspruch

---

*) Nicht ohne Absicht sagt die ihre Worte wägende Leonore:

Der Dienst, mit dem du deinem Fürsten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindest.

indem sie andeutet, er stelle sich durch seine Dienste dem Fürsten nahe; das Wort „verbinden" ist nämlich im ersten Gliede im andern Sinne zu nehmen, wenn man nicht lieber aus jenem „verbindet" einen ähnlichen Begriff, wie etwa „nothwendig machen", ergänzen will. Unter den „Freunden" sind die dem Fürsten zunächst stehenden Personen, unter ihnen auch die Prinzessin und Leonore selbst, zu verstehn.

**) In ähnlicher Weise bestimmte der Fürst oben dem Antonio die Bürgerkrone aus frischem Eichenlaub im Gegensatze zu Tasso's Dichterkranz aus Lorbeerzweigen. Vgl. oben S. 146.

***) „Als sie es jenem guten Mann nicht ist." Goethe braucht hier, wie anderwärts (vgl. S. 147 Note **), gegen den jetzt feststehenden deutschen Sprachgebrauch die Verneinung nach dem Komparativ, wie sie in den Romanischen Sprachen (Diez „Romanische Grammatik" III, 393 f.) sich regelmäßig findet. An manchen Stellen hat Goethe in späteren Ausgaben das „nicht" getilgt, wie B. 16, 333, wo es früher hieß: „als er sonst nicht gewesen war", B. 29, 375, wo nach „bei Tage" ein „nicht" ausgefallen, aber nicht durchweg. Man vergleiche B. 9, 275. Aehnlich finden sich nach dem Komparativ „keiner", „nie" u. s. w., wie B. 18, 157: „Er war geschäftiger und überdrängter als nie", wo früher (im „Taschenbuch für Damen") „jemals" stand.

†) Auch Leonore bezeichnet den Tasso bald als Jüngling, bald als Mann. Jüngling heißt Tasso, wo der jugendliche Reiz seiner Anmuth hervorgehoben werden soll, Mann im Gegensatz zum Unerwachsenen. Ueber das Alter, worin wir uns Tasso zu denken haben, vgl. oben S. 91 Note *.

mache, und zwar sei er hierin keineswegs so sorglos und unbedachtsam, wie Leonore ihn schildere, sondern klüger, als man ihm zutrauen sollte, da er auf seine Weise zwei Frauen zu fesseln wisse, sich ihrer Liebe rühme, was dem feinen Antonio nicht entgangen; er deutet hiermit auf die Prinzessin und Leonoren hin.*) Aber letztere meint, gerade dieser Umstand, daß er beide feiere, zeige ja deutlich, daß hier nur an Freundschaft zu denken sei, und wenn sie ihm auch ihre Liebesneigung zuwendeten, fügt sie, Antonio's Hieb geschickt erwiedernd, schalkhaft hinzu, wer könnte sie im Ernste tadeln, wenn sie auf gebührende Weise das schöne Herz belohnten, das sich selbst vergesse und in holdem dichterischen Traume nur für seine Freunde lebe, denen es sich rein hingebe.

Allein Antonio, durch die letztere Aeußerung verletzt, sieht in Tasso das gerade Gegentheil von willenlos sich hingebender Liebe, sein ganzes Wesen scheint ihm, so wenig kennt er ihn, auf Stolz und Selbstigkeit zu beruhen, und er wirft den Frauen vor, daß sie, indem sie den „glückseligen Jüngling" immer mehr verwöhnten, allmählich seinetwegen alle mit treuer Seele ihnen ergebenen Freunde von sich stoßen, und da sie seinem Stolze jedes Opfer brächten, den schönen Kreis ganz zerstören würden, den geselliges Vertrauen, freundliche Duldung und liebevolle Schätzung an diesem Hofe geschlungen habe. Leonore entgegnet auf diesen leidenschaftlichen Vorwurf, keineswegs seien sie so parteiisch, vielmehr ermahnten sie ihren Freund häufig genug, suchten ihn auf sanfte Weise zu bilden, damit er selbst glücklicher das Leben genieße und sich anderen, da er die Menschen zu trübselig meide, mehr hingebe, daß sie seiner schönen Gaben sich erfreuen könnten; was an ihm zu tadeln, sei ihnen mit nichten verborgen. Antonio wirft dagegen ein, sie lobten auch vieles, was zu tadeln sei, fänden manche seiner Eigenheiten liebenswürdig, und er entwirft nun ein Bild seines Wesens, welches freilich auf richtiger Beobachtung, aber grundverkehrter Auffassung beruht, indem er Stolz und Anmaßung, statt jener unendlichen Weichheit seiner Seele, für die Grundpfeiler seines Charakters hält. Bald versinke er selbstgenügsam in sich, wolle von der ganzen Welt nichts wissen**), ruhe in sich, bald aber treibe ihn derselbe Stolz, durch irgend einen Zufall aufgescheucht, leidenschaftlich aus sich heraus, um auf einmal gewaltig zu wirken***), weil ihm aber nachhaltige Kraft fehle, und er keine Ausdauer habe,

---

*) Ueber die hier benutzten Verse aus einem Sonett Guarini's vgl. oben S. 97.

**) Man bemerke die Steigerung in den Worten: „Er läßt es gehn, läßt's fallen, stößt's hinweg." Das, was ruhig neben ihm hergeht, beachtet er nicht, dem, was sich ihm anbietet, entzieht er sich, das, was auf ihn eindringt, stößt er mit Gewalt weg.

***) Nichts steht ihm dann fern („dann will er alles fassen, alles halten", als Gegensatz zu „alles rings umher — hinweg"), er will seinen Willen nach außen durchsetzen („dann soll — denken mag", als Gegensatz zu „ruht in sich"). Das Letztere wird nun weiter ausgeführt, nicht ohne Beziehung auf Antonio's letztes Zusammentreffen mit ihm. Das Schwierigste soll im Augenblick vollendet werden („in einem Augenblicke — lösen könnte"), das ihm Unmögliche setzt er sich leidenschaftlich vor, wie er auch gleiches von anderen fordert, das Widerstrebendste will er mit seinem Geist umspannen, die äußersten Gegensätze in sich vereinigen, wie ein anderer Faust. Vgl. V. 12, 72 f.

die zum Zweck führenden Mittel in stillem, festem Wirken anzuwenden, falle er rasch genug, am thöricht geträumten Erfolg verzweifelnd, in sich selbst zurück. Vgl. oben S. 170. Wenn Leonore auf diese mit starken Farben aufgetragene Schilderung Antonio's erwiedert, Tasso schade mit dieser stürmischen Leidenschaft nur sich selbst, nicht anderen, so erinnert jener sie dagegen an die rücksichtslose ihn zuweilen überfallende Wuth, worin er alle Freunde, selbst den Herzog und die Prinzessin zu schmähen wage, da er seinen Mund eben so wenig als seine Brust zu beherrschen wisse. Vgl. oben S. 99 Note *.

Hiermit hat Antonio seine Auffassung Tasso's und die Stellung, welche er diesem gegenüber behauptet, in bitterer, durch die Eifersucht gesteigerter Schärfe ausgesprochen, aber trotz dieses Gegensatzes will er doch, dem Auftrage des Fürsten gemäß, die Versöhnung baldmöglichst herbeiführen. Hierin kommt die mit ihrem Plan leidenschaftlich beschäftigte Leonore, welche Antonio's Auftrag gar nicht ahnt, dessen Verstimmung aber ihrem Plane ganz zu entsprechen scheint, unverhofft entgegen, indem sie, als ob dieser Gedanke ihr jetzt plötzlich einfalle, die Aeußerung thut, es würde wohl für Tasso selbst und für andere gut sein, wenn dieser sich auf einige Zeit entfernte. Antonio läßt dies unentschieden, aber für den Augenblick will er zu Leonorens Verwunderung in keinem Falle etwas davon wissen, da er den Anschein meiden muß, als ob er ihn vertreibe. Er spricht vielmehr den Wunsch aus, Tasso möge sich mit ihm versöhnen, und er gibt die Hoffnung nicht auf, ganz leidlich mit ihm zu leben, falls er seinen Rath befolgen könne. Leonore verwundert sich, wie er nach seiner frühern scharfen Schilderung Tasso's auf dessen Gemüth noch wirken zu können hoffe, das er ganz aufgegeben zu haben scheine. So weit war Antonio doch im Grunde nicht gegangen, aber Leonore hat in ihrer Liebe für Tasso seine harten Aeußerungen noch härter genommen. Jener beruft sich zunächst auf den dem besonnenen Manne bewährten Grundsatz, daß man an nichts verzweifeln müsse, der freilich auch manche Ausnahme zuläßt, da es Fälle gibt, wo jede Hoffnung thöricht, das Mögliche oder vielmehr das Unmögliche wohl zu berechnen ist. Als Hauptgrund aber gilt ihm der Werth, den sein Herr auf Tasso lege; deshalb müsse er bleiben. Auch er will ihm in Zukunft nicht mehr einseitig entgegenstehn, nicht mehr sein von Grund aus verschiedenes Wesen, wie sehr Tasso's anspruchsvolle Natur auch dazu herausfordern möge, gegen ihn vorkehren, sondern dem Fürsten zu Liebe an diesem zu bilden, und gehe dies nicht, ihn, wie manche andere, zu dulden suchen. Leonorens beifällige Aeußerung über Antonio's unerwartete Bekehrung bildet den Uebergang zu der Bitte, welche dieser an sie zu stellen hat. Könne das Alter auch dem Irrthum eben so wenig als die Jugend ganz entgehn, so müsse es doch wenigstens den einen Vortheil vor dieser voraus haben, daß es sich bald fasse. Und so bittet er denn die Freundin, die zuerst ihm seine Entzweiung mit Tasso vorgeworfen — er steigert dies absichtlich dahin, sie habe sich bemüht, ihn ihrem Freunde zu versöhnen —, sie möge alles thun, diesen zu beruhigen und ihn dahin zu stimmen,

daß er mit Aussicht auf Erfolg zu ihm gehn könne; von dem Auftrag des Herzogs schweigt er völlig, nur fügt er den Wunsch hinzu, Leonore möge noch in dieser Stunde versuchen, was sie vermöge, da er mit Alphons noch heute Abend zur Stadt zurück müsse. Daß er von ihr bald zu hören wünsche, wird auch durch das schließende „Leb' indessen wohl!" angedeutet.

Das ganz kurze Selbstgespräch Leonorens nach Antonio's Abgang würden wir an sich leicht entbehren: denn dafür, daß diese ihrem leidenschaftlich gefaßten Plan Antonio zu Liebe nicht untreu werde, bedürfen wir kaum ihrer ausdrücklichen Versicherung. Aber die siegbewußte Freude, daß sie diesmal dem klugen Freunde überlegen sei, und nicht, wie sonst oft, seiner Hülfe sich zu bedienen brauche, vielmehr gegen ihn ihre Absicht durchsetzen werde, gibt einen treffendern, spannendern Abschluß. Leonore wird Antonio's Absicht durchkreuzen; aber wird sie selbst ihren eigensüchtigen Zweck erreichen und nicht vielmehr die Verwirrung auf's äußerste steigern?

Vierter Aufzug.

War im vorigen Aufzug Tasso unseren Augen ganz entzogen, so daß wir nur die verschiedenen Ansichten und Absichten über und auf ihn vernahmen, so bleibt er in diesem, der in seinem Zimmer spielt, beständig auf der Bühne, und wir sehen, wie Leonorens und Antonio's Besuch ihn auf verhängnißvolle Weise in seiner völligen Verkennung der Verhältnisse immer mehr bestärken, ihm auch den Glauben an die Prinzessin rauben und ihn zum festen Entschlusse bringen, Ferrara unter einem scheinbaren Vorwand zu verlassen.

Erster Auftritt. Tasso erwacht wie aus einem Traum; er weiß nicht, ob er wache oder träume, da seine Gefangenschaft ihm ganz unmöglich scheint. Er fühlt sich ganz schuldlos, indem er sich auf seine gute Absicht und den Wunsch der Prinzessin beruft. Der Gedanke an ihr ihm geneigtes liebevolles Wesen hält ihn noch allein aufrecht, und er fühlt sich im Bewußtsein beglückt, sich ihres Vertrauens werth gezeigt zu haben. Aber nur zu bald sinkt er in seine düstere Verstimmung zurück; er sieht sich vom Herzog verkannt, verdammt, all sein Glück hingeschwunden, sich von Kummer und Gram verfolgt.

Wir haben den Tasso am Ende des zweiten Aufzuges verlassen, wo er, im Wahne, die Gunst des Herzogs durch Antonio verloren zu haben, die schönen Zeichen höchster Gunst, Schwert und Kranz, auf dem Grabe seines Glücks und seiner Hoffnung niederlegt, und sich entfernt, um auf seinem Zimmer des Gerichts zu warten, das Alphons, wie er sich launenhaft einbildet, über ihn bestellen werde. Auf seinem Zimmer angekommen, wird ihn der Schmerz tobend ergriffen haben, bis er erschöpft in sich versank. Aus dieser Erschöpfung erwacht

er jetzt allmählich, und seine erste Frage ist, ob er wache oder träume, da er den Zustand kaum ertragen kann, in dem er, allmählich aufdämmernd, sich findet. Diese Frage aber erhält eine treffende Ausführung. Wacht er und war das Glück, welches er früher genossen, ein schöner Traum? Oder darf er seinen jetzigen trostlosen Zustand als ein arges Trugbild des Schlafes betrachten, der im Genusse höchster Lust ihn überfallen? Ja, es ist zugleich ein Wachen und ein Träumen. Nur zu sehr fühlt er, daß der Verlust des freien, fröhlichen Genusses des Lebens*) eine Wirklichkeit geworden, aber fühlt er auch die Wirklichkeit seines Zustandes, so kommt er ihm doch ganz unmöglich vor, so daß er ihn für einen Traum hält.

Immer mehr aus seiner Dämmerung aufwachend, fragt er sich, ob er denn wirklich die Gefangenschaft verschuldet habe. Aber sein Herz sagt ihm, daß er nichts verbrochen, daß sein ganzer Fehler nur ein Verdienst sei, da dieser nur darin bestehe, daß er seine herzliche Freundschaft einem Manne geboten, der ihn mit kalter Menschenverachtung zurückgestoßen. Lebhaft stellt er sich vor, mit welchen Gefühlen hingebender Liebe er Antonio entgegengetreten sei, wie er aber an dem Manne, den er für einen Menschen gehalten, weil er einem Menschen ähnlich sehe, statt einer empfänglichen Brust alles verschlossen, nur Schloß und Riegel gefunden habe. Freilich war dies nicht klug gehandelt, da er von früher her sein schroffes, widriges Wesen kannte, und er hatte sich deshalb auch ein gemessenes Betragen gegen den von Alphons angekündigten Mann weislich vorgesetzt**), aber durch die Prinzessin ließ er sich zu freundlicher Annäherung bestimmen, und was auch Schlimmes daraus für ihn entsprungen, der Gedanke, ihretwegen sich in dieses Elend gestürzt zu haben, erhebt und begeistert ihn. Aber voll leidenschaftlicher Glut kann er den geordneten Gedankengang nicht inne halten, vielmehr versetzt er sich, rasch abspringend, in den Augenblick, wo er die Prinzessin gesehen, wo sie vor ihm gestanden, wo sie zu ihm gesprochen, wo er sie vernommen, und wo ihm die höchste Seligkeit zu Theil geworden, die nichts ihm rauben könne; diese unaussprechliche Seligkeit, das Geständniß ihrer Liebe wagt er durch kein Wort zu entweihen, nur dessen ist er versichert, daß sie ihm ewig bleiben werde.

---

*) Die Verse: „Wo sind die Stunden hin — durchdrang?“ schildern die glückliche Freiheit, worin er im vollsten Genusse der schönen Natur und seines sehnenden Herzens sich erging. Demnach dürfen die Blumenkränze, die um sein Haupt spielten, nicht auf seinen von der Prinzessin ihm verliehenen Kranz bezogen werden, der auch kein Blumen-, sondern ein Lorbeerkranz war, vielmehr deuten sie auf das Ruhen unter reichblühenden Blumensträuchen hin. Ganz ähnlich heißt es in Antonio's schöner Schilderung Ariost's von den unter Blüthenbäumen ruhenden Gestalten, sie seien „umkränzt von Rosen“. Vgl. oben S. 139 Note *.

**) Die Ausgabe letzter Hand liest irrig: „O hätt' ich doch“, statt „hatt'“.

Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn*),
Sie sind auf ewig mein, es raubt sie nicht
Die Zeit, das Schicksal und das wilde Glück.**)

Wenn er in der durch jene Unterredung in ihm aufgeregten Begeisterung sich unvorsichtig zu rascher Leidenschaft hinreißen ließ und in glühendem Eifer den Gegner verletzte***), so kann ihn dies nicht gereuen, hätte er auch sein Lebensglück auf immer verscherzt. Dem Wunsch der Prinzessin mußte er ja folgen, und mag auch alles hin sein, das Bewußtsein, sich ihres Vertrauens werth gezeigt zu haben, versüßt ihm jedes Mißgeschick. Wie sehr verkennt er die Verhältnisse, wie arg verblendet ihn seine düstere Leidenschaft! Uebersieht er ja völlig in seiner einseitigen Verkehrung des Standes der Dinge, welchen tiefen Schmerz er gerade durch sein Auftoben der Prinzessin bereitet, wie diese ihn zur Mäßigung und Entbehrung gemahnt, wie sie ihm keineswegs aufgetragen, sich mit Antonio zu versöhnen, sondern die Versöhnung, der er nur nicht widerstreben solle, selbst in's Werk richten wollte. Nur sich, sein glühendes Herz, seine mächtige Leidenschaft erkennt er, alles übrige umhüllt ihm ein trüber Schleier.

Die Begeisterung, womit er der Prinzessin gedenkt, die ihn in allen Bedrängnissen und Nöthen, auch selbst in dieser traurigen Zeit, aufrecht erhalten werde, verraucht nur zu bald, er versinkt wieder trübe in sich, glaubt, es sei alles mit ihm vorbei. Vortrefflich ist es, wie der Satz, in welchem er seine Freude ausspricht, sich des Vertrauens der Prinzessin würdig gezeigt zu haben, in eine düstere Bezeichnung seines jetzigen Zustandes ausläuft, und so sein allmähliches Versinken ausmalt. Der Herzog, von diesem Wahne kann er nicht ablassen, hat ihm seine Gunst entzogen, er sieht sich einsam und verlassen, allein. Jammer, Kummer, Gram und alle Gespenster der Verdüsterung umschwirren ihn auf einmal, und er weiß nicht, wohin er vor ihnen fliehen soll. Auch hier verläugnet sich die lebhafte Einbildungskraft nicht, womit er alles ergreift, und die ihn jetzt in die schauervollste Höhle, in eine Hölle versetzt, die er sich nach Art des alten Tartarus ausmalt.

Das häßliche zweideutige Geflügel,
Das leidige Gefolg der alten Nacht,

---

*) Der Ausdruck entspricht genau den beiden vorhergehenden Versen:

Ich habe sie gesehn! Sie stand vor mir! (Blick)
Sie sprach zu mir (Ton), ich habe sie vernommen! (Sinn)

**) Unter dem „Schicksal" denkt er sich hier die Entfernung von der Prinzessin, sei es durch deren Tod oder ihr Verlassen des Hofes, unter dem wilden, gewaltsam zerstörenden „Glück" den ihn jetzt bedrohenden, ja schon eingetretenen Umsturz aller seiner Verhältnisse. Treffend bedient sich der Dichter der Personifikation.

***) Der Flamme, die mich nun selbst verzehrt.

Die Flamme der Wuth, die er gegen Antonio losließ, hat sich gegen ihn selbst zurückgewandt und sein eigenes Glück zu Grunde gerichtet. Aehnlich sagt Tasso II, 4 (vgl. oben S. 175), die Glut habe ihn und Antonio verletzt.

Es schwärmt hervor und schwirrt mir um das Haupt.*)
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umsaust**),
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweiter Auftritt. Dieser Auftritt bildet das Gegenstück zum letzten Auftritt des vorigen Aufzuges. Wie dort Antonio, durch Leonorens Gegenreden veranlaßt, seine Ansicht Tasso's, so spricht hier dieser seine Ueberzeugung von Antonio's feindselig neidischem Wesen scharf aus, und wie dort Antonio Leonoren um ihre Verwendung bittet, so theilt hier Leonore dem Tasso ihren Vorschlag mit, sich von Ferrara zu entfernen. Leonorens Frage, wie der Streit entstanden, und die daran sich schließende Vertheidigung Antonio's erhitzen Tasso noch mehr, der sich immer tiefer in seinen Wahn verrennt und seinen Gegensatz zu diesem in schärfster Weise ausprägt, gegen den er nichts gelte. Ihr selbstsüchtiger Vorschlag dient nur dazu, seinen Verdacht, daß man ihn gern los sei, daß der allmächtige Antonio alles gegen ihn aufwiegle, noch zu verschärfen, und die kalte Weise, womit Leonore die Frage nach der Gesinnung und Stimmung der Prinzessin beantwortet, läßt endlich, da er sich von Antonio's Verschwörung überall umsponnen glaubt, auch sein Vertrauen zur Prinzessin, seine letzte Stütze, wanken. Leonore entfernt sich, nachdem sie Antonio angekündigt, und zuletzt noch durch scharfe Betonung seines falschen Argwohns ihn erbittert hat, mit der Hoffnung, bald aus seinem Munde zu vernehmen, daß er sich zur Reise nach Florenz entschlossen habe. Im Gegensatze zu Leonoren, die ihm seinen Verdacht ausreden und ihn beruhigen will, entwickelt sich Tasso's Seele, die sich Antonio gegenüber in ihrer selbständigen Würde fühlt, zu lebendigem Gegenwirken, das sich leider zunächst nur in der seinem Wesen widersprechenden Verstellung bewährt, zu der er sich mit bitterstem Schmerze zusammenrafft.

Leonore hüllt ihre besorgte, verwunderungsvolle Frage***), wie Tasso sich zu solcher Leidenschaft habe hinreißen lassen

---

*) In der „Iphigenie (III, 1) heißt es von den Erinnyen, „der Nacht uralten Töchtern":

Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron.

Hesiod nennt unter den Kindern der Nacht auch den „leidvollen Jammer" (Ὀϊζὺν ἀλγινόεσσαν). Man vergleiche auch Virg. Aen. VI, 273—294. Tasso IV, 4. 5.

**) Er denkt sich diese ekelhaften Gestalten ähnlich wie die Stymphaliden und die Köpfe der Lernäischen Schlange, die den Mephistopheles im zweiten Theil des „Faust" (V. 12, 111 f.) umzischen.

***) Die erste Frage: „Was ist begegnet?" ist nur einführender Art. Ihre Vermuthung, wie es zum Streite gekommen, spricht Leonore in der zweiten Frage aus: „Hat dein Eifer dich, dein Argwohn so getrieben?" Aber die Verwunderung, wie dies möglich gewesen, schließt sich sofort an: „Wie ist's geschehn? Wir alle stehn bestürzt."

können, in süße Schmeicheleien, indem sie ihm außer seinem sanften, gefälligen Wesen richtige Beurtheilung der Personen, ruhigen Gleichmuth und kluge Selbstbeherrschung verschwenderisch beilegt. Aber Tasso schenkt dieser Schmeichelei, die abzulehnen er nicht der Mühe werth hält, gar wenig Beachtung, und benutzt sie nur, um den Uebergang zu der gewaltigen, wirklich bei ihm eingetretenen Veränderung zu machen. Ja, er sei auf einmal aus einem reichen Manne zum Bettler geworden, er sei, wie sie sage, nicht mehr er selbst, und sei es doch noch; freilich scheine dies ein Räthsel, und doch sei es keines. In solchen spitzigen Gegensätzen ergeht sich Tasso's in sich zerfallende Seele mit besonderer Lust, wie wir dies schon im vorigen Selbstgespräch sahen. Sofort deutet er das Räthsel durch ein treffendes Gleichniß. Wie der Mond, wenn er vom Sonnenglanz überstrahlt werde und nur als „ein unbedeutend blasses Wölkchen"*) am Horizont sich zeige, ein ganz anderer scheine, als wenn er bei dunkler Nacht mit seinem Scheine das Gemüth unwiderstehlich locke, so verdunkle auch ihn der Schein des Tages, so daß er den Freunden unkenntlich sei — natürlich meint er nichts anderes, als Antonio's Ansehen verdränge ihn —, und hierdurch werde er sich selbst unkenntlich, da das liebevolle Vertrauen sein Leben einzig gehoben habe. Leonore kann dies unmöglich zugeben; sie versteht dies nicht in der Weise, wie Tasso es sage, hält es für eine Täuschung, die wohl eine Folge der Kränkung sei, welche die Beleidigung Antonio's, der ja von schroffer Natur sei, ihm bereitet habe, und sie bittet, er möge ihr sein Vertrauen schenken. Aber Tasso hängt sich hier, wie auch sonst, eigensinnig an eine nebensächliche Aeußerung an, auf die sein Unwille sich wirft, und er entgegnet der Freundin, er sei ja nicht der Beleidigte, sondern der Beleidiger, der seiner Schuld wegen bestraft werde: sonst pflege wohl die Beleidigung durch einen Zweikampf gesühnt zu werden, aber der Fürst habe ihn deshalb zum Gefangenen gemacht, züchtige ihn wie einen Schüler, der keinen Anspruch auf eine solche ritterliche Sühnung habe. So sehr verkennt er noch immer die einfache Thatsache, daß nicht der Fürst, sondern das Gesetz ihn strafe, das dieser auf alle Weise zu seinen Gunsten gemildert hat. Leonore erwiedert, er nehme den Befehl von Alphons gar zu hoch, wenn er sich als einen wirklichen Gefangenen, als einen Bestraften betrachte, doch Tasso will auf die Strafe selbst, die ihn keineswegs wie ein schwaches Kind niederbeuge, nicht so viel Gewicht legen, als auf das, was sie ihm bedeutet: er sehe wohl, daß seine Neider und Feinde über ihn den Sieg davon getragen haben, die frei und offen, da sie ihn beseitigt haben, schalten und walten, ihn auf jede Weise verdächtigen können. Hieran hängt er sich allein an.

Leonore versucht, sein Vorurtheil gegen seine angeblichen Feinde, besonders gegen Antonio, zu verscheuchen, allein Tasso wird durch ihre Gegenreden immer erhitzter, so daß er endlich in höchster

*) „Unbedeutend" ist hier wohl adverbial zu nehmen; auf eine solche Weise ist das Wölkchen blaß, daß es ganz unbedeutend erscheint. Vgl. oben S. 160 Note *.

Erbitterung äußert, er müsse ihn nun einmal als seinen Feind betrachten, wäre er es auch nicht. Auch Antonio feinde ihn nicht an, bemerkt Leonore, und sie will den heutigen Streit in anderer Weise erklären. Allein Tasso läßt sie nicht ausreden: dieses Streites will er gar nicht gedenken, Antonio sei ihm einmal seinem ganzen Wesen nach zuwider, sei ein stolzer, neidischer, hämischer Mensch. Dies führt er auf das schärfste aus, wobei die Zwischenreden Leonorens treffend zur Fortführung des Fadens benutzt werden. Antonio wolle mit steifer, ungeschickt sich gebärdender, der Anmuth entbehrender, pedantischer Klugheit nur immer den Meister spielen, seine Weisheit anderen aufdringen, immer nur, als ob er allein alle Einsicht habe, belehren; statt auf andere zu achten, bringe er nur immer seine Weisheit vor, als ob der andere gar nichts wisse, er höre nicht, was dieser sage, den er lächelnd zu übersehn glaube.*) Eine solche Behandlung habe er nicht länger dulden können; er habe mit ihm brechen müssen, da er nicht neben dem einen Herrn, der ihn nähre und dessen Dienst er sich gern widme, einen andern anerkennen möge. Die kluge, stets sicher und fest urtheilende Welterfahrung Antonio's mußte Tasso natürlich verletzen, da jener ihn für einen leeren Träumer hielt, der nur in einer selbstgeschaffenen Welt lebe, für ein Kind, das bloßen Einbildungen folge. Allein nicht bloß seine lehrhafte Weisheit, sondern auch sein Lob ist ihm zuwider. Leonorens Erinnerung, Antonio spreche oft genug mit Achtung von ihm, gemahnt ihn an die feine und kluge Weise, wie jener als ein weit über ihm stehender Richter mit scheinbar wohlwollender Schonung, die er wohl an ihm kenne, von ihm zu reden, sein Lob so umwunden und bedingt auszusprechen verstehe, daß ein ehrlicher Tadel ihm viel lieber wäre. Will ihm nun auch die Freundin dies nicht auszureden versuchen, so glaubt sie ihm doch versichern zu dürfen, daß er stets mit aller Auszeichnung von seinem bedeutenden Talent spreche, seinen Werth wohl fühle und schätze. Aber Tasso, der sich gerade hier in seinem wirklichen Werthe Antonio gegenüber fühlt, kann unmöglich zugeben, daß dieser ihm sein Talent gönne, und ihm bei anderen Anerkennung verschaffe. Ein selbstisches Gemüth — als ein solches erscheint ihm nun einmal der weltkluge Mann — verfalle immer dem „engen", in seiner Haut sich unbehaglich fühlenden und nach fremdem Besitzthum schmerzlich sich sehnenden Neide, aber es könne eher alle sonstigen Güter dem andern gönnen, als das Talent, diese Himmelsgabe, die durch keine Bemühung erreicht, durch kein Mittel (neben äußeren Mitteln, Gold und Schwert, nennt er Klugheit und Beharrlichkeit) erzwungen werde. Wie könne er ihm, dem armen verwaisten Jüngling (Antonio nennt ihn V, 1 einen armen Edelmann), die Gabe der Dichtkunst gönnen, da er selbst auf Dichterruhm unglücklich genug ausgehe!

Er, der mit steifem Sinn**)
Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?

*) Man vergleiche hiermit die ähnliche Aeußerung gegen Antonio selbst II, 3, S. 140, oben S. 168.

**) Eben warf Tasso ihm steife Klugheit vor, und daß die Grazien bei seiner Wiege ausgeblieben, äußert er II, 1 gegen die Prinzessin. Die linde Gewalt des Genius,

Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint?

Daß Goethe den Antonio sich auch als Dichter versuchen läßt, ist sehr natürlich bei der zu Tasso's Zeit an den Italiänischen Höfen allgemein verbreiteten Pflege der Dichtkunst, welcher sich besonders niemand entziehen konnte, der sich bei den Frauen in Gunst zu setzen bestrebt war. Wenn Tasso dem Antonio nachsagt, daß er auf Dichterruhm ausgehe, so mag man darin eine Uebertreibung erkennen, aber daß dieser wirklich nicht ohne eine Art von Neid auf Tasso's „Lippenspiel und Saitenspiel" (II, 3) sah, das, verbunden mit seinem gefälligen tiefgemüthlichen Wesen, ihm besonders der Frauen Gunst erwarb, müssen wir wohl annehmen. Tasso's scharfe Ausprägung böswilliger Mißgunst von Seiten Antonio's darf Leonore mit Recht in entschiedenster Weise in Abrede stellen, allein dieser wird dadurch nur heftiger gereizt, so daß er, in bitterstem Aerger, auch die Freundin so offenbar von Antonio umstrickt zu sehn, in die leidenschaftliche Aeußerung ausbricht, irre er in seiner Ansicht vom Gegner, so finde er doch in diesem Irrthum eine gewisse Wollust, er denke ihn sich gern als seinen ärgsten Feind, und es würde ihn tief schmerzen, müßte er ihn sich irgend gelinder denken, ja er verirrt sich im marternden Gefühl, sich so sehr verkannt zu finden, zu der Behauptung, es sei thöricht, wolle man in allen Dingen billig sein, es hieße dies sich selbst zerstören: dem Menschen sei es nicht gegeben, gegen alle billig zu sein, er bedürfe in seinem „engen", das verschiedenste in so beschränktem Raume verbindenden Wesen der sich entgegenstehenden, mit einander wechselnden Empfindungen der Liebe und des Hasses, wie Tag und Nacht, Schlafen und Wachen mit einander abwechseln müsse. So wirft Tasso denn seinen ganzen Haß auf Antonio, und die Lust daran soll ihm nichts entreißen; ja er ist so leidenschaftlich verblendet, daß sein sonst so edler Geist in sein gerades Gegentheil umschlägt, und von keiner Gerechtigkeit etwas wissen will.

Leonorens einlenkende Bemerkung, wolle er auf diesem Sinne beharren, so könne er unmöglich am Hofe bleiben, wo Antonio so viel gelte und gelten müsse, entreißt Tasso das bitter schmerzliche Geständniß, er sehe wohl ein, daß er hier längst überflüssig sei, wie er sich auf launenhafteste Weise selbstquälerisch einbildet, indem er sich gegen Antonio zurückgesetzt glaubt. Die verbindliche Anrede „schöne Freundin" ist nur eine Erwiederung auf Leonorens Bezeichnung Tasso's als „theurer Freund". Am Anfange des Auftritts hatte sie ihn als „lieben Tasso" angeredet, was er erst später bei seiner Erinnerung, daß er in einem Kerker sich befinde, durch „zarte Freundin" erwiedert; sonst bedient sie sich des einfachen „mein Freund". Vergebens betheuert ihm Leonore, nimmer könne er hier überflüssig werden, vergebens erinnert sie ihn, wie sehr der Herzog, die Prinzessin und ihre von Zeit zu Zeit einsprechende Schwester sich seines Umganges freuen, wie sie alle gut und übereinstimmend von ihm denken, ihm alle

---

die keine hartnäckige Ausdauer und keine berechnende Klugheit zu verleihen vermag, fehlt dem Antonio.

unbedingt vertrauen. In seiner argen Mißstimmung gegen den Herzog, der ihn dem Antonio opfere, beklagt er sich mit tief ergriffener, sich hier ganz öffnender Seele — die Freundin nennt er hier in vertraulichster Weise bei ihrem Namen — über die Zurücksetzung, welche er im Vertrauen des Fürsten gegen Antonio leide. Nie habe dieser über seine wichtigsten Angelegenheiten, wo es den Staat gelte, irgend ein Wort gegen ihn geäußert, seinen Rath verlangt, da habe er alles einzig und allein dem Antonio anheim gestellt. Eine solche Klage ist dem Tasso völlig neu, nur seiner ganz erschütterten und umgewandten, alle Verhältnisse zu seinem Argwohn gierig ausbeutenden, neidisch auf Antonio hinschauenden Seele kann sie wie trübes Gewölk entsteigen. Mag auch Leonore mit Recht dagegen bemerken, er habe dem Herzog vielmehr dafür zu danken, der ihn gerade dadurch vor allem ehre, daß er ihm die völligste Freiheit gestatte, ihn nicht für ihm ferne liegende Dinge in Anspruch nehme, er bildet sich nun einmal ein, Alphons nehme seinen Rath nur darum nicht in Anspruch, weil er ihm keine Einsicht zutraue, und er glaubt sich dadurch zurückgesetzt. Freilich hat er darin Recht, daß der Herzog in solchen Dingen Antonio's Erfahrung viel höher anschlägt, ihn selbst am wenigsten dazu geschickt hält — und wie sollte es anders möglich sein, da der Dichter ganz in sich versunken lebt, der Welt nur zuweilen einen Blick zuwirft, in ihrem Treiben, wie er selbst gesteht, ganz unerfahren ist! —, allein er schiebt dieser Unerfahrenheit willkürlich den Begriff völliger Nutzlosigkeit unter, behauptet, der Fürst bediene sich seines Rathes nicht, weil er ihn geradezu für unnütz halte, worauf Leonore mit Recht erwiedert, er sei gerade dadurch nicht unnütz, daß er ruhe, daß er sich ganz sich und seinen dichterischen Eingebungen überlasse. Leonore bedient sich des Wortes *ruhen* hier in ganz anderm Sinne als Tasso, wie ein solches Spiel mit Worten in derartigen Wechselreden sehr häufig angewandt wird. Vgl. oben S. 127 Note *.

Hier aber macht sie ohne weiteres *den Uebergang zur Mittheilung ihres Planes, daß er sich von Ferrara entferne, und zu ihr nach Florenz komme.* Sie bedauert, daß Tasso zu Ferrara ganz unnöthiger Weise Verdruß und Sorge selbstquälerisch nähre, und nicht davon ablassen könne, und sie will nur zu deutlich sehn, daß er auf diesem schönen Boden nicht gedeihe, wie sehr auch das Glück ihn gerade dadurch zu begünstigen geschienen habe, daß es ihn hierher verpflanzt.*) Nur mit scheuer Zurückhaltung, worin sich sowohl liebevolle Schonung als das Bewußtsein ausspricht, nicht ganz redlich zu handeln, wagt sie das einzige Mittel auszusprechen, welches eine Besserung herbeizuführen im Stande sei, seine Entfernung. Hatte bisher Leonorens Vertheidigung Antonio's ihn immer mehr dieser entfremdet, so vollendet dieser Vorschlag die entschiedene Trennung von ihr. Wie sehr er auch in seinen Unwillen sich verrannt hatte, der Gedanke, Ferrara zu verlassen, wo alle Wurzeln seines Wesens

*) Man vergleiche zum Bilde die Aeußerung an Frau von Stein vom 8. November 1777: „Hernach fand ich, daß es das Schicksal, da es mich hierher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie man's den Linden thut u. s. w." S. auch Riemer II, 51.

ruhten, war ihm bisher noch nicht gekommen; jetzt, wo er, von der schmeichlerischen Freundin geäußert, ihm wie ein Unmögliches, das zur Wirklichkeit geworden, vor die Seele tritt, muß er argwöhnen, dieser Gedanke komme von seinem Feinde, der auch Leonoren in sein Spiel gezogen, deren scheue, befangene Weise ihm zum Ueberfluß beweist, daß sie nicht aus Herzensgrund zu ihm redet. Und freilich hat er darin Recht, daß er an ihrer offenen Redlichkeit diesmal zweifelt, nur handelt sie nicht zu Antonio's, sondern zu ihren eigenen Zwecken, will durch seine Entfernung nicht sowohl diesem den vollständigen Sieg verschaffen, als vielmehr den Dichter für sich selbst gewinnen, ihn sich selbst ganz zueignen. Nicht ohne Bitterkeit fordert Tasso die „kluge, gute Freundin" auf, ihm nur die Arzenei zu bieten, wie übel sie ihm auch schmecken möge — man erinnere sich hierbei, wie sehr Tasso übelschmeckende Arzenei verabscheute, was freilich erst im folgenden Aufzug erwähnt wird —; gelte es ja, ihn zu heilen. Selbst sehe er jetzt sehr wohl ein, daß es mit ihm vorbei sei, daß er weichen müsse, was er denn mit verzweifelnder Bitterkeit weiter ausführt. Er könne wohl Antonio verzeihen, aber dieser nicht ihm, und jenes bedürfe man, seiner nicht, da ihm die Klugheit mangle, welche jenen auszeichne.*) Und jener wisse geschickt ihm den Boden unter seinen Füßen wegzuziehen: jener wisse geschickt ihm zu schaden, er könne, möge nichts dagegen thun; die Freunde aber ließen dies ruhig gehn, meinten, es sei nichts, sie widerstrebten jenem kaum, wo sie kämpfen sollten. Ja er sehe, sie habe Recht, und so wolle er gehn, auch diesen Schmerz ertragen. Seine Freunde hätten sich schon von ihm geschieden, und er werde hoffentlich auch Muth und Kraft gewinnen, die Scheidung zu ertragen.

Leonore, statt ihn aus diesen leidigen Gedanken aufzustören, sucht ihm den Vortheil der Entfernung weiter zu entwickeln. In der Ferne werde er recht erkennen, welche Liebe und Treue ihn hier umgeben habe, und wie die weite Welt die Nächsten nicht ersetze. Tasso, der sich schon hülflos in der Fremde schweifen sieht, bemerkt bitter, indem er sich an die letzte Aeußerung anhängt, ja er werde dies erfahren;**) wisse er ja schon von Jugend an, wie einsam und hülflos die Welt uns zu lassen pflege, die sich so wenig um den einzelnen kümmere, als Sonne und Mond und andere Götter, unter denen er wohl nicht sowohl andere Naturkörper als die Fürsten versteht, auf die er ergrimmt ist. Vgl. oben S. 97 Note ***. Leonore aber führt ihren Vorschlag weiter aus. Jene traurige Erfahrung seiner Jugend (vgl. oben S. 137) solle er nach ihrem Vorschlage keineswegs wiederholen. Sie rathe ihm, zuerst nach Florenz zu gehn, wo eine Freundin freundlich für ihn sorgen werde; ja

---

*) Nach „meiner nicht" sollte statt des Punktes eigentlich ein Komma stehn. Der Vers: „Und er ist klug u. s. w." gehört enge mit dem vorhergehenden zusammen, nicht mit den folgenden Versen, wie auch das zweite ironische „leider" zeigt.

**) Der Dichter wählt statt des bestimmten „ich" das allgemeinere „wir", so daß Tasso die Aeußerung Leonorens als allgemeinen Satz faßt.

er brauche nicht in Sorgen deshalb zu sein, da sie selbst es sei, die sich seiner annehmen wolle. Eine gewisse Scheu vor sich selbst und ihrem Eigennutze läßt sie nicht gleich ihren Namen verrathen; kaum aber hat sie das Geheimniß ausgesprochen, so sucht sie ihm jenen Aufenthalt daselbst so reizend als möglich zu schildern. Sie gehe selbst in den nächsten Tagen dorthin, und sie könne ihrem Gemahle keine größere Freude bereiten, als wenn sie ihn mitbringe. Zugleich erinnert sie ihn an den edlen Fürsten aus dem Geschlechte der Medicis, an die ausgezeichneten Männer und Frauen, die er in dieser schönen, allgepriesenen Stadt finden werde. Tasso wird durch diesen, wie es ihm scheint, doch offenbar auf sein Verderben abgesehenen Plan zu sehr betroffen, als daß er sich augenblicklich ganz zu fassen vermöchte: deshalb verschiebt er es, entschieden darauf zu antworten, und hüllt sich — zum erstenmal entschließt er sich, hierzu seine Zuflucht zu nehmen, worin wir einen Anfang besonnenen, die Zwecke bedenkenden Handelns erkennen —, er hüllt sich in Verstellung, indem er bemerkt, dieser Vorschlag sei ihm gar reizend, er entspreche ganz seinem eigenen lang gehegten Wunsche. Und seine Verstellung gelingt ihm in der That so vortrefflich, daß Leonore die schönste Hoffnung faßt*), und mit dem Wunsche scheiden will, Tasso möge nur alles wohl bedenken, wo er dann schwerlich einen bessern Rath finden werde.

Ist Tasso zu der Ueberzeugung gelangt, daß Antonio sein tödlicher Feind sei, der ihm die Gunst des Herzogs entzogen und nun auch Leonoren auf seine Seite gezogen habe, so bleibt ihm nur noch eine Hoffnung, die Gunst der Prinzessin. Deshalb kann er nicht unterlassen, Leonoren nach der Gesinnung dieser zu fragen, und ob diese in seine Entfernung willigen werde. Die schlaue Freundin hält es nicht für zweckgemäß, ihm hierüber die volle Wahrheit mitzutheilen, sondern erwiedert auf eine so kalte, den tiefen Schmerz der Prinzessin ganz umgehende Weise, daß Tasso auch von dieser Seite entschiedene Gleichgültigkeit argwöhnen muß, was er freilich Leonoren gegenüber nicht äußert. Könnte er ahnen, daß Leonore ein eigennütziges Spiel treibe, so würde er auf diese Aeußerung nichts geben; da diese aber eben die vertraute Freundschaft der Prinzessin zu ihm hervorgehoben, so kommt er, einmal in die Netze des immer weiter sich ausspannenden Argwohns gefallen, nicht zur Vermuthung, daß sie die Prinzessin, für

---

*) In den Worten:

Ich gehe mit der schönsten Hoffnung weg,
Für dich und uns und auch für dieses Haus,

könnte man eine Hindeutung darauf sehn, daß Tasso später nach Ferrara zurückkehren werde, aber daran denkt sie nicht, vielmehr meint sie, ihn dem Hofe besser zu erhalten, wenn er sich entferne, als wenn er bleibe, wo es zu den unangenehmsten Auftritten und endlicher feindseliger Trennung kommen werde. Der Hoffnung, Tasso bei ihren Besuchen zu Ferrara mit dorthin zu bringen, die sie III, 3 geäußert hat, will sie auch jetzt nicht entsagen.

deren innigste Freundin er sie hält, gleichgültiger gegen ihn darstelle, als sie wirklich ist. So verschlingen sich denn die Verdachtsfäden zu einem unauflöslichen Knoten, in welchen die Prinzessin selbst hereingezogen wird.

Der allgemeinen Frage an die „geliebte Freundin" (wie er sie mit verstellter Zutraulichkeit nennt), welche Gesinnung die Prinzessin gegen ihn hege, schließt sich die besondere an, ob sie erzürnt auf ihn sei, was sie über ihn gesagt, und weil Leonorens Antwort ihm nicht rasch genug erfolgt, äußert er die Furcht, sie habe ihn wohl sehr getadelt. Da er dringend die zuverlässigste Auskunft hierüber wünscht, so bittet er sie, doch ganz frei zu reden. Ihre gemessene Antwort, sie habe ihn leicht entschuldigt — welch innigen Antheil mußte er statt dessen von ihr erwarten! —, veranlaßt ihn zu der neuen Frage, ob er bei ihr verloren, und da Leonore hierauf nur mit einem allgemeinen Satz ausweichend erwiedert, kommt er auf den Hauptpunkt, der ihn über die Gesinnung der Prinzessin am sichersten aufklären wird, ob sie ihn gern entlassen werde. Leonorens Erwiederung, sie werde dies gern thun, sehe sie, daß es zu seinem Wohle gereiche, veranlaßt ihn zum Ausdruck seiner Zweifel, ob er sich entfernen dürfe: aber diese Zweifel sind keineswegs ernstlich gemeint, vielmehr gibt Tasso, der sich nach den kühlen Aeußerungen Leonorens bereits von der Gleichgültigkeit der Prinzessin überzeugt hält, diese nur vor, um noch klarere Beweise für jene aus ihren Erwiederungen zu entnehmen. Zunächst äußert er das Bedenken, ob seine Entfernung ihn nicht der Gnade des Fürsten verlustig machen werde, worauf Leonore erwiedert, in seiner Großmuth könne er sicher ruhen, was Tasso, im Wahne, der Herzog habe ihn ganz aufgegeben, und man wolle sich seiner Entfernung nur bedienen, um ihn dem schwärzesten Verdacht auszusetzen, als eine absichtliche Täuschung betrachten muß. Den weitern Zweifel, wie sie die Fürstin denn, da auch die Freundin von ihr gehe, so ganz allein lassen dürften, wobei er erinnert, daß er jener, wenn auch wenig, doch etwas gewesen sei, beseitigt Leonore mit der schalen Abfertigung, wenn der Freund selbst fern sei, so leiste die Gewißheit, daß er sich glücklich finde, eine gar freundliche Gesellschaft. Wie sehr muß die herzliche Neigung der Fürstin zu ihm erkaltet sein, die vor kurzem ihre vollste Herzenshingabe und das innige Glück so warm angedeutet hatte, welches sie in seinem Umgange genieße — wenn sie so leicht, als gelte ihr seine Person gar nichts, über seine Entfernung sich zu trösten weiß!

An die mit begeisterter Zuversicht ausgesprochene Ueberzeugung, daß Tasso sich in der Ferne ganz glücklich finden werde*) — und hiermit ist es Leonoren, die den Dichter für sich zu gewinnen hofft, völliger Ernst —, schließt sich die Versicherung an, daß er auch von Ferrara nicht unzufrieden scheiden werde, da Antonio auf des Fürsten Befehl kommen solle, um wegen seiner Bitterkeit gegen ihn sich zu entschuldigen. Daß der Fürst ihm die Versöhnung

*) Seit der ersten Ausgabe hat sich nach den Worten „ich sehe dich beglückt" Komma statt des Punktes erhalten, wogegen oben in dem Verse: „Und hülflos einsam läßt u. s. w." das falsche „und" schon in der dritten Ausgabe in „uns" verbessert ist.

befohlen, hat Antonio ihr keineswegs vertraut; Leonore fügt dies willkürlich hinzu, um den Tasso dadurch von der Gunst des Herzogs um so fester zu überzeugen. Ihre ganz von Herzen kommende Bitte, er möge den Antonio gelassen aufnehmen, erwiedert Tasso, der sich seinen Feinden gegenüber immer selbständiger fühlt, mit dem sichern Gefühl seines redlichen Bewußtseins, das sich nicht das geringste ihm gegenüber vorzuwerfen habe. Aber Leonore kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß er noch vor seiner Abreise erkennen möge, daß weder Antonio noch sonst jemand in ganz Italien*) ihm übel wolle, und ihm feindlich gegenüberstehe. Durch die mit großer Herzlichkeit ausgesprochene Hoffnung, ihn bald völlig zu überzeugen, daß er sich selbst in seiner Einbildung dieses ganze Netz von Verfolgungen zu eigener Kränkung gesponnen habe, und ihn zu frohem, ungetrübtem Lebensgenusse ganz zu gewinnen, gedenkt sie beruhigend auf Tasso zu wirken, aber diesen kann gerade nichts mehr aufbringen, als die Vorstellung, er dichte sich alle diese Verfolgungen in argwöhnischer Verstimmung zusammen, und wie viel mehr in diesem Augenblicke, wo es ihm fest steht, daß alle ihn aufgegeben haben, alle auf der Seite des triumphirenden Gegners stehen, der nur noch den letzten Schlag mit schlauer List gegen ihn vorbereite. Diese wie Hohn ihm klingenden, ihn zu einem eingebildeten Träumer herabwürdigenden, auf seinen Blödsinn, wie er meint, berechneten Worte drücken der ganzen, von Anfang bis zu Ende das gerade Gegentheil von Leonorens Absicht zu Wege bringenden Unterredung das Siegel auf. Ihre Hoffnung, bald aus Tasso's Munde eine ihr günstige Entscheidung zu vernehmen, beruht auf völligster Verkennung, wie Leonore selbst einsehn müßte, risse sie nicht der dringende Wunsch, ihr Ziel zu erreichen, in leidenschaftlichstem Eifer mit sich fort.

Dritter Auftritt. Tasso, dessen Ingrimm über Leonorens letzte Zumuthung gährend aufkocht, ist fester als je von den nur zu glücklichen Verfolgungen seiner Feinde überzeugt. In Leonoren, der süßen Schmeichlerin, der er von jeher nicht getraut, von der er sich aber in leidiger Eitelkeit immer wieder hat anziehen lassen, sieht er nur ein Werkzeug seines triumphirenden Gegners, in dem Vorschlag, nach Florenz zu gehn, nur die Absicht, ihn dem Herzog als treulos und undankbar zu verdächtigen. Der Entschluß steht in ihm fest, Ferrara zu verlassen, aber die Absicht seiner Gegner, ihn nach Florenz zu bringen, will er vereiteln. Hier in Ferrara hält ihn jetzt leider nichts mehr, da ja auch die Prinzessin, die ihn so kalt von sich lassen will, wie er Leonoren glaubt, nichts für ihn fühlt. Er will und muß weg, und er redet sich selbst dringend zu, sich nur

*) Dies ist offenbar unter dem Vaterland zu verstehn. Tasso selbst nennt II, 1 Italien „das Vaterland, das eine, schmale, meerumgebne Land". Nach Serassi glaubte Tasso, seine Feinde seien allenthalben durch Italien verbreitet. Hier ist ohne Rücksicht darauf der Ausdruck absichtlich weiter ausgedehnt, um die völlige Nichtigkeit seines Argwohns scharf auszusprechen, ähnlich wie man sagt „niemand in der Welt".

durch keinen Schein von Freundschaft und Güte wieder täuschen zu lassen, wie es ihm bei der Prinzessin geschehen. So hat sich Tasso in sein Verdachtsgewebe ganz eingesponnen; im Augenblick, wo er sich von jeder noch so lieben Täuschung befreit zu haben glaubt, hat er sich im allerärgsten, weitreichendsten Irrsal wie in einer unbezwinglichen Burg festgesetzt, die er auf Tod und Leben zu vertheidigen sich rüstet.

Die letzte Aeußerung Leonorens, sie hoffe ihm noch vor seiner Entfernung von Ferrara den Beweis zu liefern, daß sein ganzer Verdacht auf einem seltenen Irrwahn beruhe, die er selbst weiter dahin ausführt, daß er bekennen solle, er thue manchem mit seinem Verdachte arges Unrecht*) — diese seinem Verstande den höchsten Blödsinn zutrauende Aeußerung muß ihn auf das tiefste verletzen, da er gerade in diesem Augenblick den vollsten Beweis in Händen zu haben glaubt, wie tückisch man darauf ausgehe, ihn zu Grunde zu richten, wie der Fürst, dessen vollster Gunst man ihn versichere, nicht bloß in seiner Beurtheilung, sondern auch in seinem Handeln zu seinem entschiedenen Nachtheil durch seine Feinde bestimmt werde, so daß er nichts mehr von ihm hoffen dürfe.

Den letzten, klug ersonnenen Anschlag seiner Feinde sieht er in dem Vorschlag, sich zu entfernen. Der Herzog ist ganz in dem Netze seiner Feinde, was er selbst nicht fühlen kann, und Tasso vermag nicht, die Betrüger zu entlarven; nur damit diese um so ungestörter und bequemer ihre Verdächtigungen betreiben können, deshalb, meint er, solle er von ihm zurückgehalten werden, ja sich von hier entfernen.

Seine Feinde haben jetzt auch Leonoren, die schmeichlerische Verrätherin, für sich gewonnen. Leonore ist es, die „zarte Freundin", die so klug „mit lieber, treuer Meinung" ihn hierzu zu bestimmen sucht; jetzt erst erkennt er ganz die Schmeichlerin, der er nur zu viel getraut, da sie mit süßen Worten ihm ihre Gunst und Zärtlichkeit bezeigte, das listige Herz, das sich ganz nach dem Winde der Gunst dreht. Er macht sich selbst den bittern Vorwurf, daß er sich bisher — jetzt glaubt er sich gegen jede Täuschung vollauf gesichert — so gern über sie und andere getäuscht habe, durch Eitelkeit verführt; so wenig schont er sich selbst in diesem Augenblicke, wo er alle Bande sprengen will. Er habe ja gleich ihr Wesen durchschaut, aber sich dem schmeichlerischen Wahn hingegeben, sie sei gegen andere unredlich, gegen ihn offen und treu;**) nun aber sehe er zu spät, daß sie sich nur deshalb an ihn so zart angeschmiegt habe, weil er in Gunst gestanden, wogegen sie sich jetzt von ihm abwende, wo das Glück

---

*) Weiter oben, wo Tasso zuerst seiner Feinde gedachte, bemerkte Leonore:

Du hast gar manchen fälschlich im Verdacht,
Ich habe selbst mich überzeugen können.

**) Tasso erscheint hier, wie es bei dieser Umwälzung seines Innern ganz natürlich ist, ungerecht gegen sich selbst; denn daß er kein Vertrauen zu ihr habe fassen können, gestand er selbst der Prinzessin (II, 1). Vgl. oben S. 154 f.

ihn verlassen habe. Denn nur zu wohl erkenne er, daß sie als Werkzeug seines Feindes komme, daß sie schlangengleich heranschleiche und die zauberischen Töne, die sie mit glatter Zunge zische, ihn nur in's Verderben locken sollen.*) Dem Tasso schwebt hierbei das Bild von Verwandlungen von Schlangen in verlockende schöne Jungfrauen vor, wovon die Sagen viel berichten. Wie lieblich sie ihm auch entgegentrat, wie einnehmend auch jedes Wort von ihrer Lippe tönte, diesmal erkannte er nur zu klar — und er bildet sich auf diesen Scharfblick dem Blödsinn gegenüber, den man ihm zugetraut hatte, nicht wenig ein —, daß es verlockende Schmeichelei sei, daß sie das Gegentheil im Herzen dachte; fühle er ja sogleich, wenn man sein Herz gewinnen wolle, und es nicht redlich meine. Dies letztere dürfen wir im allgemeinen zugeben, aber gerade jetzt war dies am wenigsten der Fall. Freilich hegte Leonore einen eigennützigen Plan, und die Scheu, womit sie diesen vorbrachte, konnte ihm nicht entgehn, allein sie war weit entfernt, zu seinem Untergange wirken zu wollen, vielmehr wähnte sie, ihn wirklich zu beglücken, wenn sie auch dabei zunächst sich allein im Sinne hatte, und Tasso traute ihr gerade darin, worin er ihr am entschiedensten hätte mißtrauen sollen, in ihren Aeußerungen über die Prinzessin. So sehr hatte ihn der schwärzeste Verdacht umstrickt, daß ihn seine sonst so feine Ahnung täuschte. Hatte er Leonoren früher nie getraut, so mußte er jetzt um so entschiedener vor ihr sich in Acht nehmen, aber sein Argwohn umzog alles so sehr mit einem trüben Schleier, daß er nur dasjenige ergriff, was diesen nähren konnte, was seiner schönsten Hoffnung den Todesstoß versetzte.

Die Absicht jenes von Leonoren ihm mitgetheilten, von Antonio herrührenden Planes glaubt er wohl zu erkennen. Nicht umsonst solle er nach Florenz gehn, er verstehe die Absicht gar wohl; dort herrsche das noch junge Haus der Mediceer (Alessandro dei Medici wurde 1531 von Karl V. als erster Herzog von Florenz eingesetzt), das zwar mit Ferrara nicht in offener Feindschaft stehe, aber beide Häuser lebten doch in neidischer Spannung**), so daß, wenn er von jenen edlen Fürsten***) Zeichen ihrer Gunst empfangen würde,

---

*) Wir haben schon früher bemerkt, daß Leonore als eine kleine liebliche Gestalt gedacht wird; ihr leichtes Hinschweben legt dem Dichter die Vergleichung mit einer heranschleichenden Schlange sehr nahe. Eben hieß es, sie wende sich „mit leisen, klugen Tritten" nach der Gunst, und V, 5 glaubt Tasso die „leisen Tritte" der „verschmitzten kleinen Mittlerin" rauschen zu hören, den Kreis zu kennen, um den sie „geschlichen".

**) V, 1 spricht Alphons seine Furcht aus, der kluge Medicis möge ihm in Rom den Tasso entwenden. Ueber die Spannung des Herzogs mit den Medicis vgl. oben S. 70. Hier bedient sich Goethe der aus der Latinisirung des Namens hervorgegangenen Form „Mediceer", welche früher allgemein üblich war, wo von der ganzen Familie die Rede war (so finden wir sie auch B. 29, 164), wogegen die Italiänische Form „Medicis" (eigentlich dei Medicis) V, 1 S. 207 steht.

***) Man könnte vermuthen, es sei zu lesen „von jenem edlen Fürsten", doch ist auch die Mehrheit nicht geradezu verwerflich, die im allgemeinen den Stand, nicht die Person bezeichnen würde. Vgl. oben S. 197 Note **. Bei den altklassischen Dichtern ist dieser Gebrauch der Mehrheit weit verbreitet. So steht reges von einem Könige bei Hor. carm. I, 29, 4. IV, 12, 8.

wie zu erwarten stehe, man dies geschickt zur Verdächtigung seiner Treue mißbrauchen würde. Unter dem Höfling ist, obgleich die Einheit hier allgemein steht, zunächst Antonio zu denken.

Er fühlt zu tief, daß er hier, wo eine allgemeine Verschwörung ihn umstrickt, nicht länger bleiben kann, aber er will den Verschwörern nicht ihren Willen thun, sondern sich weiter entfernen. Hier hält ihn ja nichts mehr, da er aus Leonorens Worten nur zu deutlich zu verstehn glaubt, daß auch die Prinzessin nichts für ihn fühle. Sein krankhafter Scharfsinn glaubt Leonoren das Geheimniß klug entlockt zu haben*), und bildet sich nicht wenig auf sein geschicktes Ausholen der schlauen Freundin ein.**) Die bittere Wahrheit kann und will er sich nicht verhehlen, die ihm Leonore unvorsichtig enthüllt, daß auch jene ihn aufgegeben habe. Ihr Wort, sie werde ihn gewiß gern entlassen, wenn es zu seinem Wohl gereiche, summt ihm noch in den Ohren, und läßt ihn an ihrer Gleichgültigkeit nicht zweifeln, die ihm bitterer als der Tod ist. Wenn eine Leidenschaft zu einem andern sie ergriffen hätte, die freilich sein Wohl und ihn selbst zu Grunde richten würde, so wäre es noch zu ertragen; aber daß sie so kalt und starr, ohne durch eine andere Leidenschaft hingerissen zu sein, ihn entläßt, das ist ihm fürchterlicher, als der Tod selbst sein würde.***) Ja, er will gehn, und er spricht sich selbst zu, sich nun in Zukunft durch keinen Schein von Freundschaft und Güte mehr täuschen zu lassen, wie ihn die Prinzessin noch getäuscht, aber Leonore nicht mehr zu thun vermocht hat; lasse er sich jetzt noch einmal betrügen, so würde es rein seine Schuld sein, da er die Personen jetzt ganz durchschaue. So hat sein durch das Gespräch mit Leonoren zu einer neuen Entwicklung gelangter Argwohn in leidenschaftlichster Bewegung sich entwickelt.

Vierter Auftritt. Die schon gegen Leonoren angenommene Verstellung führt Tasso Antonio gegenüber mit großem Geschick weiter fort, in der entschiedenen Absicht, zu seinem Zwecke zu gelangen, seine Entfernung von Ferrara durchzusetzen. Da Antonio, wie ihm schon Leonore angekündigt hatte, zu ihm kommt, um sich mit ihm zu versöhnen†), so fordert Tasso von

---

*) O ich verstand ein jedes Wort so gut.
Die alte Form „verstund" ist schon in der dritten Ausgabe in „verstand" geändert. An anderen Stellen hat sich „stund" u. ä. in Goethe's Werken noch jetzt erhalten.

**) Er horchte auf das genaueste auf, und doch gelang ihm die Endeckung nur mit äußerster Mühe, da sie sich zu verbergen suchte.

***) So ist die schwierige Stelle: „O! fühlte sie — von sich läßt", zu verstehn. Die Worte „eine Leidenschaft, die mein Wohl und mich zu Grunde richtete", können unmöglich auf eine Liebesneigung der Prinzessin zu Tasso bezogen werden. Die ersten Ausgaben schreiben richtig das Wort „willkommner", als Anfang eines neuen, selbständig anhebenden Satzes, mit großem Anfangsbuchstaben.

†) Nach dem Schlusse von III, 4 müssen wir annehmen, daß Leonore den Antonio vom Erfolge seiner Sendung benachrichtigt hat, wobei sie natürlich des Planes der

ihm, daß er ihm die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom vom Fürsten erbitte. Dieser, der wohl erkennt, wie wenig förderlich eine solche Entfernung für ihn sei, wozu er selbst am wenigsten beitragen möchte, versucht vergebens ihn hiervon abzubringen; Tasso weiß ihn so einzuengen, daß er sich endlich entschließen muß, wider Willen ihm diesen Dienst zu erweisen, den er als erste Probe seiner Freundschaft in Anspruch nimmt. Antonio benimmt sich ganz, wie der Herzog gewünscht hatte, er sucht mit edlen, wahren Worten sein Vertrauen zu gewinnen, als Freund und Vater ihn zu berathen. Tasso dagegen zeigt sich als ein Meister in der ihm so neuen Kunst der Verstellung, worin wir einen Fortschritt seiner bisher dem Leben und ausdauernder Verfolgung eines bestimmten äußern Zweckes abgewandten Geistes, leider auf falschem Wege, erkennen müssen. Freilich kann er in manchen Dingen Antonio gegenüber seine wahre Meinung entschieden aussprechen, da dies mit seiner Absicht wohl übereinstimmt, aber in der Hauptsache täuscht er ihn ganz und gar, da nicht der Wunsch, seinem Gedicht die höchste Vollendung zu geben, ihn von hinnen treibt, sondern er Ferrara, in vollster Verzweiflung über die unerträgliche Verfolgung seiner triumphirenden Feinde und über den Verlust der Gunst des Herzogs und der Prinzessin, nun verlassen will, um nie dahin zurückzukehren. Dieser Gedanke hat ihn ganz ergriffen, läßt ihn alles übrige verkennen: vergebens ist Antonio's treue, redliche Meinung, seine ernstwürdige Haltung, er ist einmal sein unversöhnlicher Feind, vor dem er fliehen muß, den er sich nicht anders denken mag, dessen gegen ihn gerichtete Verschwörung er sich immer ränkevoller ausmalt, wie unwidersprechlich auch die einfachste Beurtheilung der Verhältnisse das gerade Gegentheil ergibt.

Antonio's Ankündigung seiner Freiheit und seinen Antrag zur Versöhnung nimmt Tasso mit dem Gefühle erlittener Kränkung auf, die nur mit Widerstreben, um höherm Willen zu genügen, sich zur Nachgiebigkeit anschickt. Tasso spricht hier zunächst ganz aus Herzensgrund; er braucht seinen Widerwillen gar nicht zu verbergen, ja eine freundliche Aufnahme würde leicht den Verdacht der Verstellung erregen. Die Ankündigung Antonio's, er komme, ihm ein Wort zu sagen, wenn er ruhig hören möge und könne, erwiedert Tasso mit der scharfen, von Verbitterung zeugenden Aeußerung, da das Handeln ihm untersagt sei, so sehe er sich wohl darauf angewiesen, zu hören und zu warten. Jener, der jede Veranlassung zu neuer Aufregung vermeiden muß, überhört gern die schmollende Klage, und freut sich der ruhigen Gelassenheit, womit der Dichter ihn zu hören bereit sei: im Namen des Fürsten gibt er ihm die Freiheit wieder, welche ein schwaches Band zu fesseln mehr geschienen, als wirklich gefesselt habe, womit er darauf hindeutet, Alphons habe nur dem Gesetze Anerkennung verschaffen müssen, die Absicht, ihn zu bestrafen, habe ihm fern gelegen, es sei ihm die Sache höchst

---

Reise nach Florenz nicht gedachte, sondern nur berichtete, daß sie den Tasso beruhigt verlassen.

widerwärtig gewesen. Wollte man es auffallend finden, daß Antonio dem Tasso nicht seinen Degen zurückgibt, so würde ein solcher Anstoß an sich kaum ernstliche Beachtung verdienen; aber der Fürst unterläßt dies wohl absichtlich, da er ja Tasso seinen Degen nicht abgefordert, noch ihm denselben auf so förmliche Weise wieder zustellen kann. Die Ankündigung seiner Freiheit nimmt Tasso mit derselben Mißkennung der schonenden Gerechtigkeit des Herzogs auf, die er bei der Verhängung der Strafe selbst gezeigt, ja er meint, er könne eigentlich auf Antonio's Bestrafung bestehn, doch will er großmüthig auf ein Ehrengericht verzichten. Hieran schließt Antonio die Bitte um Verzeihung an, wenn er ihn mit Worten gekränkt habe, und zwar tiefer und mehr, als er in seiner leidenschaftlichen Aufregung*) habe ahnen können. So gesteht er seinen durch Leidenschaft erzeugten Fehler willig ein, und sucht ihn zu entschuldigen, nur von einer eigentlichen Verletzung seiner Ehre als Edelmann weiß er sich frei, weshalb es keiner Herstellung derselben durch einen Zweikampf bedürfe. Man vergleiche hierzu die ähnliche Aeußerung II, 5 (oben S. 182). Tasso will auch hierin nicht widerstreben, doch bemerkt er, mit bitterer Hindeutung auf diese Unterscheidung Antonio's, er wolle nicht untersuchen, was von beiden mehr verletze, aber er enthält sich nicht, die Wirkung beider scharf auszuprägen. Eine Kränkung dringe in's tiefe Mark, während der Schimpf nur die Haut ritze;**) dieser pralle vom Manne ab, kehre auf den Beschimpfenden zurück, treffe nur diesen, und in den Augen anderer werde die verletzte Ehre durch das Schwert leicht hergestellt, wogegen eine Kränkung, welche die Seele treffe, sich schwer verschmerze und heile. Antonio aber läßt nicht ab, dringend seine Versöhnung zu zu erbitten, die nicht allein sein, sondern auch des Fürsten Wunsch sei, wobei er absichtlich daran erinnert, daß er jetzt dieselbe Bitte, er möge nicht zurücktreten, an ihn richten müsse, womit er selbst ganz vor kurzem (II, 3 S. 142) sich an ihn gewandt habe. Tasso gibt endlich anscheinend nach, um den Wunsch des Fürsten zu erfüllen, er will verzeihen, in sofern es möglich ist. Die Zunge, bemerkt er, anspielend auf die Sage von Telephos, dem König Mysien's, der mit dem Rost von derselben Lanzenspitze des Achill geheilt ward, die ihn verwundet hatte***), die Zunge, welche verletzt habe, besitze auch die Kraft zu heilen, und dieser Heilkraft wolle er nicht aus Haß Widerstand leisten, sondern seiner Bitte um Verzeihung Statt geben, so weit es ihm möglich sei; denn das bittere Gefühl der Kränkung, die sein innerstes Wesen angegriffen, vermag er nicht zu unterdrücken. Die gelehrte Anspielung auf Telephos ist ganz dem Charakter des in alter Geschichte und Sage lebenden, auf sie so häufig sich beziehenden Tasso gemäß.

---

*) „Von mancher Leidenschaft bewegt." Desselben Ausdrucks bedient sich Tasso II, 1 S. 127. Die Leidenschaft wird hier gleichsam als ein wogendes Meer betrachtet, wo Welle auf Welle folgt.

**) In den ersten Ausgaben steht durch Druckfehler „reitzt" statt „ritzt".

***) Der Orakelspruch Apoll's, dem Telephos folgte, lautete: „Der verwundet hat, wird auch heilen." Vgl. Hor. epod. 17, 8—10.

Antonio spricht ihm hierfür seinen besten Dank und seine Dienstbereitwilligkeit aus. Dieses Anerbieten benutzt Tasso, dem nichts erwünschter kommen konnte, um seine Vermittlung zur Erlaubniß einer Reise nach Rom sich zu erbitten, wo er über manche Stellen seines Gedichts sich mündlich mit den Freunden besprechen müsse, über die er sich brieflich nicht mit ihnen habe vereinigen können; diese Bitte habe er dem Fürsten selbst heute vortragen wollen (was kaum als wahr gelten dürfte), sei aber nicht dazu gelangt, und in seinem jetzigen Verhältniß dürfe er nicht wohl wagen, persönlich damit vorzutreten. Vergebens hält ihm Antonio zunächst entgegen, daß seine jetzige Entfernung vom Hofe nicht räthlich scheine, er vielmehr suchen müsse, die Gunst des Herzogs und der Prinzessin wegen seines vollendeten Gedichtes sich zu Nutze zu machen, wobei er ihn mit bedeutsamen Worten, die ihm, wäre er nicht ganz verblendet, den Beweis liefern müßten, wie wenig er ihm die Gunst des Herzogs entziehen wolle, ernstlich an die Macht persönlicher Gegenwart erinnert; er möge ihren Einfluß kennen lernen und am Hofe bleiben. Aber Tasso, den natürlich alle noch so triftigen Gründe nicht bestimmen können, seinem leidenschaftlich gefaßten verborgenen Plan zu entsagen, hüllt sich in sein vorgebliches volles Zutrauen auf des Herzogs Gunst. Von seiner edlen Seele, die sich ihm gegenüber immer groß gezeigt, habe er nichts zu fürchten, und er wolle sich keine Gnade von ihm erschleichen, alles seinem Herzen zu verdanken haben, keine Gabe von ihm empfangen, welche diesen gereuen könnte. Antonio, der hierin eine edle Erhebung über die ihm zugemuthete Bemühung um Gunstbezeigungen sehn muß, hält sich an die letzten Worte fest, um ihn zu bestimmen, gerade diese Bitte nicht an Alphons zu stellen, der sie nur ungern oder gar nicht erfüllen werde. Da aber Tasso, der sich hier klug zurückhält, da sonst die Erinnerung, daß der Herzog ihm die Erlaubniß verweigern könne, ihn sehr erbittern würde, gerade das Gegentheil behauptet, und die Ansicht ausspricht, es komme nur darauf an, daß Antonio den Herzog in rechter Weise darum bitte, so bleibt diesem, der seinen guten Willen sich nicht bezweifeln lassen darf, nichts übrig, als nach den Gründen zu fragen, womit er das Gesuch unterstützen solle; denn diese Gründe hofft er noch widerlegen zu können.

Tasso führt als entscheidenden Grund die Mängel seines Gedichtes an, die er mit wahrer, schöner Empfindung schildert. Er habe es an Mühe und Fleiß nicht fehlen lassen*), um in diesem frommen Liede**) den großen

*) Unter dem „heitern Wandel mancher schönen Tage" haben wir uns das freie, den Geist erfrischende Wandeln in der schönen Natur am hellen, glanzvoll belebten Tage zu denken, nicht den reichen Wechsel des Tages selbst. Wenn der Tag ihn erfrischt, so treibt ihn dagegen die stille, ungestörte, lang vor ihm sich ausdehnende Nacht in sich selbst zurück, „der stille Raum so mancher tiefen Nächte" ruft die erhabensten und zartesten Gefühle in seiner ahnungsvoll ergriffenen Seele wach.

**) Tasso nennt es selbst sein „gesegnetes" Gedicht. Vgl. oben S. 70. Er singt die „frommen Waffen", wie es gleich am Anfange heißt, und er ruft die „himmlische" Muse an. Die Ausgabe letzter Hand hat den argen Druckfehler „frohen" statt „frommen".

Meistern der Vorwelt nachzueifern, und die Zeitgenossen zu einem neuen Kreuzzug zu begeistern*), an dem er selbst Theil zu nehmen gehofft habe (vgl. S. 146); zu diesem Zwecke müsse er bestrebt sein, ihm die höchste, für ihn mögliche Vollendung zu geben, und wie er Alphons alles schuldig sei, was er erreicht habe, so möchte er ihm auch die Vollendung danken, weshalb er sich die Erlaubniß zu dieser Reise von ihm erbitte. Antonio greift wieder die letztere Aeußerung auf, um die Bemerkung ihm entgegen zu halten, der Herzog könne ihn ja mit anderen an seinem Hofe eben so gut leiten, als Römer; darum solle er sein Werk hier vollenden, und dann erst nach Rom eilen, um zu wirken, um die verdiente Ausbreitung seines Ruhmes durch persönliche Bekanntschaft zu fördern. Wie der Herzog (vgl. oben S. 133), so ist jetzt Antonio der Ansicht, Tasso solle sich durch sein Werk „in das Leben einführen", was er ihm aus voller Seele wünscht. Allein dieser weiß geschickt auszuweichen. Freilich legt er auf das Urtheil von Alphons, der ihn zuerst begeistert, wie auf den Rath der klugen Männer an seinem Hofe, Antonio voran, hohes Gewicht, und er will diesen noch zuletzt gewissenhaft benutzen, aber vorab muß er nach Rom, wo Scipio Gonzaga ihm einen Kreis der gelehrtesten und geschmackvollsten Männer versammelt hat (über die einzelnen hier aufgeführten Namen vgl. oben S. 69), welcher zugleich Vertrauen (auf ihr weises Urtheil) und Sorge (vor ihrer Strenge nicht bestehn zu können) seinem Geiste einflößt, der nicht hartnäckig widerstrebe, wie seine Feinde ihn wohl auffassen, sondern sich gern gewiegtem Urtheil unterwerfe. Ohne mit ihnen alle Bedenken näher verhandelt zu haben, kann er an eine Herausgabe des Gedichts nicht denken.

Antonio aber kehrt von neuem, da er von dieser Seite nicht durchdringen kann, darauf zurück, daß der Fürst gar nicht oder höchst schwer in die Reise nach Rom willige, und Tasso werde dasjenige nicht verlangen wollen, was jener ungern gewähre. Aber diese wiederholte Behauptung, von der er einen durchschlagenden Erfolg nicht hoffen kann, bildet nur den Uebergang zu einer ähnlichen Stellung gegen ihn. Wie darf er verlangen, daß Antonio ihm die Erlaubniß zu einem Schritte bewirke, den er selbst nicht loben kann? Tasso jedoch findet sich dadurch verletzt, daß Antonio ihm gerade den ersten Dienst versage, den er von ihm verlange, und da dieser bemerkt, die wahre Freundschaft zeige sich oft im klugen Versagen dessen, was dem Bittenden schädlich sei**), so beklagt er sich bitter über diese ihm längst bekannte Tyrannei der Freundschaft, die sich allein für weise halte, und verlange, daß man sein

*) Vgl. oben S. 93. Man bemerke den gewählten Gebrauch der Einheit in „unsern Zeitgenossen", welche anschaulicher, persönlicher ist, als die gewöhnliche verallgemeinernde Mehrheit.

**) Tasso beachtet nur seinen Wunsch, nicht den Erfolg seiner Erfüllung, und das Gewünschte soll augenblicklich in's Leben treten. Nur die Heftigkeit bewegt ihn, ohne wahre Einsicht in die Folgen (Wahrheit) und ohne die zur Durchsetzung nöthige Kraft (Kräfte). Er wird bloß von der Hast bewegt, die von der Verkennung seines wahren Vortheils ausgeht (die dich übel treibt).

Wohl auf dem ihr gut dünkenden Wege finde. Aus Antonio spricht hier das reinste, wärmste Gefühl für den Dichter, den er im stärksten, ihm zu entschiedenstem Schaden gereichenden Irrthum befangen sieht, und dem er deshalb ernstlich zuredet, sich nicht durch die Heftigkeit seines Wunsches hinreißen zu lassen. Aber Tasso ist nicht der Mann, solchen ernstlichen, seinen Wünschen widerstrebenden Vorstellungen Rechnung zu tragen, und das scharfe Urtheil, das er über solche eine höhere Einsicht sich anmaßende Freundschaft äußert, kommt ganz aus seinem Herzen (vgl. den zweiten Auftritt S. 182, oben S. 207), er versetzt es aber mit der wahrheitswidrigen, durch die Verstellung gebotenen Aeußerung, er erkenne gern an, daß er sein Bestes wolle.

Da Antonio noch immer seine Pflicht der Freundschaft ihm entgegenhält, die doch nicht mit kaltem Blute, in voller, klarer Ueberzeugung von dem nothwendig erfolgenden Nachtheil dem von der Leidenschaft seines Wunsches getriebenen, sich selbst verblendenden Freunde schaden könne, so schneidet Tasso jede von seiner Gewissenspflicht hergenommene Einrede mit der Bemerkung ab, er werde ihn durch sein Weigern nicht abhalten, seine Bitte zum Fürsten gelangen zu lassen; er habe nur die Wahl, wer von beiden sie Alphons vortrage, und zwar müsse er sich augenblicklich entschließen, da der Herzog noch heute Abend abreise, und er endigt mit der ihn bedrängenden Drohung:

Wenn du nicht gehst,
So geh' ich selbst, und werd' es, wie es will.

Vergebens sucht Antonio einen Aufschub zu erlangen, nur heute soll er es nicht verlangen. Mit leidenschaftlicher Glut schildert ihm Tasso, wie es ihm unmöglich sei, hier zu bleiben, wie er nicht eher ruhen könne, bis er den Palast hinter sich habe*) — eine Aeußerung, die ganz wahr ist, aber in anderm Sinne, als Antonio ahnen kann. Hier, wo er sich lebhaft ergriffen fühlt, lag es ihm so nahe, sich selbst zu verrathen, aber er faßt sich noch zeitig, und er wiederholt dringlich seine Bitte, wie auch die beiden Hauptbestimmungsgründe für Antonio, daß er, wenn er selbst in seinem aufgeregten Zustande die Bitte an den Herzog thun müßte, dies bei weitem schlimmer sein würde, und daß nichts als Gewalt ihn von Rom zurückhalten, er in diesem Augenblicke sich selbst eben so wenig als ihm eine Macht der Erde gebieten könne. Gewalt werde Alphons doch nicht gegen ihn anwenden wollen, da, wie gern er auch sonst seinem Befehle gehorche, ihm dies heute unmöglich sei; er müsse fort, um sich selbst wiederzufinden, aber er fügt das nichts weniger als ehrlich gemeinte Versprechen hinzu, bald zu seiner Pflicht zurückkehren, dem Befehle des Herrn sich bereitwillig fügen zu wollen. Antonio fühlt sich hier in einem Falle, wo er nur zwischen zwei Uebeln zu wählen hat, und er muß sich selbst

*) „Auf diesem Marmorboden" steht „dem Staub des freien Wegs" entgegen, und ist demnach wohl als allgemeine Bezeichnung des Bodens des Palastes zu fassen; sonst könnte man auch zunächst den Boden des Zimmers verstehn, in welchem sich Tasso befindet, da in Italien bekanntlich die Fußböden sämmtlich von Stein sind.

gestehn, daß die von Tasso gewünschte Vermittlung der Sache beim Fürsten das geringere Uebel ist, wie er dies in den Worten andeutet, die sein einem so festen Charakter widerwärtiges Schwanken treffend bezeichnen:

Ich merke wohl, es steckt der Irrthum an.

Daß er schwankend wird, daß er zweifeln kann, ob er nicht Tasso's diesem selbst ohne Zweifel verderblichen Wunsch willfahren soll, kann er nur als eine Ansteckung des den Dichter übel treibenden Irrthums (vgl. S. 220) betrachten. Tasso aber dringt nun weiter auf ihn ein, indem er ihm die traurigen Folgen entgegenhält, welche es für ihn haben müsse, wollte er selbst in dieser Aufregung dem Fürsten ein Gesuch vortragen, und so stellt er seine Bitte schließlich sehr lebhaft als die sicherste Probe dar, ob Antonio es wirklich wohl mit ihm meine oder nicht.

Will Antonio nicht ganz und gar seines Zweckes, der vom Herzog gewünschten Versöhnung, verfehlen, so muß er auf Tasso's Wunsch eingehn*), aber er kann seine Bereitwilligkeit hierzu nicht erklären, ohne ihm zu bedeuten, er wisse, daß er ihm dadurch schade: Tasso werde, sobald er den Palast verlassen habe, schon zurückverlangen, aber sein Eigensinn werde über sein Herz den Sieg davontragen, in Rom selbst warte seiner Schmerz, Verwirrung und Trübsinn — weiß ja Antonio, wie wenig Tasso sich in andere zu fügen weiß, und wie sehr er Ferrara's schonende Güte und beseelende Liebe vermissen wird —, so daß er zu gleicher Zeit in Ferrara durch seine Abwesenheit verlieren und in Rom seine Wünsche unbefriedigt, ja sich unglücklich fühlen werde. Einen Trost findet er nur darin, daß er selbst sich ihm in diesem Falle als wahrer Freund bezeigen kann; er möge ihm nur vertrauen, wenn es ihm dort schlimm gehn sollte. Antonio denkt sich offenbar, daß Tasso seine Verhältnisse dort in arge Verwirrung bringen und deshalb nicht bloß treuen Rathes, sondern auch werkthätiger Hülfe bedürfen werde. Dem Dichter scheint hierbei die mißliche Lage vorzuschweben, in die Tasso beidemal nach der Flucht von Ferrara gerieth. Nachdem Antonio sich so gegen jede Verantwortung verwahrt und sich als treumeinender Freund zu erkennen gegeben, entfernt er sich, um Tasso's Wunsch wider Willen zu erfüllen.

Fünfter Auftritt. Tasso freut sich, durch geschickte Verstellung den Antonio getäuscht zu haben, dessen Plan er jetzt noch deutlicher zu durchschauen glaubt. Den Gedanken, Leonorens Vorschlag komme von Antonio her, läßt er jetzt ganz fahren, ja er denkt daran gar nicht mehr. Antonio's freundliches Entgegenkommen hat ihn zur Ueberzeugung gebracht, dieser suche ihn dadurch von Ferrara zu verdrängen, daß er ihn in den Augen des Herzogs und der Prinzessin durch die wohlberechnete Schonung herunterseţe, womit er von ihm als von einem schwachen, ganz verzogenen, mitleidenswerthen

*) Er schadet dem Tasso, sowohl wenn er seinen Wunsch erfüllt, als wenn er durch seine Weigerung diesen treibt, selbst den Fürsten darum zu ersuchen; drum, da er ihm auf jeden Fall schadet, geht er auf Tasso's Wunsch ein.

Menschen spreche, dem er gern hülfreich sein wolle; er setze ihn als Menschen herab, während er seine Dichtergabe anerkenne. Freilich kann er nicht begreifen, wie Alphons sich so verblenden lasse, aber er gibt dies seinem Schicksal Schuld, welches alle, die für andere treu und sicher seien, im Augenblick gegen ihn verändere, wie es jetzt auf so wunderbare Weise geschehen. Ja, alles meidet ihn, selbst die Prinzessin hat sich von ihm abgewandt, er kann es sich nicht verhehlen, ob auch sein Herz darüber brechen möchte, das auch jetzt noch sie entschuldigen muß. Dies ist der Schlußstein seines Unglücks, das grimmste Leiden, das ihn aller Kraft beraubt und ihn zur Verzweiflung treibt. Aber nicht sie ist es, die ihn verläßt, nur das Schicksal raubt sie ihm.

Antonio mag sich nur der falschen Gewißheit hingeben, ihn zu überlisten; er selbst ist diesmal getäuscht, Tasso hat sein ganzes Gewebe gegen ihn klar durchschaut. Antonio, bemerkt er, in bitterer Freude, daß ihm seine Verstellung gegen ihn gelungen, möge nur fortgehn, und sich überzeugt halten, daß er ihm alles, was er wolle, einreden könne:*) er habe von ihm, als einem großen Meister, die Kunst der Verstellung gelernt, da er ja leicht fasse. Dabei aber beschleicht ihn doch der sittliche Schmerz, daß er zu solchen, seinem Herzen widerstrebenden unedlen Künsten seine Zuflucht nehmen müsse.

So zwingt das Leben uns zu scheinen, ja
Zu sein, wie jene, die wir kühn und stolz
Verachten konnten.

Aber es ist dies der erste Schritt, den Tasso dem Leben entgegen thut, wovon er sich früher immer scheu abgewandt hat, freilich ein Schritt auf falscher Bahn, allein er hat doch die Kraft gewonnen, der eindringenden Außenwelt klug gefaßten Stand zu halten. Jetzt zeigt sich ihm auf das einleuchtendste der ganze Plan des gewandten Höflings, der nicht den Schein haben will, als ob er ihm feind sei**), der sich klug schonend und fürsorgend stelle, um ihn nur für recht krank und ungeschickt, für ein eigensinniges Kind ausgeben zu können, und so durch völlige Verrückung seines wahren Bildes die Achtung des Herzogs, den liebevollen Antheil der Prinzessin ihm zu rauben.

Die Art, wie Antonio von ihm spreche, führt er selbstquälerisch weiter aus, wobei er dessen Ansicht seines Charakters vortrefflich herausfühlt, sonst aber sehr irre geht, wenn er diese Schonung als Lehre Antonio's darstellt, der sich dieser vielmehr immer widersetzt hat, und nur mit Widerwillen zu jener von Alphons und der Prinzessin gewünschten Duldung sich versteht. Man müsse ihn seines schönen Talents wegen halten, läßt er ihn sagen, obgleich die Natur

*) Was du willst geht nicht auf den einzelnen Fall (Antonio's vorgebliche Mißstimmung über seine Reise nach Rom und sein ihm gewidmetes Wohlwollen), sondern ist allgemein zu fassen.

**) Man bemerke die ungewöhnliche Verbindung „er will nicht scheinen (es soll nicht scheinen), daß er mich vertreibt", die durch den scharfen Gegensatz veranlaßt ist.

diese Gabe mit manchen Schwächen begleitet habe, mit Stolz, übergroßer Empfindlichkeit und einer seltsamen Art von Trübsinn*) — Eigenschaften, die mit Ausnahme der ersten, die keineswegs ein Charakterzug seiner nur keine Verachtung duldenden Seele ist, wirklich Grundübel seines Charakters sind, die er durch Selbstbeherrschung besiegen lernen muß. Man solle nur einmal, so läßt Tasso den Antonio fortfahren, jeden nehmen und dulden, wie ihn das Schicksal gebildet**), an dem, was er bieten könne, sich erfreuen, ihn sonst gewähren lassen, wie er sei.

Freilich kann er nicht begreifen, wie Alphons sich von Antonio so berücken lasse, doch findet er sich auch hier leicht zurecht, indem er das sonst Unerklärliche der Grausamkeit des Schicksals zuschreibt, wobei man eine schmerzliche Hindeutung auf das Unglück, welches ihn von erster Jugend an verfolgt habe (vgl. oben S. 210), erwarten müßte, risse ihn nicht die leidenschaftliche Vorstellung seines gegenwärtigen Unglücks völlig hin. Des Herzogs sonst so festen, nicht zu verwirrenden Sinn, die Kraft, womit er Feinden trotzt, Freunden treulich beisteht, vermißt er in seinem jetzigen Betragen gegen ihn völlig.***) Aber er glaubt hierin die ganze Schwere seines Schicksals zu erkennen, das ihn so grausam verfolge, und jeden, der für andere ein fester treuer und sicherer†) Freund sei, wie durch einen Hauch, in einem Augenblick gegen ihn ändere.

Die urplötzliche völlige Umwandlung seines Schicksals führt er weiter aus. Die Ankunft Antonio's (den er hier eben so wenig mit seinem Namen nennt, wie oben II, 1. 5) hat in einer Stunde sein ganzes Glück zerstört, es völlig umgestürzt, und zwar an dem Tage, wo ihm die höchste Seligkeit in

---

*) „Mit eignem düstern Sinn." Erst die Ausgabe letzter Hand liest „düsterm". Ersteres verdient den Vorzug, da „düsterer Sinn" hier als ein Begriff zu fassen ist. Bei Goethe zeigt sich hierin keineswegs durchgreifende Genauigkeit; in den früheren Ausgaben herrscht die schwache Form übermäßig vor, die sich oft sogar bei einem Beiworte nach der Präposition findet, wie „mit größten Fleiß", wogegen später meist die starke Form, oft ohne Grund, eingeführt ist. Selten haben sich Fälle, wie „von schönem gefälligen Ansehen", „unter freiem, liebevollen Gespräch", erhalten.

**) Goethe setzt hier „den Einen Mann" auf eigenthümliche Weise statt „den einzelnen Mann".

***) Man bemerke die kräftige Voranstellung des Relativsatzes „der Feinden trotzt — schützt"; denn „der" kann unmöglich auf das vorhergehende „Alphonsens festen Sinn" sich beziehen. Aehnliches findet sich mehrfach bei Klopstock, Lessing, Herder, Schiller, Voß, neuerdings bei Platen, wie in dem Gedichte auf Goethe: „So nimm von uns, die du verdienst, die Krone." Bei Goethe vgl. man im „Zauberlehrling": „Die ich rief, Die Geister werd' ich nun nicht los", bei Schiller: „Aber der von Klippen eingeschlossen, Wild und schäumend sich ergossen, Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß", bei Lessing: „Ein Bild der Deinen sollte mehr vermögen, Als die ich sehn und greifen kann uud hören, Die Meinen?"

†) „Treu und sicher" ist enge wie zu einem Begriffe mit einander zu verbinden; beide gehen auf die innere Beharrlichkeit, „fest" auf den Widerstand gegen äußere Einflüsse.

der Bekränzung und in der Gewißheit der Gegenliebe der Prinzessin zu Theil ward. Diesen Gedanken deutet er durch das einfache, schmerzlich ausgepreßte „heut" an. Den Gegensatz der jetzt eingetretenen Ungunst gegen sein früheres Glück prägt er scharf aus. Antonio hat mit einemmale alle, die sich sonst um ihn drängten, von ihm verscheucht, als ob er allen seinen Werth und auch alle die ihm einst so reichlich gewidmete Liebe aufwiege, die er als eine Zulage zu seinem eigenen Gewichte im Gegensatz zum Werthe Antonio's auffaßt. Die Erinnerung an die Liebe muß ihm das Bild der Prinzessin lebhaft vor die Seele führen.

Ja alle haben ihn verlassen, auch die Prinzessin, die sein Höchstes war: er muß es sich gestehn, wie sehr auch sein Herz widerstrebt, das sie entschuldigen mag, aber sich der schrecklichen Wahrheit nicht entziehen kann. Hatte er früher in Leonorens Aeußerung einen Beweis für die Gleichgültigkeit der Prinzessin gefunden, so fällt es ihm jetzt schwer auf die Seele, daß letztere in diesem bedrängten Augenblick sich ganz ihm entziehe, ihm kein einziges Zeichen ihrer Gunst sende, was er freilich sich wohl aus der Scheu der Prinzessin hätte erklären können, irgend ihr Verhältniß zu ihm zu verrathen, so wie aus ihrer unüberwindlichen Abneigung, thätig wirkend aufzutreten, aber seine Bedürftigkeit und die leidige Schwarzseherei, die ihm alles trübt, lassen ihn zu dieser einfachen Erklärung nicht gelangen. Eine solche Vernachlässigung glaubt er um sie nicht verdient zu haben. Hier übermannt ihn denn der Gedanke, wie er nur ein Gefühl gekannt, den unüberwindlichen Drang, sie zu verehren, wie ihre Stimme sein Herz mit einem unaussprechlichen Gefühl angeweht, wie ihr Anblick die ganze Welt um ihn her getrübt, schattenhaft verschwinden gelassen, wie er an ihrem Auge, ihrem Munde unabwendlich gehangen, wie er sich kaum enthalten, vor ihr niederzusinken, wie er dem Taumel, der ihn in ihrer Gegenwart umfangen, sich kaum zu entziehen gewußt habe. Er bittet sein armes Herz, hier, bei dem Gedanken, daß auch sie ihn verlassen, auszuhalten, bittet seinen Sinn, sich hier nicht gegen die klar vorliegende Wirklichkeit zu verblenden, sondern es sich zu gestehn, daß auch sie ihn aufgegeben.

Hier halte fest, mein Herz!*) Du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja auch sie!

Er wundert sich über sich selbst, daß er das schreckliche Wort aussprechen könne, woran er kaum glaube; aber nein, er muß es wohl glauben, wie gern er es sich auch verschweigen möchte. Ja auch sie, auch sie hat ihn aufgegeben.**) Mag

---

*) Aehnlich redet sich Tasso V, 3 zu: „So halte fest, mein Herz!" und in der „Iphigenie" sagt Orest zur Schwester (III, 1): „So bändige dein Herz und halt' es fest!" Den geraden Gegensatz enthält Ferdinand's Klage im „Egmont" (V. 9, 239): „Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer?" Das doppelte „hier" deutet auf das folgende: „Ja auch sie!", vor welchem man gern Doppelpunkt statt des Ausrufungszeichens sähe.

**) Nach „verschweigen" ist statt des Punkts wohl besser Doppelpunkt zu setzen, wie wir es auch an den beiden anderen Stellen vor dem wiederholten „Auch sie!" finden.

er sie immer entschuldigen, wie er kann, aber er darf es sich nicht verhehlen, daß auch sie ihn aufgegeben. Nur in der männlichen Gefaßtheit, womit er das Schreckliche sich zu gestehn wagt, sich der schönsten Täuschung entzieht, findet er eine Art schmerzlicher Befriedigung, wie wir darin einen Zug jener energischen Kraft erkennen, welche ihn zu wahrer Selbstbeherrschung befähigen wird, wenn er sich einmal zurecht gefunden.

Dieser Verlust ist sein herbster, der sein Leiden voll macht, der ihn ganz vernichtet. Ja das Entsetzlichste hat ihn betroffen, und ihm bleibt nichts übrig, ehe er ganz der Verzweiflung verfällt, als die Schuld auch dieses Unglücks der Grausamkeit des Schicksals zuzuschreiben. Dieses: „Auch sie!", an dessen Möglichkeit er zweifeln müßte, so lange noch irgend eine Faser von Glaubenskraft in ihm lebt, vollendet die Summe seiner Leiden, ist ihr höchstes Uebermaß. Der Dichter bedient sich hierbei des Bildes von einer Erztafel, welche mit den vielen über ihn verhängten Leiden bereits gefüllt ist, so daß zur Eintragung dieses letzten Leidens der unterste Rand in Anspruch genommen werden muß.*) Jetzt erst, wo er sich von der Prinzessin aufgegeben findet, ist er verloren, er fühlt seine Feinde stark, sich selbst aller Kraft beraubt. Nicht vermag er, gegen jene zu kämpfen, wenn er die Prinzessin selbst auf der feindlichen Seite weiß; wie könnte er auch nur in seinem Leiden ausharren, wenn sie ihn nicht durch ihre ihm entgegengestreckte Hand, durch ihren Blick ermuthigt? Ja das Entsetzlichste, das zu denken oder auszusprechen er sich nicht getraute, ist eingetroffen, ehe er es auch nur fürchten durfte. Und so kann er sich nur dem unendlichen Jammer über die Grausamkeit seines bittern Schicksals überlassen, bis die Verzweiflung ihn fürchterlich ergreift und ihm den letzten Rest seiner Besinnung raubt;**) bis dahin wird er immerfort sich das gräßliche: „Auch sie! auch sie!" zurufen.

Tasso's drei herrliche Selbstgespräche, welche die Mitte wie auch Anfang und Ende des vierten Aufzugs bilden, zeigen uns die Entwicklung seiner auf-

*) Juvenal sagt von einem unendlich langen, nicht zu Ende gehn wollenden Trauerspiel, es sei summi plena iam margine libri scriptus et in tergo (I, 5 f.). Der „eherne" Rand der Tafel deutet nicht nothwendig auf eine Erztafel hin, sondern „ehern" könnte hier auch in der Bedeutung „schrecklich", „grausenhaft" gefaßt werden, wie gleich darauf die „ehernen Klauen", in der „Iphigenie" das „eherne Geschick" u. ä. sich findet. Vgl. meine Ausgabe der drei ältesten Bearbeitungen der „Iphigenie" S. 241 Note 1. Indessen ist die eigentliche Bedeutung hier viel wahrscheinlicher. Dem Schicksal werden hier zwei Erztafeln beigelegt, von denen die eine die von ihm bestimmten Freuden, die andere die Leiden enthält.

**) Die drei ersten Ausgaben lesen: „Und eh' nun die Verzweiflung", wofür Goethe später schrieb: „Und ehe nun Verzweiflung." Die alte Mehrheitsform „die Sinnen" hat sich hier, wie auch an anderen Stellen, wo sie außerhalb des Reimes steht, erhalten, wogegen sie vielfach, aber mit auffallender Ungleichheit, in späteren Ausgaben in die jetzt gewöhnliche Form verändert worden. Unten V, 2 S. 211 hat schon die erste Ausgabe „Sinne", das auch hier herzustellen ist. Schon in der ersten Ausgabe des „Werther" finden sich beide Formen neben einander.

geregten, zur äußersten Verzweiflung sich steigernden Bekümmerniß in leidenschaftlichster Bewegung auf. Wenn im ersten noch der Glaube an der Prinzessin Liebe ihn begeistert, er aber aus diesem bald in seinen alles dunkel umziehenden Trübsinn zurückfällt, so faßt er im zweiten den Entschluß, Ferrara auf immer zu verlassen, wo, wie er aus Leonorens Worten erhorcht zu haben meint, auch die Prinzessin gleichgültig gegen ihn geworden; das dritte endlich entwickelt die vollste Verzweiflung an seinem Schicksal, das ihm mit grausamer Gier alles geraubt hat, auch die Neigung der Prinzessin, die er jetzt auf der Seite seiner Feinde sieht. Aber auch aus dieser ihn augenblicklich ganz zerrüttenden Verzweiflung wird und muß sich Tasso emporraffen, die ihn treibende und drängende Kraft wird ihn wieder aufrichten, daß er seinen Feinden nicht zum Spott werde, er wird seinen mit Entschiedenheit gefaßten Plan mit gefaßtem Willen verfolgen.

Fünfter Aufzug.

Alphons hat den Antonio von neuem mit dem Wunsche an Tasso abgesandt, er möge von seiner Bitte abgehn, aber dieser ist durch keine noch so dringende Vorstellung zu bewegen, und besteht darauf, der Herzog möge ihn auf kurze Zeit nach Rom entlassen, wohin er sofort abzugehn gedenkt, wenn er durch einen Freund seine zur Reise nöthigen Sachen von Ferrara erhalten. Antonio kann seinem wiederholten, nur heftigern Dringen nicht widerstehn, und er sagt ihm die gewünschte Erlaubniß des Herzogs zu, der nur wünschen müsse, ihn möglichst bald zurückkehren zu sehn. Tasso will gleich dem Antonio folgen, um sich vom Herzog zu verabschieden.

Die Darstellung von Antonio's erster Mittheilung der Bitte Tasso's an Alphons, so wie von der zweiten Sendung an diesen mußte der Dichter übergehn, um die dadurch nothwendig eintretende Eintönigkeit und den raschen Szenenwechsel zu vermeiden, den sich Goethe, dem einfach ruhigen Charakter des Stückes gemäß, nie innerhalb eines Aufzuges gestattet hat. Der letzte Aufzug spielt wieder im Garten, aber nicht an dem frühern Gartenplatze, sondern an einem andern Lieblingspunkte des Herzogs, wo dieser die Antwort Antonio's erwartet, und wohin auch Tasso, der noch vom Herzog Abschied nehmen will, von Antonio beschieden wird. Die Handlung entwickelt sich mit ungeahnter Schnelligkeit in einem gewaltsam eintretenden Umschwung, der den Tasso auf immer der liebevollen Nähe der Prinzessin beraubt, aber ihn in Antonio einen edlen Freund finden und die Nothwendigkeit klar erkennen läßt, seinen Träumen und Einbildungen zu entsagen, und mit klarem, besonnenem Blicke das Leben zu erfassen.

Erster Auftritt. Antonio theilt das ungünstige Ergebniß seiner zweiten Sendung dem Herzog mit, der seine Einwilligung nicht versagen, aber doch seine Furcht, den Tasso in Rom zu verlieren, nicht verbergen kann. Jener bekennt seine Schuld an der ganzen Verwicklung, und bittet um Verzeihung, indem er betheuert,

alles Mögliche gethan zu haben, Tasso von seinem Wunsche abzubringen; aber Alphons versichert ihn seiner vollsten Gunst, und will ihm auf keine Weise die Erfolglosigkeit seiner zweiten Sendung zuschreiben, da er den Charakter Tasso's kenne, den er aber zu entschuldigen weiß, wogegen Antonio von seinem Standpunkt mit Recht hervorhebt, wie Tasso auf niemand Rücksicht nehme, ganz die Pflicht der Selbstbeherrschung vernachlässige, sich einem ungemäßigten Leben hingebe, und hierdurch jenen träumerischen Argwohn nähre, der ihn allen unbequem mache, jede Freude an ihm verkümmere. Auch dies glaubt Alphons mit Geduld tragen zu müssen, weil er den Dichter nicht gerne verliert. Aber Antonio meint, das übergroße Glück habe den meisten Antheil an seinem launischen Mißbehagen, und eine Reise dürfte vielleicht sehr vortheilhaft auf ihn wirken, da sie ihn das Glück, welches er hier genieße, bald werde vermissen lassen. Der Herzog gibt endlich Antonio weitere Aufträge in Bezug auf Tasso's schließlich noch einmal von ihm befürwortete Reise, und entläßt ihn. Wie unangenehm auch den Antonio Tasso's wiederholter Widerstand berührt, so grollt er diesem doch keineswegs, er schildert nur mit unparteiischem, wenn auch nicht ganz eindringendem Blicke seine wunderlichen Eigenheiten, wodurch das Bild von Tasso's Mangel an Selbstbeherrschung zum Abschluß gebracht wird. Wir erkennen zugleich in diesem Uebergangsauftritt, der gleichsam den äußern Rahmen zur folgenden Entwicklung bietet, die milde Schonung und Güte des Herzogs, der auf jede Weise sich den Tasso erhalten möchte, und Tasso's Gegensatz zum gewiegten, auf sich festruhenden, klar die Welt und seine Stellung auffassenden Antonio tritt uns lebendig vor Augen.

Alphons spricht seine Besorgniß aus, den Tasso, auf den er so viel halten müsse, in Rom zu verlieren, befreit aber den Antonio von der Furcht, daß er ihm zürne. Daß Tasso auf seinem Wunsche bestehe, Rom auf kurze Zeit zu besuchen, ist dem Herzog verdrießlich, und ihm scheint es besser, dies dem Antonio offen zu gestehn, als den Verdruß dadurch, daß er ihn mit sich herumträgt, noch zu vermehren. Die so fest und beinah drohend ausgesprochene Bitte kann und will er dem Tasso natürlich nicht abschlagen, wie ungelegen sie ihm auch kommt; denn er fürchtet, dort werde Scipio Gonzaga und der „kluge" Medicis — er meint den in Rom anwesenden Kardinal (vgl. oben S. 70) — ihm den Dichter abwendig machen. Er gedenkt hierbei des edlen Wettstreits Italiänischer Fürsten, die besten Männer für sich zu gewinnen und zu benutzen, woran er sich von ganzer Seele betheiligt, weil ein Fürst, der die Talente nicht um sich versammle, nichts sei (ein Feldherr ohne Heer), da er des wahrhaft Fürstlichen Schmuckes entbehre, und vor allen Talenten müsse er das schönste und edelste, die Dichtkunst pflegen, deren Stimme nur ein Barbar geringschätzen könne. In diesem Sinne habe er sich glücklich den Tasso angeeignet, und er sei stolz auf ihn, für den er schon so viel gethan habe, daß es ihm schwer ankommen würde, sollte er ihn verlieren.

Antonio wird durch diese ihn keineswegs überraschende, aber doch unangenehm treffende Aeußerung an die Schuld seiner voreiligen Unbedachtsamkeit erinnert, für die er des Fürsten Verzeihung in Anspruch nimmt, doch habe er jetzt alles gethan, um den Tasso von seinem Entschluß abzubringen, und würde er völlig untröstlich sein, wollte Alphons den geringsten Zweifel darein setzen. Deshalb möge er ihn mit einem freundlichen Blick erfreuen, damit er sich selbst in seiner Gunst ganz wiederfinde. Der seine Verdrießlichkeit abspiegelnde Blick des Fürsten erheitert sich wieder. Antonio soll sich darum nicht beunruhigen, da er Tasso's Charakter gar wohl kenne; wisse er ja, mit welcher Schonung und Geduld er ihn habe behandeln müssen, doch entschuldigt er ihn sofort damit, daß der Mensch aus seinem eigenen Sinne nicht herauskomme. Vgl. oben S. 135. So bringt er die Rede auf Tasso's Charakter.

Aber Antonio kann diese Entschuldigung nicht gelten lassen, sondern klagt im Gegensatz hierzu den Tasso an, daß er in gar keiner Beziehung sich zu fügen, bei aller hohen Weisheit, die er erstrebe, sich nicht im geringsten selbst zu beherrschen wisse, was er in weiterer Darstellung seiner hieraus hervorgehenden Eigenheiten ausführt. Geschehe so vieles um einen Menschen, so müsse auch dieser billig sich um dasjenige kümmern, was den anderen genehm sei, und von einem Manne, der seinen Geist so sehr ausgebildet, ihn mit jeder Wissenschaft und Kenntniß bereichert habe*), sollte man wenigstens erwarten dürfen, daß er sich selbst zu beherrschen suche, wovon das gerade Gegentheil bei Tasso sich zeige. Auch hier weist Alphons auf schonende Geduld hin, die man dem Freunde gegenüber zu üben lernen müsse, wie man am Feind die entgegengesetzte Tugend der Tapferkeit zu bewähren habe. Allein Antonio läßt sich von der begonnenen Schilderung Tasso's nicht abbringen, sondern malt in lebhafter Darstellung aus, wie weit dieser Mangel an Selbstbeherrschung bei ihm gehe, und wie dadurch sein argwöhnischer, ihn und andere so belästigender Verdacht reichste Nahrung erhalte. Von allem läßt er sich reizen, was dem Gaumen behagt, obgleich er weiß, wie schädlich dies auf ihn wirkt, und das Uebel hervorbringt, welches er selbst bitter beklagt, aber nur um alle Schuld auf die Natur und sein Geschick zu wälzen**), wie wir ihn ja auch im vorigen Selbstgespräch dem Schicksal alle Schuld beimessen sahen. Ja auch in der Krankheit will er den Vorschriften des Arztes keine Folge leisten, wenn die verordnete

*) Das schön gebildete „zusammengeizen" hat die Bedeutung „durch Geiz (die Sucht zu erwerben und das Erworbene festzuhalten) zusammenbringen"; es ist bezeichnender als „ergeizen", wozu es sich ähnlich verhält, wie „ablisten" zu „erlisten". Wie sehr Tasso sich mit philosophischen Studien nach der Sitte der Zeit beschäftigte, ist bereits erwähnt. Vgl. oben S. 128 Note *. Alphons hatte ihm sogar eine Professur der Geometrie an der Universität übertragen.

**) Vgl. oben S. 3. In dem Verse:

Und schilt auf die Natur und das Geschick,

steht in den beiden ersten Ausgaben statt des ersten „und" das hier wohl kräftiger eintretende, neu anhebende „er".

Enthaltsamkeit ihm schwer oder das Heilmittel widerlich oder unbequem ist, und er hadert dann mit dem Arzte, daß er ihn erst leiden mache, ehe er ihn heile.*) Der Herzog, der nicht ohne Lächeln Antonio's lebhafte Darstellung anhört, kann nicht läugnen, solches oft aus seinem Munde vernommen zu haben, aber er hat es immer entschuldigt. Antonio dagegen macht auf die schlimmen, ihn und andere so sehr belästigenden Folgen dieser Unmäßigkeit aufmerksam. Dieser unmäßige Genuß von blutaufregenden Getränken versetze zuletzt, wie er im Schlafe „schwere, wilde" (beängstigende, von fürchterlichen Dingen erfüllte) Träume verursache, auch den Wachenden am hellen Tage in eine Art Traumleben. Sein Argwohn, den Antonio meist nach den überlieferten Zügen (vgl. oben S. 62 f. 66 f.) ausführlicher beschreibt, sei ja nichts anders als ein Traum seiner aufgeregten Einbildung. Ueberall sieht er sich von Feinden umgeben; sein Talent, glaubt er, erwecke in jedem, der es sehe, argen Neid, und der Neid treibe zu Haß und bitterer Verfolgung, die sich vor keinem Mittel scheue, nicht vor dem Erbrechen von Schlössern, vor dem Auffangen von Briefen, nicht vor Gift und Dolch, nicht vor irgend einem Verbrechen, das ihm gerade in den Sinn kommt;**) alle seine vorgeblichen Verfolgungen dieser Art haben sich immer als reine Träume herausgestellt, so oft der Fürst die Sache untersuchen ließ oder gar selbst untersuchte. So komme sein geängstigter Geist nie zu Ruhe und Glück, und vernichte alle Freude, die er sonst den Freunden zu bieten vermöchte.***) Wenn der Herzog oben (I, 3) Tasso's Mißtrauen von seiner scheuen Zurückgezogenheit von der Welt, Antonio hier von seiner Unmäßigkeit herleitet, so haben beide in sofern Recht, als dieses Mißtrauen hierdurch genährt wird, aber im Grunde liegt es doch in seiner trüben, durch das Unglück noch trüber gestimmten, höchst reizbaren, von schrankenloser Einbildungskraft getriebenen Natur, die allein durch Selbstbeherrschung und klare Anschauung der Welt geheilt zu werden vermag, wodurch auch jene das Uebel mehrende Einflüsse, deren Antonio und der Herzog gedenken, nothwendig schwinden werden.

---

*) Serassi's hier geschickt benutzte Aeußerungen siehe oben S. 73 f. Von ähnlicher Art sind die Unterredungen des Kranken mit dem Arzte Hor. sat. II, 3, 150—157. Pers. III, 88—97. Zu dem Ausdruck „mit (neuentstehenden) Uebeln häufen" vgl. im „Faust" (V. 12, 10): „Und Uebel sich in Uebeln überbrütet."

**) Die Worte „was alles vor ihm schwebt", sind keineswegs als selbständiger Ausruf zu fassen, sondern stehen in demselben Verhältnisse, wie das vorhergehende „erbrochne Schlösser' — und Dolch!" Die Rede ist anakoluthisch, und würde regelrecht lauten: „Erbrochne Schlösser — und Dolch und sonst alles mögliche schwebt ihm vor"; statt dessen aber bedient sich Goethe der freistehenden Nominative und schließt das letzte Glied relativisch an. Jedenfalls muß „was" mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben werden.

***) Den letzten Gedanken knüpft Goethe in einer lebhaften Frage an. Nach den Worten „kann ihn laben" ist statt des Komma's ein Punkt zu setzen, der sich bereits in der ersten Ausgabe findet. Wenn das Fürwort schon von der ersten Ausgabe an gesperrt gedruckt wird, so ist dies wohl zu stark, wenn man auch an den Gegensatz zu Tasso („einem solchen") denken kann; vielmehr tritt der Begriff von Freude scharf hervor.

Der Herzog erkennt die Wunderlichkeiten Tasso's an, die man aber seines Talentes wegen ertragen müsse. Freilich, bemerkt Alphons, würde er, wie Antonio angedeutet hatte, seines Zwecks verfehlen, wollte er bei Tasso seinen nächsten Vortheil, gesellige Freude, suchen, und doch gehe er wirklich gerade darin auf seinen Vortheil aus, daß er bei ihm nicht den unmittelbaren, an keine Bedingungen geknüpften, von selbst sich ergebenden Nutzen erwarte, sondern ihn frei gewähren lasse. Nicht alles dürfe man nach demselben Maßstab schätzen, müsse vielmehr jedes in seiner Weise benutzen, wie es uns dienen könne. Und hier verweist er auf das Beispiel der Medicis und der Päpste, die mit Nachsicht und langmüthiger Geduld die Wunderlichkeiten manches großen Talentes ertragen, das dem Anscheine nach für sich bestehn konnte und ihrer Fürstlichen Gnade nicht bedurfte, in Wahrheit aber, weil ihm die Schule des Lebens und ein in ihr gestählter Charakter fehlte, ohne dieselbe sich nicht zu erhalten vermochte. Wir dürfen dieses als einen von Goethe zu seinem Zwecke rein erfundenen Zug betrachten, wie wir ähnliches bereits oben S. 126 bemerkten, ja unsere Stelle scheint sogar in Widerspruch mit der Aeußerung Leonorens I, 1 zu stehn, Ferrara sei durch seine Fürsten groß geworden, wogegen das Volk Florenz zur Stadt gemacht (vgl. oben S. 125). Der Dichter setzte die glänzende Pflege der Wissenschaft und Kunst an den Höfen zu Florenz und Rom im allgemeinen als so bekannt voraus, daß er in dieser Weise darauf hindeuten zu dürfen glaubte, obgleich Alphons sich eben so gut auf seine eigenen Vorfahren beziehen konnte, hätte Goethe nicht durch jene Hindeutung den Wettstreit Ferrara's mit jenen Höfen auch hier bezeichnend hervortreten lassen wollen.

Antonio aber macht hiervon den Uebergang zu Tasso's Unzufriedenheit, die ihm jeden Genuß raube, und deren Grundursache er in dem übermäßigen Glück findet, welches er zu Ferrara genieße. Nur wer mit Mühe sich des Lebens Güter erworben, bemerkt er, lerne sie wahrhaft schätzen; Tasso dagegen habe schon frühe zu vieles ohne Mühe erreicht, als daß er es mit wahrhaftem Genügen genießen könnte. Hätte er mühsam erwerben müssen, was ihm an Ferrara's Hofe so reichlich geboten wurde, so würde er männlichen Muthes sich angestrengt, und bei jedem gelungenen Schritte wahre Befriedigung empfunden haben.*) Antonio führt nun aus, wie ein armer Edelmann — so nennt sich der wirkliche Tasso zuweilen selbst — es für ein hohes Glück achten müsse, in den Dienst eines edlen Fürsten zu treten, der ihn nicht bloß der Dürftigkeit entziehe, sondern ihn sogar seiner Gunst, seines Vertrauens würdige, was wir Tasso selbst oben S. 137 von Alphons rühmen hörten. Dazu komme nun noch bei Tasso das schönste Glück des Jünglings, daß sein Vaterland schon sein Talent erkenne und vieles von ihm hoffe, wobei an die auf das längst begonnene große Gedicht Tasso's gespannte Erwartung zu denken

*) Vgl. die ähnliche Aeußerung des Herzogs I, 3 (oben S. 140), wo aber diesem Satze ein anderer entgegengestellt wird.

ist; auf die dem „befreiten Jerusalem" vorangegangenen größern Gedichte Tasso's, den „Rinaldo" und den „Amyntas", findet sich nirgends eine bestimmte Hindeutung, doch scheint bei unserer Stelle eine allgemeine Beziehung auf einzelne bereits mit großem Beifall in Italien aufgenommene kleinere Gedichte kaum zu verkennen. Das übermäßige Glück, so schließt Antonio, hat das launische Mißbehagen in ihm hervorgerufen*), das ihn nichts recht genießen läßt; dieses nebst dem kurz vorher erwähnten gänzlichen Mangel an Selbstbeherrschung hält Antonio mit Recht für die Hauptmängel Tasso's — des früher ihm vorgeworfenen Stolzes (vgl. oben S. 200) finden wir hier nicht gedacht —, und daß er dieses gerade hier kurz vor der gewaltsam erfolgenden Heilung thut, ist für die richtige Auffassung dieser Heilung selbst von der bedeutendsten Wichtigkeit. Das launische Mißbehagen muß durch einen tief schmerzlichen Verlust, der Mangel an Selbstbeherrschung durch die Erkenntniß überwunden werden, wie er durch blinde Hingabe an seinen träumerischen Verdacht sich und die Welt völlig verkannt und sich den herbsten wirklichen Verlust zugezogen.

Da Antonio den Tasso von ferne kommen sieht, so bricht er mit einem geschickten Uebergang das Gespräch ab, Alphons aber gibt ihm in Bezug auf Tasso weitere Aufträge. Ganz zur rechten Zeit sieht Antonio den Tasso kommen, um an die eben gegebene Betrachtung, daß das übermäßige Glück sein launisches Mißbehagen hervorgerufen, die Bitte anzuknüpfen, Alphons möge diesen gnädig entlassen, ihm erlauben, nach Rom, Neapel und wohin er wolle zu gehn; sein Mißbehagen treibe ihn von hier, aber er werde draußen ohne Zweifel gar bald sein hiesiges Glück besser zu schätzen wissen, sich nach dem schmerzlich vermißten, für ihn durch nichts zu ersetzenden Hofe Ferrara's zurücksehnen. Wie scharf er auch eben Tasso's Schwächen geschildert hat, so finden wir ihn doch diesem bedeutend näher gerückt; die Anerkennung seiner am Hofe gefeierten dichterischen Verdienste ist viel entschiedener, er steht ihm nicht mehr schroff entgegen, fühlt sich nicht mehr durch den ihm vorgeworfenen anmaßlichen Stolz verletzt, ja er hofft noch auf seine Heilung, wozu er gerade in seiner zeitweiligen Entfernung ein förderliches Mittel zu sehn glaubt. Wir erfahren nun weiter, daß Tasso gar nicht nach Ferrara zurück will, sondern gleich von Belriguardo, wohin ein Freund ihm seine nöthigen Sachen schicken soll, nach Rom zu eilen gedenkt. Daß Belriguardo zwischen Rom und Ferrara liegt, lehrte uns schon Antonio's Ankunft. Aus dem Munde des Herzogs vernehmen wir, daß die Prinzessin und Leonore gegen die frühere Verabredung gleich nach Ferrara zurückkehren werden. Der Herzog hatte nach An-

---

*) In sehr anschaulichem Bilde läßt der Dichter das launische Mißbehagen sich auf dem breiten Polster des Glückes niederlassen und behaglicher Ruhe pflegen. Von ähnlicher Art ist das Bild von der Erfahrung, der Zufriedenheit und den anderen vortrefflichen Eigenschaften Ariost's, die sich persönlich unter Blüthenbäumen niederzulassen scheinen. Vgl. oben S. 148.

tonio's erster Rückkunft von Tasso bei den Frauen vorgesprochen, um ihnen von dem für Leonoren niederschmetternden Entschluß Tasso's, nach Rom zu gehn, Mittheilung zu machen, worauf die Prinzessin, von Leonoren unterstützt, die schon I, 2, aber weniger dringlich gestellte Bitte äußerte, den Bruder zurückbegleiten zu dürfen, da Belriguardo ihr jetzt, wo Tasso gehe, zu unbehaglich werde; wie unendlich tief sie Tasso's Verlust berühre, hat sie dem Bruder möglichst zu verbergen gesucht. Auch der Herzog selbst begibt sich, wozu er schon früher entschlossen war, sogleich nach Ferrara zurück, und zwar zu Pferde, um noch vor den Frauen zu Hause zu sein, und die nöthigen Vorkehrungen zum Empfang zu treffen. Antonio soll so lange zurückbleiben, bis er für Tasso's weitern Aufenthalt und seine Abreise ganz nach dessen Wunsch das Nöthige besorgt und mit dem Castellan Abrede getroffen hat. Hierbei gedenkt der Herzog gelegentlich der Empfehlungsbriefe, welche er dem Dichter nach Rom mitgeben will, und bestätigt auch hierdurch, daß er, wie Antonio gebeten, ihn gnädig entlassen will.

Zweiter und dritter Auftritt. Tasso naht sich mit klug berechneter Verstellung dem Fürsten, dem er für die neuen Beweise seiner Gunst ehrerbietigst dankt. Da er aber zu gleicher Zeit sein Gedicht zurückfordert, um dasselbe in Rom zu vervollkommnen, so gibt Alphons, der ihm eine Abschrift zusagt, ihm den dringenden Rath, nur nicht zu viel zu ändern, und ehe er an die Feile gehe, sich erst körperlich ganz herzustellen. Diesem dagegen scheint das Leben ohne Dichten und Sinnen kein Leben, wie er dies in lebhaft schöner Darstellung ausspricht, worin zuerst wieder wahre Wärme des ihn übermannenden Gefühls durchbricht, ja er ist nahe daran, sich hier selbst zu verrathen. Nach dem Abgang des Fürsten drückt Tasso seine Freude aus, daß ihm die Verstellung so wohl gelungen, wie schwer sie ihm auch geworden. Das so treue, wohlgemeinte Entgegenkommen des Herzogs hält er leider für Antonio's Einflüsterung, dessen Stimme er jetzt überall vernehmen werde, und er spricht sich selbst Muth zu, nur in seiner Verstellung fest zu beharren, da es ja nur noch einen Augenblick koste. Doch schon als er die Prinzessin von weitem erblickt, fühlt er sich wunderbar umgestimmt.

Tasso dankt dem Fürsten für die neuen Beweise seiner Gunst, worauf dieser seine besten Wünsche und seine innige Neigung für ihn ausspricht. Der Dichter, dem die Verstellung dem Herzog gegenüber schon schwerer wird, beginnt seine mit scheuer Zurückhaltung gesprochene Anrede des Fürsten mit dem Preise seiner so oft ihm erwiesenen Gnade, die ihm heute „in vollem Licht"*) erscheine. Als neuer Beweise seiner Gunst gedenkt er der Verzeihung wegen des Bruches des Burgfriedens, der durch ihn veranlaßten Ver-

*) Erst die Ausgabe letzter Hand schreibt hier „im vollen Licht", was kaum als Verbesserung gelten dürfte. Bei einer Sache, die ihrer Natur nach zum Leuchten bestimmt ist, würde letzteres eher an der Stelle sein.

söhnung Antonio's, der Erlaubniß, sich auf eine Zeit entfernen zu dürfen, und der Versicherung, ihn gern an seinem Hofe wieder zu sehn. In Wirklichkeit glaubt er, daß der Fürst ihn ganz verkenne und ihm schmähliches Unrecht thue. Sein trockener Ton und seine magere Darstellung sind ganz der Verstellung gemäß, die sich auch im folgenden nicht verläugnet, wo er die im stillen genährte Hoffnung ausspricht, die kleine Frist werde ihn von allem heilen, was ihn jetzt beklemme (er gibt hiermit zu, daß eine böse Verstimmung ihn befallen habe), sein Geist werde sich von neuem erheben, und auf dem Wege, den er nach seiner belebenden Ermunterung betreten, sich von neuem seiner Gunst würdig zeigen. Tasso spricht ganz in der Art, wie der Herzog es nach Antonio's Aeußerungen gegen ihn wünschen muß. Dieser drückt dagegen den warmen Wunsch aus, ihn froh und ganz geheilt wieder zu sehn, wodurch er jede Stunde, die er ihnen jetzt entziehe, doppelt wieder einbringen werde. Zugleich verspricht er ihm Briefe an seine dortigen Geschäftsführer und an seine Freunde, wobei er ihm die Bitte an's Herz legt, sich besonders an die Seinen überall zu halten*), da er ihn noch immer als seinen Diener betrachte;**) wie sehr er fürchte, die Medicis möchten ihm den Tasso entziehen, hörten wir ihn eben gegen Antonio äußern.

Mit einem schmeichelnden Uebergang erbittet er sich von Alphons sein Gedicht, dem er in Rom die höchste Vollendung geben möchte; dieser aber kann sich nur dazu verstehn, ihm eine Abschrift zu versprechen, und er bittet ihn, ja nicht zu viel daran zu feilen und sich vorerst durch freie Ruhe so wie ärztliche Mittel körperlich ganz herzustellen. Den letztern Zug hat Goethe aus der Ueberlieferung genommen, welche ihn freilich an anderer Stelle gibt. Vgl. oben S. 63 f. Tasso erklärt sich so vieler Gnaden, womit der Fürst ihn überhäufe, für unwürdig, und er spricht seine Unfähigkeit aus, ihm dafür zu danken; ja statt schuldigen Dankes muß er sogar eine neue Bitte wagen. Seine Muße möchte er in Rom, wo noch der Geist der großen Männer schwebt und begeisternd wirkt***), auf die Vollendung seines Gedichts verwenden, dessen Unvollkommenheiten er fühle, weshalb er es vom Herzog zurück zu erhalten wünsche, in dessen Händen es zu wissen ihm nur zur Beschämung gereiche. Allein Alphons will sich das Gedicht, das er eben erst empfangen und noch nicht genossen, nicht an demselben Tage wieder nehmen lassen.†) Dann aber möchte er auch dadurch, daß er die jetzige Form des Gedich-

*) Der Herzog empfahl ihn seinem Bruder dem Kardinal (Serassi I, 233). Sonst hatte er noch einen Gesandten und einen Agenten zu Rom. Vgl. Serassi II, 5.

**) Wie vorher „zutraulich", so ist hier „gewiß" mit besonderer Kraft hervorzuheben.

***) Er denkt hier an die Altrömischen Dichter, vor allem an sein Vorbild Virgil. Wenn Tasso äußert, er wolle sich nach Rom auf's neue in die Schule begeben, so erinnert dieses an Goethe's mehrfach wiederholte Aeußerung in den Briefen aus Rom, er habe sich hier in eine große Schule begeben (B. 23, 155. 178. 24, 44), wobei er freilich zunächst die höhere Einsicht in das Wesen der bildenden Kunst im Auge hat, worauf Tasso gleich am Anfange des vierten Auftritts hinweist.

†) In den beiden ersten Ausgaben steht nach „gebracht" mit Recht ein Fragezeichen.

tes in Händen behält, dieses vor zu großen, die Kraft schwächenden Verbesserungen schützen, er möchte als Vermittler zwischen ihn und sein Gedicht treten. Dieses möge er nur nicht zu ängstlich durcharbeiten, wodurch die liebliche Natur verloren gehn werde, und nicht auf Rath von allen Seiten hören; der Dichter wisse am besten, was er wolle und könne, er wisse den sich so sehr widersprechenden Gedanken aller gerecht zu werden und fasse das, was die einzelnen wünschen, klug in eins zusammen, er bringe manches, von dem er wohl wisse, daß es dem einen mißfalle, damit er dem andern desto mehr gefalle. Ohne Zweifel schwebten Goethe hier die unerquicklichen Verhandlungen mit Tasso's Römischen Freunden vor, die zum Theil nach sehr einseitigen Grundsätzen urtheilten, und besonders der üppigen Fülle der Sprache und den schönen Liebesepisoden feindlich gesinnt waren, welche der Dichter kaum gegen sie zu erhalten vermochte. Bei der Episode der Sophronia hatte er einen besonders harten Stand, doch entschloß er sich zuletzt, sie mit wenigen Veränderungen stehn zu lassen, und hierin, wie er sich äußerte, seinem Genius und dem Fürsten nachzugeben (indulgere Genio et Principi).*) Bei der Furcht, Tasso werde „durch strengen Fleiß die liebliche Natur kränken", mochte sich Goethe Tasso's unglücklicher Umarbeitung des „befreiten Jerusalem's" in das „eroberte Jerusalem" erinnern, worin der Dichter sehr häufig der größern Genauigkeit das frische Leben opferte, manches Schöne wegließ und durch weniger Gelungenes ersetzte. Daß Tasso überhaupt die Feile nicht solle walten lassen, will Alphons nicht gerathen haben, vielmehr verspricht er ihm zu diesem Zwecke eine Abschrift, während er des Dichters eigene Handschrift zurückhält, um mit seinen Schwestern — denn auch die Herzogin von Urbino nimmt wärmsten Antheil am Gedichte wie am Dichter selbst — sich indessen recht daran erfreuen zu können. Sehr lieb aber solle es ihm sein, wenn er es vollkommener zurückbringe, sie würden sich dann des Vollendeten gern erfreuen, aber auch sich erlauben, bei mancher Stelle als wahre Freunde gegen eine weniger gelungene Veränderung sich der frühern Fassung anzunehmen. Tasso hätte gar zu gern sein Gedicht wieder zurück gehabt, damit er ganz frei darüber verfügen könnte, wobei er es besonders auf Tilgung der Stellen abgesehen hat, worin er das Haus Este preist, wie diese mit Ausnahme einer Stanze im spätern „eroberten Jerusalem" fehlen; weil er aber wohl sieht, daß er hiermit nicht durchdringen wird, und er seine Absicht nicht verrathen möchte, so begnügt er sich, um möglichst schnelle Besorgung der Abschrift zu bitten, da dieses Werk einzig und allein ihn fesselé; natürlich wünscht er, je eher je lieber dieselbe zu erhalten, um desto rascher sich vom Hause Este lossagen zu können. Da er aber mit solchem Eifer gleich an die Umarbeitung gehn will, damit das Werk das werde, was er daraus zu machen vermöge, so räth ihm Alphons, doch vorab

*) Serassi will (I, 222) dies darauf beziehen, daß er in der Sophronia die Prinzessin dargestellt hatte; das Principi soll wohl eher darauf deuten, daß der Herzog diese Episode in Schutz genommen. Daß der Herzog sich Tasso's Gedicht vorlesen ließ und darüber mit ihm verhandelte, ward oben S. 84. 95 bemerkt.

kurze Zeit sich dem freien Genusse der schönen Welt hinzugeben und sein Blut zu reinigen (vgl. oben S. 64); habe er auf diese Weise seine Sinne wieder ganz hergestellt, so würde er dann leicht überall das Bessere treffen, was ihm bei seiner jetzigen trüben Verstimmung unmöglich nach Wunsch gelingen könne.

Tasso hingegen betheuert, nur der Fleiß mache ihn gesund, und er fühle zu sehr, daß froher Genuß ihm vom Schicksal versagt sei. Da aber Alphons ihn wohlmeinend warnt, sich nicht ganz in sich zu versenken, sondern auch als Mensch in's Leben frei herauszutreten, so spricht Tasso es mit tiefer Empfindung aus, daß das Leben ihm nur im Dichten bestehe, und sein Verzicht auf das diesseitige Leben prägt sich auf herrlichste Weise im schönen Vergleich mit dem Seidenwurme aus, wobei die Verzweiflung, welche der Abfall der Prinzessin, der Verlust seines ganzen Glückes in seiner Seele erzeugt hat, lebhaft durchklingt. Alphons sucht ihn diesen düsteren Gedanken durch die liebevollste Aufforderung zu heiterm Lebensgenusse zu entziehn, und er scheidet von ihm mit der Hoffnung, ihn in kürzester Zeit am Hofe wiederzusehn. Tasso, der hier sein wahres Gefühl auszusprechen gedrungen ist, fühlt sich nur in geistiger Beschäftigung gesund, und diese geistige Beschäftigung, meint er, mache ihn auch wirklich gesund. Er spielt hier mit dem Worte „gesund", das er zuerst von dem Wohlbefinden der Seele, dann aber von körperlicher Gesundheit braucht. „Freie Ueppigkeit", heiterer, durch keine Thätigkeit gewürzter Genuß, macht ihm nicht wohl, die Ruhe beunruhigt ihn (hier haben wir dasselbe Wortspiel, wie eben mit „gesund"); eine hoffnungsvolle, heiter glückliche Fahrt auf dem Strome der Zeit ist ihm, wie er schmerzlich fühlt, nicht verliehen.*) Alphons aber warnt ihn, er möge sich dem ihn beherrschenden Drange, sich in sich zu versenken, nicht zu sehr hingeben. Gebe es viele Abgründe um uns herum, viele böse Verwirrungen, in welche uns auf unserm vom Schicksal bestimmten Lebensgange die aufgeregte Leidenschaft gewaltsam hineintreibe, so sei der schlimmste Abgrund, worin wir uns verlieren können, das eigene Herz, wenn wir uns ganz darein versenkten, nicht aus uns herauszukommen, an das freie Licht der Welt zu gelangen wüßten, und dieser sei um so gefährlicher, je reizender diese eigenwillige Vertiefung in uns selbst dem Geist erscheine. Tasso möge sich doch dieser völligen Versenkung in sich selbst entreißen, wodurch er als muthig in's Leben eintretender und genießender Mensch das gewinnen werde, was er als Dichter etwa einbüßen sollte. Aber dieser kann jenem Drange, sich in sich selbst zu vertiefen, der in seinem Busen Tag und

*) „Auf weichem Element der Tage" ist ein gewählterer Ausdruck für das jetzt gewöhnliche „auf heiterer (sorgenloser) Lebenswoge". Aehnlich steht, aber in eigentlichem Sinne, II, 1 S. 131 „der weiche Fluß" (vgl. oben S. 156). Das „frohe Hinschwimmen in's weite Meer der Zeiten" bezeichnet die hoffnungsvolle, frohe Aussicht des Jünglings in ein sich weit vor seinem Blick ausdehnendes Leben, keineswegs das unsterbliche Fortleben; die frohe Gegenwart wird hier der heiter vor ihm schwebenden Zukunft entgegengesetzt. Vgl. oben S. 169 Note *.

Nacht immer „wechselt", bald mehr bald weniger stark ihn ergreift, keinen Widerstand leisten; ohne Sinnen und Dichten*) scheint ihm das Leben kein Leben. Wie wenig Hoffnung sich ihm an das eigentliche Leben knüpft, wie er sich von diesem geschieden fühlt, und reinen Lebensgenuß in idealer Sehnsucht nur von einem höhern Leben erwartet, spricht sich in dem rührenden, kunstvoll verwandten Vergleiche mit dem Seidenwurme aus, dessen Pflege Goethe schon in frühester Jugend hatte betreiben müssen (B. 20, 143 f.). Auch am Schlusse des zweiten Theiles des „Faust" (B. 12, 305) kehrt dasselbe Bild in eigenthümlicher Wendung wieder.**) Alphons aber, der ihn nicht gern diesen trüben Gedanken weiter überlassen will, bricht, ohne zu ahnen, daß der Dichter nahe daran ist, sich selbst zu verrathen, jetzt das Gespräch rasch ab, indem er ihn inständigst bittet, auf *seinen* Rath zu hören: er möge, da er so vielen Menschen doppelten Genuß des Lebens gebe, doch auch selbst den Werth des Lebens kennen lernen, das noch ganz offen vor ihm liege, und das ihm bei seiner herrlichen Begabung zehnfach größern Genuß als den meisten anderen bringen werde. Er entläßt ihn endlich mit schmeichelnder Hoffnung baldigster Wiederkehr. Tasso fühlt sich so gewaltig ergriffen, daß er kein Wort freundlichen Abschiedes zu erwiedern vermag. Das letzte Wort der Täuschung kann er nicht aussprechen, ja er ist schon nahe daran, sich ganz zu verrathen.

Tasso's Selbstgespräch. Die ersten Worte zeigen uns, wie schwer die durchgehende Verstellung dem Tasso gefallen. Wie arg ihn auch die Verblendung befangen hält, so muß er sich doch die äußerste Gewalt anthun, um in allen noch so liebevollen, treumeinenden Worten des ihm gnädigst gewogenen Fürsten nur Einflüsterungen Antonio's zu sehn, der dadurch ihn allmählich ganz aus der Gunst seines Herrn zu verdrängen suche, daß er ihn als einen schwachen, verzogenen, eigensinnigen Menschen darstelle, den man gewähren lassen müsse. Antonio's Einflüsterungen wird er jetzt, dessen ist er überzeugt, von allen Seiten vernehmen, wobei zunächst nur an Leonoren und die Prinzessin zu denken ist, von denen er sich augenblicklich beurlauben muß. Der Fürst hat ihm freilich

---

*) Tasso's Dichtung ist gerade die tiefsinnigste, ihn ganz in sich versenkende; doch ist das „Sinnen" hier nicht von der Dichtkunst allein zu verstehn, es ist der allgemeinere Begriff, dem der besondere, hier daneben hervorgehobene, nachfolgt. Daß Tasso sich neben der Dichtkunst mit dem ganzen Kreise der Weltweisheit nachhaltig beschäftigte, hörten wir noch eben Antonio äußern.

**) Mag er auch über diesem Versenken in sich, über diesem ewigen geistigen Sinnen, das ihn von der Welt ausschließt, zu Grunde gehn, wie der Seidenwurm bei seiner künstlerischen Thätigkeit, er kann nun einmal nicht anders, er fühlt sich nothwendig dazu gedrungen. An die Stelle des eigentlichen Ausdrucks tritt hier das zur Vergleichung gesetzte Bild. Zu dem neuen „Sonnenthal" gab der biblische Sprachgebrauch Veranlassung. So lesen wir dort vom „Schauthal" (Jerusalem), vom „Jammerthal", vom „Thal des Urtheils" oder dem „Thal Josaphat", und dieses letztere, worin die Todten auferstehn und gerichtet werden sollen, möchte zunächst vorschweben, indem der Dichter, im Bilde vom Schmetterling bleibend, das Wiedererwachen in einem vom hellsten Sonnenlicht bestrahlten Thale sich denkt.

bei seinem Abschiede nichts davon gesagt, daß beide mit ihm nach Ferrara zurückkehren werden, aber Tasso muß dies um so sicherer annehmen, als die Prinzessin ihn ganz gemieden hat, und er von ihrer Gleichgültigkeit, ja ihrer Parteinahme gegen ihn überzeugt ist. Er ermuntert sich deshalb selbst, nur noch einen Augenblick in der Verstellung auszuhalten (vgl. oben S. 225 Note *), wobei er hervorhebt, daß er leichter täuschen könne, weil er durch sein ganzes bisheriges Verhalten den Schein der Ehrlichkeit voraus habe. Auch zweifelt er gar nicht, daß es ihm gelingen werde, da man ja auch ihm gegenüber sich verstelle, er ein treffliches Muster vor sich sehe.

Es wird schon gehn, nur übe dich mit ihnen.

Aber kaum sieht er die Prinzessin, so fühlt er, wie wenig ihm sein Entschluß ihr gegenüber helfen werde. Ihre „holde" Erscheinung ergreift ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, aller Verdruß über die ungerechte Behandlung, aller Argwohn böswilliger Verstellung ist auf einmal vor dem Schmerze gewichen, die einzig Auserwählte verlassen zu müssen.

Vierter Auftritt. Die Prinzessin, die sich nicht enthalten kann, von ihm Abschied zu nehmen, macht ihm mit beklommenem Herzen die Mittheilung, daß sie von seiner bevorstehenden Abreise unterrichtet sei. Tasso versucht vergebens, ihr mit verstellter Ruhe zu erwiedern. Bald ergreift ihn das Gefühl seines Unglücks, das ihn aus der Nähe der sein Herz erfüllenden Fürstin treibt, mit Allgewalt, und sein Geist ergeht sich in den trostlosesten Bildern unglückseliger Verbannung. Der Prinzessin liebevoller Vorwurf, daß er die Freunde ganz verkenne, lüftet das Nebelgewölk düstern Argwohns und sich verstockender Verstellung. Ihr liebevoll sich ergießender Schmerz, daß er alle ihre Güte von sich weise, verscheucht den Gedanken, daß sie feindselig ihm gegenüberstehe, und es bemächtigt sich der dringende Wunsch seines Herzens, sich ihrem Dienste, wenn auch fern von ihr, widmen zu dürfen. Jene aber wird durch Tasso's völliges Verkennen, wie sehr sie alle wünschen, sich seines ihnen so erwünschten Umganges zu erfreuen, zur verzweiflungsvollen Klage fortgerissen, daß ihm nicht zu helfen sei, wobei ihr das Geständniß entschlüpft, daß ihr Herz den Freund, der sich mit ärgster Verkennung von ihnen abwende, nicht entbehren könne. Dieses aus vollster Brust warm strömende Bekenntniß entreißt ihn endlich ganz seinem Wahne, er muß sich gestehn, wie arg er sie verkannt, und er fühlt sich vom dringendsten Wunsche beseelt, ihre und des Bruders Vergebung zu verdienen. Die innigste Liebe athmende Erklärung, man wolle nichts von ihm, als daß er die sehnlichst ihm entgegengestreckte Freundeshand ergreife, schürt seine Liebesglut zu gewaltigstem Brande an; je bitterer ihm seine Verstellung gefallen, um so weniger vermag er sein so lange eingezwängtes Herz zu halten, seiner nicht mehr mächtig, fällt er der Prinzessin

in die Arme. Diese aber stößt ihn von sich weg, und enteilt. Im Augenblick, wo er durch die Zurückweisung der Prinzessin und Leonorens schreckenvolles Staunen zur Besinnung gekommen, tritt ihm in Begleitung Antonio's der Herzog entgegen, der diesem befiehlt, den Rasenden festzuhalten.

Die Anrede der Prinzessin verräth in ihrer unsichern und schwankenden Fassung ihre innere Beklommenheit. Sie theilt ihm in Form einer an das eben Vernommene anknüpfenden Frage ihre Verwunderung über seinen Entschluß mit, den sie nicht billigen kann, ohne aber hoffen zu dürfen, ihn davon abzubringen. Er denke sie zu verlassen, bemerkt sie, fügt aber dann, da sie fürchtet, durch eine ungenaue Bezeichnung den leicht reizbaren Freund zu verletzen, die bestimmtere Ausführung hinzu, er bleibe noch, während sie Belriguardo verlasse, daselbst zurück, um sich bald von dort zu entfernen, wobei sie den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß seine Abwesenheit von nicht langer Dauer sein möge. Um auf den eigentlichen Zweck seiner Entfernung überzugehn, fügt sie die halbfragende Bemerkung hinzu, er wolle nach Rom. Tasso sucht sich zunächst noch in verstellter Ruhe zu halten, indem er bemerkt, er hoffe dort, wohin er zunächst sich wenden wolle, die letzte Hand an sein Gedicht zu legen, und er fügt die Gründe hinzu, weshalb er gerade von Rom die Vollendung des Gedichtes hoffe. Dort finde sich eine so bedeutende Anzahl lebender „Meister aller Art" zusammen — er ist hier zurückhaltender, als gegen Antonio, dem er die Männer nannte, die Scipio Gonzaga als Richter ihm versammelt habe (vgl. oben S. 220) —, und die „ernste Majestät" der großen Erinnerungen alter Zeit übe einen wundervollen Eindruck auf den Geist (vgl. oben S. 234 Note ***), so daß ihm dort, wenn anders irgendwo, die Vollendung gelingen werde. Allein der tiefe Schmerz, von der Prinzessin auf ewig scheiden zu müssen, deren Gegenwart ihn so hold umfängt, ergreift ihn mit tiefer Wehmuth, und entlockt ihm die Klage über die Mißgunst des Schicksals. Er gibt sich der düstern Ahnung hin, daß es ihm mit seinem Gedichte eben so wenig glücken werde, als mit irgend einem andern Unternehmen, er werde immerfort daran ändern, aber es nie vollenden; ja die große Kunst, die sonst jeden nähre, die den gesunden Geist stärke und erquicke, die Dichtkunst werde ihn ganz unglücklich machen, sie werde ihm nirgend Ruhe lassen, ihn von Rom vertreiben, und in lebhafter Vision sieht er sich schon auf dem Wege nach Neapel.*) Vergebens mahnt ihn die Liebe der Prinzessin, daß er noch im Banne sei (vgl. oben S. 81); diese Erinnerung an seine unglückliche Jugend steigert sein Schmerzgefühl, und er sieht sich in ahnungsvoll ergriffener Einbildung als verzweifelnden, von allen verlassenen Flüchtling der Schwester zueilen, die er seit frühester Jugend nicht mehr gesehen. Dem Dichter schwebt hierbei der Besuch vor, den Tasso bei seiner ersten Flucht seiner Schwester Cornelia machte, deren

*) Die volksthümliche Form „Napel" findet sich auch im „Faust" und in den „Römischen Elegien" (B. 1, 224. 11, 128), ebenso „Napolitaner" B. 6, 73. Wieland braucht in demselben Gedicht die Formen „Neapel" und „Napel" neben einander.

bereits verstorbener Gatte, der Edelmann Marzio Serfale zu Sorrento, ihr mehrere Kinder hinterlassen hatte. An Rom vorbei eilend, schlich er sich zu Fuß, fast ohne alles Geld, durch die Abruzzen, wo er sein Gewand mit dem eines Hirten vertauschte. Serassi widerlegt (II, 2) Manso's Irrthum, wonach er von Rom über Velletri nach Gaeta gekommen, und von da in einer Barke nach Sorrento gefahren sei. Jener, dessen Bericht Serassi mittheilt, erzählt, wie Tasso die Schwester allein bei ihren jüngsten Kindern angetroffen, wie er sich zuerst für einen Boten ausgegeben und durch einen ersonnenen Bericht über die Lebensgefahr, in welcher ihr Bruder schwebe, ihre Liebe auf die Probe gestellt, als diese aber ohnmächtig geworden, sich zu erkennen gegeben, wo denn alles Leid und aller Schmerz im Glücke der Wiedervereinigung vergessen worden. Goethe hat die Flucht des von allen verlassenen, verzweifelnden Tasso zu seinem Zwecke treffend ausgeführt, indem er die bange Angst, womit er sich überall durchschleicht, besonders hervorhebt. Er läßt ihn „den armen Rock des Pilgers oder Schäfers" anziehen, wobei zu bemerken, daß auch Serassi, obgleich er den Bann über Tasso in Abrede stellt, doch jene Vertauschung seiner Kleidung aus der „Furcht vor den Königlichen Beamten" (paura de' Ministri regj) herleitet. Bei der Ueberfahrt mit den Marktleuten nach Sorrento ward der Dichter durch eigene Anschauung der Oertlichkeit geleitet.

Die Prinzessin läßt den Tasso seine ahnungsvolle Schilderung des Besuches der Schwester nicht vollenden; die Beschreibung seiner äußern Erscheinung, seines wilden Haares und seines düstern Blickes, hat sie gewaltig ergriffen, und sie wirft dem Dichter liebevoll vor, er bedenke nicht, wie seine trübe Verzweiflung und die Gefahr, worein er sich stürzen wolle, die Freunde in Schmerz und Angst versetzen werde. Aufschauen möge er aus seinem trüben Traume, bittet sie, und der Lebensgefahr gedenken, welche ihm in Neapel drohe. Und er möge auch ihrer sich erinnern. Undankbar sei es — doch die Prinzessin enthält sich dieses Ausdrucks, um seiner zu schonen —, so zu reden, wie er thue, nur an sich zu denken, als ob die Freunde für ihn nichts fühlten, da er doch die Neigung des Hofes wohl erfahren habe, wie ihr Bruder gegen ihn gesinnt, wie sie mit ihrer Schwester ihn zu schätzen wisse (vgl. IV, 2 S. 185)*): dies alles könne doch nicht in wenig Augenblicken verändert sein. Mit tiefster Rührung bittet sie ihn, wenn er denn von ihnen sich entfernen wolle, sie nicht in Schmerz über sein trost- und hülfloses Umherschweifen und in Angst wegen ihm drohender Lebensgefahr zurückzulassen. Tasso, lebhaft ergriffen von dieser unerwarteten Stimme der Liebe, wendet sich weg, da das Ge-

*) Jedenfalls sind die beiden Verse „Wie beide Schwestern — erkannt", enge zusammenzunehmen, deren Verbindung mit dem vorhergehenden Verse in der Form des Chiasmus erfolgt. Man könnte nach „zu schätzen wissen" ein Komma setzen wollen, entspräche nicht die Kürze der abgebrochenen Fragesätze der bewegten Lebhaftigkeit der Rede.

fühl seines Unrechts in seiner Seele schmerzlich aufzudämmern beginnt. Treffend ist es vom Dichter erfunden, daß der erste Strahl der Erkenntniß nur von stummem Schmerz begleitet wird. Die Prinzessin aber dringt weiter auf ihn ein, indem sie ihren bittern Jammer ausspricht, ihm nichts mehr sein zu können, ganz seiner entbehren zu sollen, weil er in trübseliger Verzweiflung alles aufgebe. Einem Freunde, der auf kurze Zeit verreise, pflege man wohl zur Erinnerung ein kleines Geschenk mitzugeben.*) Ihm könne man nichts mehr bieten, da er alles, was er besitze, voll Widerwillen von sich werfe, als armer Pilger in alle Weite wandere**), und ihnen jeden Genuß seiner herrlich begabten Natur raube, die doch — dies darf ihre sein ganzes Wesen erfassende Liebe hinzufügen — sich nur bei ihnen in vollster Blüthe entfalten könne.

Dieser liebevolle Antheil der Prinzessin muß ihm beweisen, daß sie nicht feindlich gegen ihn gesinnt sein könne, und er spricht den innigsten Wunsch aus, auch in Zukunft, wenn auch nur fern von ihr und in der untergeordnetsten Stellung, sich dem Fürstlichen Dienste widmen zu dürfen. Entgeht ihm auch noch immer die volle Einsicht, so erkennt er doch, daß die Prinzessin ihn nicht, wie er gewähnt hatte, von sich verstoßen wolle; dieses Wort klingt ihm so süß, ist ihm ein so schöner, theurer Trost, der ihn zur Bitte ermuthigt, sich seiner anzunehmen, ihn beim Bruder gegen seine Feinde in Schutz zu nehmen. Noch immer steht der Glaube in ihm fest, daß seine Feinde ihn zu verdrängen suchen, daß auch die Prinzessin gegen ihn eingenommen sei, und er nicht mehr sich ihrer ganzen Theilnahme, ihrer erhebenden und beseligenden Nähe zu erfreuen habe; daher kann er nur

*) Wie außerordentlich viel Goethe selbst auf solche sichtbare Erinnerungszeichen hielt, spricht sich häufig genug in den Briefen an Frau von Stein aus. So schreibt er am 30. Dezember 1778 von Apolda aus: „Eigentlich hätt' ich ein Halstuch gern gehabt, doch wollt' ich nichts sagen, und die Schleife war mir auch lieb, und jetzt sehr lieb, da ich von Ihnen weg bin", und am folgenden Tage: „Ihrer Schleife hab' ich einen schönen guten Morgen aufgeküßt und dem lieben Knöpfchen." Aehnlicher „Talismane" und „Zeichen ihrer Liebe" finden wir häufig gedacht, so besonders von ihr geschenkter Westchen, Bänder (vgl. oben S. 22), Ringe, der Haare der Geliebten u. s. w. Vgl. I, 312. II, 121. III, 46. 57. 68. Bekannt ist Lottens blaßrothe Schleife im „Werther", und wie sehr er selbst sinnlicher Zeichen von Lotten bedurfte, zeigen die Briefe an diese und Kestner (S. 109. 157).

**) Zur Erwähnung der Pilgermuschel, des schwarzen Kittels und des langen Stabes vergleiche man Goethe's Brief aus Venedig vom 28. September 1786. Nachdem er daselbst zweier Deutschen Pilger gedacht, mit denen er sich während der schönen Fahrt auf der Brenta unterhalten, und die Bemerkung gemacht, daß Pilger damals auch in Italien eine seltene Erscheinung gewesen, fügt er hinzu: „Ihre Kleidung war die bekannte, doch sahen sie aufgeschürzt viel besser aus, als wir sie in langen Taffetkleidern auf unseren Redouten vorzustellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muschel, als das unschuldigste Trinkgeschirr, alles hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen, die Blechkapsel enthielt ihre Pässe." Man erinnere sich auch des volksthümlichen Liebesliedes der Ophelia im „Hamlet" (IV, 2), wo von des Geliebten Muschelhut, dem Stab und den Sandalen die Rede ist.

den Wunsch äußern, wenigstens in ihrem Dienste, auf irgend einem ihrer Schlösser, in Belriguardo, in Consandoli (vgl. oben S. 66) oder auf irgend einem andern, leben zu dürfen, da ja der Fürst so viele besitze, welche von ihm und der Prinzessin das ganze Jahr kaum einen Tag, vielleicht nur eine Stunde betreten werden, ja das entfernteste Schloß verschmäht er nicht, das sie Jahre lang nicht besuchen, wobei dem Dichter der noch jetzt vorhandene Reichthum Italiänischer Großen an herrlichen Villen vorschwebt, von denen die meisten von ihrem Herrn kaum betreten werden. Wie gerne wird er sich auch auf dem entferntesten Schlosse dem Fürstlichen Dienste widmen, um nicht ganz von ihnen aufgegeben zu sein! Und so erbietet er sich zu den niederen Diensten eines Aufsehers auf einem fernen, vielleicht jetzt öde und wüst liegenden Schlosse, und er ergeht sich in ausführlicher, ganz aus dem Leben gegriffener Schilderung der Pflege des Gartens (vgl. oben S. 124 f.) und des Palastes, wobei er immer wärmer in der Aeußerung seiner sorgfältigsten Wartung des Dienstes wird, was sich zuletzt in den drei gleichmäßig mit „es soll" anhebenden Versen ausprägt. Noch immer verkennt er, daß die Prinzessin und der Fürst sich nicht gegen ihn, sondern er gegen diese sich verändert hat.

In ihrer Verzweiflung, daß Tasso die Stimme unveränderter Neigung nicht verstehe, entfährt der Prinzessin unwillkürlich das gefühlteste Geständniß ihrer Liebe, die nicht von ihm lassen könne. Dieser Sonnenstrahl zerreißt das Gewölk, das ihm das Bild der Prinzessin trübte; er erkennt sie nun ganz wieder, und wünscht nichts sehnlicher, als für seinen Unglauben sich Vergebung erwirken zu können, worauf die Prinzessin erwiedert, man verlange nichts als sein Glück, und daß er die ihm entgegengereichte Freundeshand ergreife. In der Rath- und Trostlosigkeit der Prinzessin, wie Tasso's Verkennung zu heilen sei, spricht sich die Unmöglichkeit, diesen zu entbehren, noch lebhafter aus, als bisher.*) Verzweiflungsvoll blickt sie umher, ob nicht von irgend einer Seite in dieser Noth ihr Hülfe komme, ob nicht ein Heilmittel ihr sich zeige, das ihn beruhige und sie.**) Bei dem Gotte, der ein heilsam Kraut oder einen Trank ihr entdecke, dürfte der Homerische Hermes dem Dichter in Gedanken schweben, der dem Odysseus das Moly brachte. Vgl. oben S. 15. Auch gedachte er wohl des von der Helena in den Trank geworfenen Zaubermittels, das Leid, Groll und Kummer vergessen macht, wie es in der Odyssee 4, 220 ff. heißt. Das allertreueste Wort, das schöne, von der gütigen

---

*) In den Worten:

Und finde keinen Trost für dich und — uns,

soll der Gedankenstrich keineswegs andeuten, daß die Prinzessin eigentlich „mich" sagen wolle, aber sich fasse; er deutet vielmehr an, daß es sich nicht allein um Tasso, sondern auch um seine Unentbehrlichkeit für den Herzog und die beiden Schwestern handle. Aehnlich ist es gleich darauf in dem Verse: „Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns", wo freilich der Gedankenstrich fehlt.

**) Die Lebhaftigkeit des Wunsches prägt sich auch in dem durch eine kräftige Umstellung unmittelbar an einander gerückten doppelten „möchte" aus.

Natur verliehene Heilungsmittel der verwundeten Seele*), helfe nicht mehr, klagt sie; verzweiflungsvoll müsse sie ihn in seinem trübseligen Wahn lassen, und ihr Herz könne ihn doch nicht verlassen. Diese bitter schmerzliche Berufung auf ihre Treue, auf ihr Herz, das von ihm nicht lassen könne, klärt ihn endlich ganz auf. In freudiger Verwunderung, die im lebhaften Rufe: „Ihr Götter!"**) tief bewegt ausbricht, erkennt er, daß die Prinzessin, ganz wie sie früher ihm erschienen, mit ihm spricht und sich seiner, da er sich schon verloren glaubt, gnädig erbarmt. Er begreift nicht, wie er das edle Herz verkennen konnte, wie es möglich gewesen, daß er in ihrer erhebenden Nähe von der Verzweiflung ergriffen, von ihr völlig überwältigt worden: sieht er ja so deutlich, daß sie selbst es ist, und nun will er auch wieder, ganz wie früher, in reinster Offenheit sich zeigen. Sein volles Wesen hängt jetzt wieder an ihrem Munde, der ihm Trost, der ihm Rath spenden soll: sie möge ihm nur angeben, was er thun müsse, damit der Herzog, damit sie selbst ihm seinen Unglauben vergebe, daß sie ihn mit Freuden, ohne dieser leidigen Trennung zu gedenken, wieder zu den Ihren zählen möchten. Die Prinzessin aber erwiedert mit liebevollem Ernst, sie verlangten sehr wenig von ihm, aber dieses wenige scheine ihm zu viel zu sein; sie wünschten nur, daß er sich ihnen freundlich überlasse, sie wollten keine Anforderung an ihn stellen, die er nicht leicht und von selbst erfülle, sondern nur, daß er in sich selbst zufrieden sei; seine Freude mache ihnen Freude, betrübt würden sie nur, wenn er die Freude fliehe, ungeduldig nur, wenn sie sähen, daß ihm trotz ihres besten Willens nicht zu helfen sei, sofern er nicht die Freundeshand ergreife, die sich ihm entgegenstrecke, aber ihn nicht fassen könne, da er sich ihr entziehe.***)

Hat er so lange in bitterer Verstellung und drückender Verzweiflung sein Herz zurückhalten müssen, so schlägt die Flamme seiner Leidenschaft jetzt gewaltig empor; der Prinzessin Mahnung, sich zu mäßigen, vermag nichts gegen die ihn hinreißende, durch jedes ihrer Worte gesteigerte Glut, und so fällt er, seiner nicht mehr mächtig, in trunkener Selbstvergessenheit ihr in die Arme. In diesem Augenblick, wo sie ihn mahnt, die sehnlich ausgereckte Freundeshand zu ergreifen, erscheint sie ihm wieder als ein „heiliger Engel", ganz wie damals, als sie ihm

---

*) Statt „schönste" lesen die spätern Ausgaben das kräftiger verallgemeinernde „schöne". Die umgekehrte Aenderung findet sich im „Egmont" (B. 8, 227), „der kleinste Theil" statt „der kleine Theil".

**) Wir finden diesen Ausruf vollster Freude oder das einfache „Götter" bereits in Goethe's ältesten Gedichten, wie in dem Liede „Willkommen und Abschied" (B. 1, 56), in „Erwin und Elmire" (B. 8, 124 f.), in „Claudinen" (B. 8, 73). Aehnlich braucht er anderswo „Himmel" oder „o Himmel!" wie B. 7, 298. 8, 72. Am Ende unseres Auftrittes steht das schmerzliche: „O Gott!"

***) IV, 5 hatte er in seiner Verzweiflung geklagt, daß die Prinzessin ihm nicht die Hand von ferne reiche. Die Bitte wird hier am Schlusse durch das nachschlagende: „Sag' mir an!" noch einmal dringend hervorgehoben.

zuerst entgegentrat (vgl. oben S. 151); die trübe Hülle ist von seinen Augen gefallen, er erkennt sie wieder, seine Seele öffnet sich ganz zu ihrer Verehrung, sein Herz füllt sich ganz von Zärtlichkeit, indem es ihm zuruft: „Sie ist's, sie steht vor mir!"*) Vergebens sucht er das Gefühl, das ihn treibt, zu hemmen. Es ist ein völlig über die gewohnten Schranken herausgehendes Gefühl, von dem er einen Augenblick zweifelt, ob es Verirrung, ja Raserei sei — so gewaltig erschüttert es ihn —, oder ob vielmehr ein erhöhter Sinn ihn ergreife, dem sich allein die höchste, reinste Wahrheit erschließe. Aber sein dem wilden Drange sich unbedingt hingebendes, alle Schranken besonnener Selbstbeherrschung mit eigenwilligster Gewalt durchbrechendes, nur auf sich und seine höchste Befriedigung hingerichtetes Herz beredet ihn, daß nur dieses leidenschaftliche Gefühl unendlicher Liebe ihn allein glücklich machen könne, wie nur der Versuch, ihm zu widerstehn, es aus seinem Herzen zu verbannen, dies allein habe elend werden lassen. Dieser Kampf gegen seine höchste Leidenschaft, den er mit solcher schmerzlichen Duldung geführt, scheint ihm jetzt eine freche Zerstörung seines eigenen Selbst, dem sie nun einmal so ganz gehöre, daß es ohne sie völlig nichtig sei.**) Wie jeder abwehrende Widerstand die Kraft der Leidenschaft anspannt, so wird Tasso's Glut nur noch mehr durch die Bitte der Prinzessin erhitzt, welche ihn dringend zur Mäßigung mahnt. Jede Mäßigung scheint ihm eine Naturunmöglichkeit; so wenig der Rand eines Bechers den schäumend wallenden und brausend überschwellenden Wein zu beschränken vermag, so wenig kann die wachsende Flut seiner Leidenschaft durch irgend eine Schranke sich hemmen lassen, um so weniger, da jedes Wort der Prinzessin sein Glück erhöht, wie ihr volles Auge ihm immer heller zu erglänzen scheint. Ja er fühlt sich im Innersten ganz verwandelt, von aller Noth befreit***), selig wie ein Gott, und dies allein durch sie, deren süßer Ton ihn bewältigt, ihn ganz ihr eigen macht, so daß kein Theil seiner Seele ihm selbst mehr angehört.†) Die folgende, von tiefster Wahrheit durchdrungene Darstellung, wie er sich und die Außenwelt völlig vergißt, findet ihre treffendste Erläuterung in Tasso's eigener Schilderung des unbeschreiblichen Eindruckes,

---

*) Man bemerke hier die dritte Person, während früher die Anrede in der zweiten Person steht. Die Worte werden als unwillkürlicher Ausbruch des zärtlich ihr zuschlagenden Herzens gedacht.

**) Erst die vierte Ausgabe setzt nach „so ganz gehörst" statt des Punkts einen die Unterbrechung der Rede andeutenden Gedankenstrich; jedenfalls scheint der Satz mit „gehörst" völlig zu Ende.

***) Das schöne „entladen" steht ähnlich im „Faust", wo dieser wünscht, „von allem Wissensqualm entladen", im Thau des Mondes sich gesund zu baden. Zu der folgenden Schilderung seiner begeisterten Freude vgl. man Faust's selige Wonne V. 11, 21. 31.

†) Die drei ersten Ausgaben lesen: „Nichts gehöret mir", die vierte dagegen schreibt „mehr", wodurch die Wiederholung des „mir" weggeschafft wird. Das matte „mehr" scheint besonders beim nachfolgenden „künftig" leicht entbehrlich, wogegen das wiederholte „mir" (man denke sich nach dem ersten nur ein Komma) höchst kräftig wirkt. Aehnlich wird „mir" im folgenden Auftritt S. 221 f. wiederholt. Mehrfach findet sich so ein doppeltes „sich", wie in der „Iphigenie" IV, 4 S. 66. V. 25, 14.

welchen der Prinzessin Anblick auf ihn geübt, im letzten Selbstgespräch des vierten Aufzugs (S. 202, oben S. 225). Ganz von ihr hingerissen, auf ewig ihr zugeeignet, übergibt er ihr sein ganzes Sein und Wesen; er fällt in ihre Arme, und drückt die Geliebte fest an sich.

Die Prinzessin stößt ihn von sich und enteilt; nach einander treten ihm Leonore und Alphons mit Antonio entgegen; letztern weist der Herzog an, den Rasenden festzuhalten. So hat Tasso durch wilde Hingabe an die Leidenschaft, deren Mäßigung die Prinzessin von ihm gefordert, ihr und sein eigenes Glück zerstört: denn von diesem Augenblick an, wo er die heilige Schranke der Sitte in unbeschränkter Hingabe an die wilde Glut seines Herzens gebrochen, ist jede weitere Verbindung, deren Herstellung die Prinzessin gehofft hatte, unmöglich geworden. Vgl. S. 161. 192. Mit dem tiefsten Ausdruck schmerzlichsten Verlustes ruft sie ihm das abwehrende „Hinweg!" zu, und enteilt.*) Leonore, die der Prinzessin nachgegangen, um sich auch zu verabschieden, und die eben bei Tasso's letzten Worten eingetreten war, aber sich im Hintergrund gehalten hat, kann den Ausruf staunender Verwunderung über das Gesehene nicht zurückhalten, und sie eilt der Freundin nach. Tasso, jetzt zur Besinnung seines leidenschaftlichen Vermessens gelangt, will mit bitterstem Reugefühl, das sich im gepreßten „O Gott!" ausspricht, ihnen folgen, aber der Herzog und Antonio, die den unerwarteten Auftritt aus der Ferne bemerkt haben, sind unterdessen eingetreten, und Alphons befiehlt letzterm, den Tasso festzuhalten, da er von Sinnen komme, wobei offenbar Muratori's Erzählung (vgl. oben S. 57) vorschwebt. So tritt denn jetzt im bedeutsamsten Augenblick, wo Tasso durch wilde Leidenschaftlichkeit sein Glück wirklich zu Grunde gerichtet hat, diesem der Mann entgegen, den er für das Haupt der wahngeschaffenen Verschwörung gegen ihn hält — und hier muß es sich entscheiden, ob Tasso in vollsten Wahnsinn verfalle, oder seine auf mächtigem Grunde ruhende Natur aus tiefstem Schmerz sich gefaßt aufraffen könne.

Fünfter Auftritt. Antonio weist den Tasso auf die völlige Haltlosigkeit seines Verdachtes gegen ihn mit ernstem Wort hin, dieser aber ist, durch das Wort des Herzogs ganz zerschlagen, in sich zusammengesunken. Endlich erwacht er aus seinem dumpfen Brüten, der Schmerz kommt zu Worte, aber er kann sich nur in bitteren Schmähungen ergehn, da der trübselige Argwohn sich zur äußersten Verkennung gesteigert hat, so daß er alles, was ihn betroffen, für verabredetes Spiel hält. In Antonio sieht er einen Marterknecht, in Alphons einen Tyrannen, in allem die abscheulichste Verschwörung; selbst die Prinzessin erscheint ihm als Buhlerin, ihre Freundin als verschmitzte Mittlerin. Hat ihm das Unglück auch

---

**) Unmöglich kann die Prinzessin dieses „Hinweg!" sich selbst zurufen, in dem Sinne: „Hinweg aus einer Welt, wo man stille Liebe nicht achtet." Dies wäre hier wenig passend und sehr unklar ausgedrückt.

alles geraubt, so hat es ihm doch die volle Wahrheit enthüllt; an diesen Gedanken klammert er sich mit bitterster Verkennung nicht ohne eine gewisse qualvolle Befriedigung an. Antonio's milder, ihn auf die Wirklichkeit hinweisender Zuspruch kommt ihm so unerwartet als ungelegen; er will nicht an die Wirklichkeit gemahnt sein, und doch kann er sich seine schreckliche Lage, die ihn zur Verzweiflung bringt, nicht verhehlen. Da dieser seiner Bitte, ihn zu entlassen, die feste Ruhe eines wohlwollenden Freundes entgegensetzt, so muß der Nebel, der seine Sinne blendet, sich verziehen. Hält auch sein Herz ihn noch immer von Antonio zurück, so muß er sich doch gestehn, daß er ihm völlig anders erscheint, als er ihn sich vorgestellt hatte. Er erkennt jetzt, daß er nur durch eigene Schuld sein Glück zerstört hat, und als er nun den Fürsten mit der Schwester nach Ferrara zurückeilen sieht, da zerfließt sein ganzes Herz in dem Wunsche, nur ihre Verzeihung zu vernehmen, oder wenigstens ihrer Gegenwart sich noch einen Augenblick erfreuen zu dürfen. So ist die Nebelhülle vor seinen Augen geschwunden, aber er bedarf noch der Erhebung aus seinem ihn zermalmenden Schmerze. Antonio, der voll Rührung ihm zuspricht, erinnert ihn, daß er nicht so elend sei, wie er scheine, und er bittet ihn, sich zu ermannen, wodurch er die Erinnerung an sein Talent zu erregen sucht, aber fühlt Tasso auch, daß dieses ihm noch geblieben, so scheint ihm doch mit der Prinzessin sein eigenes Wesen entwandt. Antonio indessen hält ihn bei der Betrachtung seines eigenen Seins, des ihm gebliebenen Talentes fest. Freilich meint Tasso, sein Unglück stehe einzig in der Geschichte da, aber wie tief ihn auch der Schmerz zerrüttet, so erkennt er doch endlich in seiner dichterischen Begabung eine Quelle reichen Trostes. Antonio kann ihm seine gerührte Freude, daß er endlich den Boden seines Daseins wiedergefunden, nur durch einen stummen Händedruck zu erkennen geben, den Tasso wohl versteht. Jetzt erst gewahrt er in ihm den edlen Mann von unerschütterlicher Kraft, dem er sich mit gebrochenem Herzen, aber voll innigsten Zutrauens hingibt.

Antonio's Zuspruch. Antonio weist ihn schlagend auf die völlige Haltlosigkeit seines Verdachtes hin, da er als Feind jetzt über ihn frohlocken müßte, während er in Wirklichkeit sein Unglück bedaure und von Staunen über das so Unerwartete als Ungeheure*), was er gesehen habe, sich nicht zu fassen wisse. Tasso hat die Schranken der Sitte und der überlieferten Scheidung der Stände keck durchbrochen, indem er sich in sein goldenes Zeitalter versetzte, wo erlaubt ist, was gefällt; der Sturm der Leidenschaft war vor dem Fürstlichen Adel nicht zurückgewichen, der ihm jeden Anspruch an den Besitz der Prinzessin untersagte.

*) Vgl. in der „Iphigenie" II, 2 „das unerwartet ungeheure Wort".

Aber des Herzogs Ruf hat ihn wie ein Blitzschlag gelähmt, so daß er, ganz in sich versunken und gebrochen, kein Wort Antonio's vernimmt. Als er aber endlich aus seinem wüsten Traum erwacht, und Antonio vor sich sieht, da bemächtigt sich seiner der fürchterlichste Wahn; der immer gesteigerte, in mancherlei Phasen sich entwickelnde Argwohn nimmt jetzt die grausetste Gestalt an: er sieht sich von allen verrathen und verkauft, auch von der Prinzessin, die ihre Hand geboten, daß man ihn jetzt, wo man sein Gedicht habe, mit Schimpf und Schande fortschicken könne.

Tasso's Schmährede. Als Tasso, aus seinem dumpfen Schmerz erwachend, den Antonio vor sich sieht, da entladet sich seine Bitterkeit zuerst in einer Schmähung auf diesen und auf Alphons, dessen theures Werkzeug er sei. Im geraden Gegensatz zum überhörten milden Zuspruch Antonio's fordert er diesen auf, nur sein Amt zu vollziehen; seine Person zeige ihm deutlich, worum es zu thun sei („ich seh', du bist's"). Ja er verdiene ganz das Fürstliche Zutrauen, und er solle dieses nun rechtfertigen, indem er ihn langsam zu Tode quäle, was Tasso im Bilde vom Pfeile ausführt. Der Tyrann könne ihn nicht entbehren, und so solle er seine Pflicht thun als Kerkermeister, der ihn zu grausamer Qual aufbewahre, als Marterknecht, der die Peinigung vollziehe, was beides ihm vortrefflich anstehe. In beiden Fällen geht der Aufforderung ein begründender Satz voran. Aber von Antonio wendet sich seine bittere Schmähung gegen Alphons, den „Tyrannen", den er eben zur linken Seite davon eilen und den Antonio zurücklassen gesehen hatte. Er möge nur gehn und frohlocken, wie er es bei seinem Abgange gethan, ruft er ihm nach, da er bis zuletzt seine Verstellung nicht habe beibehalten können. Ja seinen Zweck habe er vollkommen erreicht, ihn hier gekettet, daß er nicht weg könne, ehe er die qualvollsten Marter erlitten: aber er sende ihm seinen Haß, seinen tiefen Abscheu nach über den frevelhaften Mißbrauch übermächtiger Gewalt.*)

Erschöpft vom Uebermaß leidenschaftlicher Schmähung, versinkt er wieder in sich selbst, erhebt sich aber bald von neuem, um sich seine ganze Hülflosigkeit als Folge der abscheulichsten Verschwörung auszumalen. Dies geschieht in den drei mit dem wiederholten so kräftig beginnenden Sätzen. Jetzt fühlt er sich verstoßen, verbannt, und zwar als Bettler verbannt.**) Der Kranz mit dem man ihn beschenkte, sollte nur die Weihe zum Opfer sein, dem man ihn bestimmt hatte.***) Damit er ganz hülflos sei, lockte

---

*) In den Worten: „die Uebermacht, die frevelhaft und ungerecht ergreift," deutet „frevelhaft" auf den vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Sinn des Uebermächtigen, „ungerecht" auf das Unrecht des Leidenden.

**) Mit bitterer Schärfe tritt hier am Schlusse das „hier" ein, worin sich der Gegensatz dieses einst von ihm als Sitz seines Glückes gepriesenen Ortes zu seiner hülflosen, verzweifelten Lage ausprägt.

***) Bei den Griechen wurde, freilich erst nach Homer, das Opferthier mit Kränzen und Binden geschmückt, bei den Römern nur mit letzteren (den vittae und der infula). Auch die Opfernden waren bekränzt.

man ihm sein Gedicht vorher mit glatten Worten ab, und man weigerte sich, ihm diese seine einzige Habe zurückzugeben, die ihm überall Gunst gewonnen, ihm den Lebensunterhalt gesichert haben würde. So sehr verkehren sich die einfachsten Verhältnisse vor seiner alles verzerrenden Leidenschaft. Aber plötzlich springt er zu einer andern launenhaften Auslegung des Verfahrens seiner Feinde gegen ihn über. Der Herzog hatte ihm gerathen, sich einige Zeit zur Ruhe und zur Herstellung seiner Gesundheit zu gönnen, ehe er an die Ausfeilung seines Gedichtes gehe; dies scheint ihm jetzt den unzweideutigsten Fingerzeig zu bieten, weshalb man sich seines Gedichtes bemächtigt habe, daß alles darauf abgesehen gewesen, seinen Dichterruhm zu schmälern, um den ihn Antonio beneidet habe (vgl. oben S. 207 f.), der deshalb die ganze Verschwörung gegen ihn angezettelt, weshalb er sich wieder gegen diesen mit bitterster Verachtung wendet. Es ist ein höchst treffender Zug, daß Tasso, je tiefer er in seine Verblendung hineingeräth, immer meint, jetzt erst dem Zwecke der gegen ihn gerichteten Verschwörung auf die Spur zu kommen. Man vergleiche IV, 3 und 5. Hatte er zuerst geglaubt, Antonio wolle ihm durch die von Leonoren angerathene Entfernung den letzten Rest der Gunst des Herzogs entziehen, so wähnte er darauf, dieser suche durch die Art, wie er ihn als einen schwachen Menschen darstelle, ihn um alle Achtung und allen Antheil bei Alphons und der Prinzessin zu bringen; jetzt dagegen sieht er in allem nur eine schlau angelegte Verschwörung gegen seinen Dichterruhm, bei der alle sich thätig betheiligt haben. Nur darum, meint er jetzt, habe Alphons ihm gerathen, sich zum Müßigang zu gewöhnen, seiner Sinne zu schonen (vgl. oben S. 236), damit sein Ruhm sich nicht ausbreite, daß das Gedicht in unvollendeter Gestalt erscheine und seinen Gegnern Veranlassung gebe, tausend Schwächen daran aufzustechen,*) daß man seines Namens endlich gar nicht mehr gedenke. Das sei der Zweck dieses ihm mit solcher Freundschaft, solcher Sorge für sein Wohl angesonnenen Planes gewesen. Jetzt erst gewinne er die wahre Einsicht in die ganze Abscheulichkeit der Verschwörung, die von allen Seiten ihn so gefährlich (heimlich und unaufhörlich) umsponnen, die er sich aber nie so durchaus abscheulich gedacht habe.

Immer tiefer in seine Verdächtigung auf Verdächtigung häufende Verblendung sich verlierend, kann er auch die Prinzessin sich nur als verlockende Mitverschworene denken. Er schilt sie mit einem Tasso sehr gewöhnlichen Ausdruck eine Sirene, die ihn so himmlisch angelockt habe, die er jetzt erst, leider zu spät, in ihrer wahren Gestalt erkenne. Nach einer kleinen, durch den Absatz angedeuteten Pause macht er sich selbst den Vorwurf, daß er aus nachgiebiger Eitelkeit sich über sie verblendet habe, wie er es in ganz ähnlicher Weise IV, 3 (S. 190) in Betreff Leonorens that. Hierbei läßt er sich in steigender Verzweiflung zu dem menschenfeindlichen Gedanken hinreißen, daß die Menschen alle unehrlich seien, und man nur aus Höflichkeit die Fehler anderer unbeachtet lasse, damit diese unsere eigenen unbeachtet hingehn

*) Ueber den zu Grunde liegenden historischen Zug vgl. oben S. 63.

lassen; nur die Galeerensklaven allein seien ehrlich, da sie nichts von einander zu fordern haben, keiner etwas zu verlieren habe, weshalb jeder sich für einen Schelmen gebe und die anderen auch für Schelme nehme. Auch nach diesem leidenschaftlichen Erguss tritt, wie der Absatz bezeichnet, wieder eine kleine Pause ein, wonach Tasso, wie eben auf sich, so jetzt auf die Verstellung der Prinzessin die Schuld der Verkennung schiebt. So wirren sich alle Gespenster schmerzlichster Verblendung vor seiner Seele! Hinter dem heiligen Bilde, das sie ihm vorgelogen, habe sie geschickt die Buhlerin versteckt, die durch kleine Künste ihn an ihre Reize zu fesseln gewußt; aber die Maske ist jetzt gefallen, und er erkennt nun Armiden (vgl. oben S. 159 Note ***)) als listige Buhlerin, entblößt von allen Reizen; ja sie sei es, von der ahnungsvoll sein Lied gesungen, als er Armidens Liebeskünste geschildert.*)

Endlich gedenkt er auch mit verächtlichem Widerwillen Leonorens, und er schließt mit der Betheurung, daß er die ihm jetzt gewordene Erkenntniß der wie auch immer schmerzlichen Wahrheit segne. Leonore, die kleine Mittlerin (vgl. oben S. 96 Note *)), die von allen die schändlichste Rolle gespielt, sieht er jetzt in ihrer völligen Niedrigkeit, wie sie die Pläne der Verschworenen, deren ganzen Kreis er jetzt erst übersieht, gefördert habe, indem sie listig hin und her geschlichen, ja er erkennt sie jetzt alle, und das ist ihm genug: sein Unglück, das ihn so tief erschüttert, so aller Hülfe, aller Hoffnung beraubt, hat ihn doch die Wahrheit gelehrt. So wähnt er auf dem äußersten Gipfel der Verkennung, er sei endlich zur Wahrheit vorgedrungen. Seine wilden Schmähungen haben ihn erschöpft, die arge Leidenschaft hat ausgetobt, so daß Antonio jetzt hoffen darf, beruhigend auf ihn zu wirken, während ein früheres Entgegentreten ihn noch mehr verstockt haben würde. Man vergleiche hierzu in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" den in mancher Beziehung ähnlichen Schluß des zweiten Kapitels des zweiten Buches.

Antonio spricht ihm mit milder Theilnahme zu, indem er ihn erinnert, zu welchen unverzeihlichen Lästerungen er sich hinreißen lasse. Tasso aber will sich nicht an die schreckliche Wirklichkeit gemahnt wissen, und doch kann er sich dem Bewußtsein seiner verzweifelten Lage, seines unersetzlichen Verlustes nicht entziehen. Um in der Verzweiflung sich nicht zu neuen Lästerungen hinreißen zu lassen, will er weg von diesem Orte, damit niemand sie vernehme. Die gränzenlose Schmähung Tasso's ergreift Antonio mit gewaltigem Staunen, so sehr er auch seinen rasch von einem Aeußersten zum andern überspringenden Geist kennt — daß er auch sonst in einzelnen Augenblicken

*) Hier schwebt wohl die Schilderung IV, 86—96 vor. Rinaldo, der zuletzt von ihr gefesselt wird, liebt sie auch noch, als er, von Scham über die üppige Ruhe in ihren Armen ergriffen, von ihr scheiden muß, er sieht sie nicht, wie Tasso die Prinzessin, „entblößt von allen Reizen". Sollte Goethe hier etwa Armiden mit Ariost's Alcinen verwechselt haben? Wenigstens paßte die Schilderung, wie Rüdiger über jene enttäuscht wird (VII, 69—74), viel besser zu unserer Stelle.

der Leidenschaft sich zu ähnlichen Schmähungen hinreißen ließ, haben wir von Antonio selbst III, 4 S. 176 vernommen —; er bittet ihn dringend, sich nur zu besinnen, dieser Wuth zu gebieten, da er sich Lästerungen erlaube, die seinem Schmerze zu verzeihen seien, die er sich selbst aber nicht werde verzeihen können. Diese sanfte Mahnung an sein Unrecht, das allmählich in ihm aufdämmert, kommt dem Tasso ungelegen, er will nicht an die Wirklichkeit gemahnt sein, und er bittet den Antonio, ja kein kluges Wort ihm zuzusprechen*), sondern ihn in seinem „dumpfen Glücke", in der schmerzlichen Ueberzeugung zu lassen, daß er jetzt die ganze Wahrheit erkenne: denn er fürchtet, wenn er sich erst auf die Wirklichkeit besinne, sich vorhalte, wie sehr er den Herzog und die Prinzessin gelästert habe, dann ganz von Sinnen zu kommen, indem er sich seiner vollen Schuld bewußt werde. Und doch kann er sich nicht mehr der Wirklichkeit entziehen. Der unendliche Verlust, den er erlitten, hat, wie er tief empfindet, seine Glieder wie zerschlagen, und er lebt nur noch, um dies recht zu empfinden; die Verzweiflung reißt ihn wüthend fort, und Lästerungen, wie er sie ausgestoßen, sind nur die leisen Schmerzenslaute dieser ihn innerlich verzehrenden Höllenqual.**) Aber er will von hier hinweg, da er fühlt, wie ungerecht diese die edelsten, um ihn verdientesten Menschen treffenden Schmähungen sind, mit denen er Antonio's Ohr nicht verletzen darf, den er deshalb dringend bittet, wenn er redlich sei, wenn er es wirklich gut mit ihm meine, wie er zu verstehn gebe, ihn gleich von diesem Orte sich entfernen zu lassen. Wie rührend tritt hier das Geständniß seiner Schuld hervor!

Da aber Antonio sich weigert, ihn in dieser Noth zu verlassen, wo er so sehr seiner Hülfe bedürfe, so ergibt er sich, und die Freundlichkeit des Mannes, den er bisher für seinen grimmsten Feind gehalten, thut seinem Herzen innig wohl, sie beruhigt ihn, so daß er in gefaßtem Schmerze sich wiederholt, was er früher nur angedeutet, welch ein Glück er durch eigene Schuld verloren. Antonio erkennt seine Noth, und wie wenig er sich zu fassen vermöge; wie könnte er ihn da sich selbst überlassen? an Geduld von seiner Seite soll es durchaus nicht fehlen. Die freundliche Theilnahme dieser seinen Schmerz ehrenden, innig theilnehmenden Worte beruhigt ihn. Muß er denn hier bleiben, so gibt er sich willig hin; sein wildes Widerstreben ist gebrochen, ja er fühlt sich wohl in Antonio's Nähe, so daß er mit ruhigerer Fassung des Glückes gedenkt, in schmerzlicher Erinnerung es sich wiederholt, das, wie er sich selbst gestehn muß — so weit ist er zur Klarheit durchgedrungen —, nur eigene Schuld ihm entrissen hat.

Da aber ergreift ihn der qualvolle Gedanke, daß der Herzog und die Prinzessin weggehn werden, ohne daß er ihrer Verzeihung

---

*) Die Ausgabe in vierzig Bänden vom Jahre 1840 liest irrig „ein kluges Wort" statt „kein".

**) „Ja, es ist eine Wuth gegen sein eigen Fleisch", schreibt Goethe am 10. Oktober 1780 an Frau von Stein (vgl. oben S. 16) „wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht, dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt."

theilhaft geworden. Und als er jetzt, nach der Szene gewandt, sie davon eilen sieht, da übermannt ihn die schreckliche Vorstellung, daß sie erzürnt von ihm scheiden, daß er sie nie wiedersehn werde. Tasso erinnert sich, daß der Fürst mit der Prinzessin im Begriffe steht, Belriguardo zu verlassen, ja er sieht, indem er einen Blick zur linken Seite der Szene wendet, bereits den Staub, der sich von den Herzoglichen Wagen erhebt, denen mehrere Reiter, unter ihnen der Herzog, voraneilen. Ja die Freunde, die ihm so herzlich wohl wollten, fahren weg, sie entfernen sich von ihm.*) Wie schmerzlich muß er sich jetzt erinnern, daß er auch von dort gekommen, aber nicht mit ihnen dorthin zurückkehren darf! Jetzt sind sie seinem Auge entschwunden, und der Gedanke, daß sie im Zorne von ihm geschieden, ergreift ihn mit vollster Zerknirschung. Wie sehnlich wünscht er jetzt, noch einmal die Hand des Fürsten küssen, von ihm Abschied nehmen und sich der Verzeihung von ihm und der Prinzessin erfreuen zu dürfen! allein vergebens: er fühlt, daß ihm dieses Glück nie mehr zu Theil werden wird.**) Mit rührender Ergebung in seinen unersetzlichen Verlust bescheidet er sich, nur das allergeringste von ihnen zu erlangen; er will die Forderung, ihm zu verzeihen, gar nicht wagen, sondern still sich entfernen, nur noch Abschied von ihnen nehmen, noch einmal ihre Gegenwart empfinden, die ihm vielleicht Genesung bringen werde. Wie oben zunächst an den Herzog, so denkt er hier vor allem an die Prinzessin, wie sich aus dem folgenden ergibt. Aber nein, er fühlt, daß er auf ewig verstoßen und verbannt sei, daß er selbst durch seine Schuld sich verbannt habe, daß diese Stimme, dieser Blick, die ihn noch vor kurzem beseligten, ihm auf ewig versagt seien.

Antonio, der mit Rührung diese reuevolle Anklage und den Ausdruck unendlichen Schmerzes vernimmt, schneidet den glühenden Erguß seiner unglücklichen Leidenschaft mit der Mahnung ab, sich dem Schmerze nicht völlig hinzugeben, sondern zu erkennen, daß er nicht ganz elend. Doch findet auch Tasso, der hier Antonio's Mahnung befolgt, noch die ganze Kraft seines gottgegebenen Talentes in sich, so hat der Schmerz doch so tief ihn erschüttert, daß er in der Prinzessin sich selbst verloren zu haben glaubt. Der Freund aber, der nicht abläßt, ihn aus seinem vernichtenden Schmerz zu erheben, bittet ihn, nicht bei dem stehn zu bleiben, was er verloren habe, sondern sich mit anderen zu vergleichen, und zu erkennen, was

---

*) Die Lebhaftigkeit des drängenden Schmerzes drückt sich in den abgebrochenen Sätzen aus, zwischen denen kurze, durch Gedankenstriche angedeutete Pausen zu denken sind. Ungern vermißt man solche Gedankenstriche gleich darauf nach „gehn sie hin", dann nach der Frage: „Kam ich nicht auch daher?" und nach dem folgenden Verse.

**) Vielleicht schwebte dem Dichter hierbei die Erzählung Serassi's vor (II, 249 f.), daß Alphons am Anfange des Jahres 1594 dem Tasso verweigerte, sich in Begleitung des Fürsten von Venosa ihm vorzustellen und seine Hand zu küssen. Auch gedenkt Serassi des Briefes, welchen Tasso im Dezember desselben Jahres, wenige Monate vor seinem Tode, vergebens an den Herzog schrieb, um sich dessen Verzeihung zu erwirken.

er sei. Tasso nimmt die Mahnung, sich zu vergleichen, zuerst in anderm Sinne, indem er seinen Schmerz mit dem Schmerze anderer geschichtlich bekannten Personen vergleicht, aber er findet keinen, der mehr als er gelitten, da er das Höchste, das Einzige verloren: nichts bleibe ihm übrig, als sein unendliches Unglück zu beweinen. Allein noch zur rechten Zeit erinnert er sich, daß ihm weit mehr bleibe, als tausend anderen, sein schönes dichterisches Talent, die Kunst des Liedes, dem er seine Klage anvertrauen, womit er seinen Jammer sanft beruhigen könne. So hat er in seinem Talent endlich einen festen Anknüpfungspunkt an das Leben gewonnen, er ist der Verzweiflung entgangen. Antonio bittet ihn, auf seinen Rath zu hören, der aus einem wahrhaft gerührten Herzen komme: er möge sich ermannen, seinem Schmerze sich nicht völlig hingeben, da er nicht so ganz elend sei, wie er in seiner Verzweiflung es sich einbilde. Tasso ist bereits einer solchen Mahnung, daß er sich selbst täusche, zugänglich geworden, da er schmerzlich empfunden, wie weit blinde Verkennung ihn verleitet. So versucht er denn auch wirklich, sich zu ermannen, sich über sich selbst aufzuklären. Er fragt sich selbst, ob er wirklich so elend, ob er so schwach sei, daß er seinem Schmerze zu viel nachgebe, ob denn wirklich, wie sein Herz ihm sage, alles verloren sei, ob der zerrüttende Schmerz alles zu Grunde gerichtet, so daß ihm kein Talent, seine Sinne zu zerstreuen, sie zu unterstützen, keine Kraft, sein Herz zu erheben, übrig geblieben, ob er mit einemmale nichts, ganz nichts geworden. Die beiden ersten Fragen schließen sich genau an die Worte Antonio's an, worauf die dritte eine weitere Ausführung in vier Fragen enthält, von denen je zwei enge zusammen gehören. Allein regt sich auch in Tasso das Gefühl seines Talentes wieder, findet er dieses auch ganz und voll in sich erhalten, so hat doch sein ganzes Wesen so feste Wurzeln in der Seele der Prinzessin geschlagen, daß sein blutig zerrissenes Herz den Gedanken an ein Leben ohne sie nicht zu ertragen vermag, daß er in ihr sich selbst verloren zu haben glaubt. Antonio ehrt diesen zum letztenmal seine grausamen Krallen in Tasso's Herz einschlagenden Schmerz durch Vermeidung jedes Widerspruchs, aber er fordert ihn auf, aus sich herauszugehn, um sich zu sehn, sich mit anderen zu vergleichen, und daraus zu erkennen, wer er sei. Tasso geht hierauf scheinbar ein, aber statt das, was ihm geblieben, mit dem, was andere besitzen, zu vergleichen, vergleicht er seinen Schmerz mit dem, was andere gelitten, um sich an einem größern Leiden zu trösten*): allein die Geschichte scheint ihm kein Beispiel zu bieten, daß irgend jemand mehr gelitten, als er. Treffend ist es, daß Tasso, der ganz in der Geschichte und in der Sage lebt, aus welcher er seine so häufigen Vergleiche zieht, auch hier zur Geschichte seine Zuflucht nimmt.**) Den einzigen Trost findet er, da alles dahin sei, in den

*) Man vergleiche hiermit die Aeußerung Ferdinand's im „Egmont": „Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache mich zum Zeugen einer schrecklichern That: ich will dir danken, ich will sagen, es war nichts."

**) Auch in seinen Briefen und Aufsätzen kommen solche Vergleiche vor. So ver-

Thränen, im Schrei des Schmerzes*), welche die Natur dem Menschen verliehen habe, wenn er sein Unglück nicht zu ertragen vermöge.**) Aber ihm hat die Natur — und darauf hatte Antonio gerade hingedeutet — noch eine ganz besondere herrliche Gabe verliehen, die holde Kunst des Sanges, „Melodie und und Rede***)", um seine tiefste Noth in Klagen auszusprechen, und wo die meisten Menschen in stummer Qual sich verzehren, da ist es ihm gegeben†), sein Leid in Liedern zu ergießen.††)

Antonio, erfreut, daß Tasso sich endlich in seinem Talent wiedergefunden hat, kann seine Rührung nur durch einen stummen Händedruck zu erkennen geben, während Tasso, der die dargebotene Hand mit vollstem Vertrauen ergreift, die Bedeutung dieses Augenblicks mit innigst ergriffener Seele ausspricht. Der warme Händedruck Antonio's, des sonst redefertigen Staatsmannes, der schon bisher immer nur in wenigen Versen ihm bedeutsam zugesprochen hat, jetzt aber, von Rührung übermannt, keine Worte zu finden weiß, sagt ihm alles: er fühlt aus ganzer Seele, daß der Mann, den er für seinen blutigsten Verfolger, für seinen böswilligsten Neider gehalten, ein edles Herz in seinem Busen trage, wenn er auch von ganz anderer Natur sei, als er selbst, wie er diesen Gegensatz zwischen ihnen sofort ausspricht. Antonio ist ein fest und still im Meere stehender Fels, ein auf sich ruhender, von klarer Besonnenheit getragener Charakter, wogegen Tasso selbst die vom Sturm bewegte Welle scheint,

---

gleicht er seine Gefangenschaft mit der des Sokrates und des Boethius, mit der Sklaverei des Aesop (Serassi II, 42), seine Armuth mit der des Bias (vgl. oben S. 63), und in einer von Serassi nicht mitgetheilten Briefstelle, wo er seine Tollheit als eine angenommene darstellt, sagt er, es habe ihm nicht unwürdig geschienen, mit Solon und Brutus der Dritte zu sein. Tasso's reiche Kenntniß der Geschichte deutet Leonore (I, 1 S. 99) an.

*) Goethe bedient sich des Genitivs „Schmerzens", den er früher durchweg brauchte, aber schon im „Egmont", dessen Vollendung vor „Tasso" fällt, finden wir „Schmerzes" (B. 9, 242), ebenso im „Reineke" (B. 5, 132) und in „Hermann und Dorothea" (B. 5, 89), wogegen noch in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" (B. 16, 86. 97) sich die Form „Schmerzens" erhalten hat. Luther braucht „der Schmerzen, des Schmerzens" u. s. w., und auch in Goethe's ältestem Gedichte (B. 2, 134) erscheint der Akkusativ „den Schmerzen", während er später nur noch dem Genitiv das **u** gab. Die früher vorherrschende, aber nicht zu rechtfertigende Bildung von einem Nominativ „der Schmerzen", woneben sich „der Schmerz" und „der Schmerze" fand, hat der neuere Sprachgebrauch mit Recht verdrängt.

**) „Die Natur gab den Menschen die Thränen und die Rede, um sie von den Thieren zu unterscheiden", sagt Theophrast. Juvenal (XV, 133) bezeichnet die Thränen als den besten Theil unseres Gefühls (nostri pars optima sensus). Vgl. B. 16, 86: „Er sehnte sich nach dem Labsal des Jammers und der Thränen." II, 4 nannte Tasso die Thräne „das holde Zeichen unsrer Schwäche".

***) Goethe nennt den Theil neben dem Ganzen, nach einem in den alten Sprachen sehr weit verbreiteten Gebrauche (Hendiadys).

†) Tasso setzt sich den meisten übrigen Menschen gegenüber; denn „der Mensch" ist von der Mehrheit der Menschen, keineswegs im Gegensatz zum folgenden „Gott" zu fassen, worunter man sonst leicht „die dichterische Begabung", den „Gott in der Brust" (vgl. oben III, 2 S. 158), verstehn könnte.

††) Man vergleiche hierzu das schöne Bekenntniß der Prinzessin, wie sie Schmerz, Sehnsucht und jeden Wunsch mit leisen Tönen eingewiegt habe, III, 2 S. 164. An Frau von Stein schreibt Goethe (vgl. oben S. 24): „Ich danke den Göttern, daß sie mir die Gabe gegeben, in nachklingende Lieder das eng zu fassen, was in meiner Seele immer vorgeht".

die bald hier- bald dorthin getrieben wird.*) Allein Tasso spricht ihm die ernste Mahnung zu, sich seiner Kraft nicht überheben zu wollen, was Antonio nicht ganz vermieden hat; ihre beiderseitigen Charaktere seien von der Natur selbst auf diese Weise angelegt, beide gleich berechtigt. Doch wie er dem Antonio gegenüber die Andeutung nicht unterlassen kann, worin sich gerade die traulichste Freundschaft ausspricht, auch er müsse sich hüten, seiner starrer angelegten Natur nicht zu sehr nachzugeben, so spricht er in dem herrlich gedachten und tief empfundenen Schlusse das vollste Vertrauen aus, mit welchem er seine herzlich dargebotene Freundschaft ergreift.**) Die Natur ist es, die, wie sie der Welle die Beweglichkeit gegeben hat, so auch den Sturm sendet, vor welchem sie flieht,

Und schwankt und schwillt, und beugt sich schäumend über.***)

In der Leidenschaft für die Prinzessin hatte er des Lebens größte Seligkeit genossen. Er vergleicht diesen Zustand der Liebesseligkeit mit der von der Sonne herrlich bestrahlten, von den Gestirnen in ahnungsvoller Stille durchzuckten Woge.

In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.†)

Aber der Sturm hat ihn unversehens erfaßt, und mit zerstörender Gewalt sein ganzes Glück zerstoben.

Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe††).

Der unendliche Schmerz über diesen Verlust hat ihn aller Besonnenheit beraubt, rath- und trostlos umhergetrieben sieht er sich der Verzweiflung nahe.

Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und schäme mich nicht mehr†††) es zu bekennen.
Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff von allen Seiten.†*) Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!

---

*) Ganz ähnlich vergleicht Goethe am Schlusse des „Gesanges der Geister über den Wassern" (B. 2, 46) die Seele mit dem Wasser, das Schicksal mit dem Winde.

**) Man hat mit dem Schlusse das Sonett Tasso's verglichen: Ben veggio avinta al lido ornata nave, was aber gar nichts damit gemein hat. Dort wagt der Dichter bei heiterm, ruhigem Wetter, ohne sich von den Gedanken an die Treulosigkeit der Luft und der Wellen schrecken zu lassen, die Fahrt zu seiner Dame, und er schließt mit dem Wunsche, sollte ihm der Tod bestimmt sein, so möge er ihn bei den Sirenen ereilen, nicht zwischen Klippen und Sandbänken.

***) Man bemerke in der herrlichen Schilderung der sich bildenden und endlich hoch aufgethürmten Wellen (vgl. B. 2, 3) das dreimal wiederholte malende sch. Von ähnlich malender Art sind im König von Thule die Worte: Er sah ihn stürzen, trinken und sinken tief in's Meer", mit bezeichnender Wiederholung des I-lautes. Bekannt ist unter vielen anderen das Virgilische: Luctantes ventos tempestatesque sonoras mit entschieden vorherrschendem T-laute.

†) Hier springt der Dichter mit besonderer Kraft vom Bilde zum eigentlichen Ausdruck über, der hier schlagender wirkt; es ist gleichsam als ob er den eigentlichen Ausdruck dem Bilde beifügte, aber bei weitem lebendiger und ergreifender.

††) Mit bestimmter Beziehung auf die sich schön spiegelnde Sonne und die ruhenden Gestirne.

†††) Vergebens hat er eben lange Zeit dem Sturm Widerstand zu leisten, ihm zum Trotz sich zu erhalten gesucht.

†*) Vgl. Hor. carm. I, 14, 4—9. Statt des Punktes erwartete man hier ein Semikolon, da der folgende Satz sich gleichfalls auf das Schiff bezieht.

Jetzt erst läßt der Dichter den eigentlichen Ausdruck entschieden hervortreten, dem der bildliche als ausdrücklich angedeutete Vergleichung folgt. In dieser Noth ergreift er voll Vertrauen die Hand des Mannes, den er für seinen schlimmsten Feind gehalten.

Ich fasse dich mit beiden Händen an!
So klammert sich der Schiffer noch zuletzt
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.*)

So ist die Versöhnung zwischen Antonio und Tasso, welche die Prinzessin so sehr gewünscht hatte, leider erst nach der völligen Zerstörung des innigen Verhältnisses, welches diese mit dem Dichter so beseligend verknüpft hatte, endlich erfolgt. Tasso ist geheilt: sein Geist ist zu klarer Anschauung dessen, was ihm Noth thut, wenn auch mit gebrochenem Herzen, durchgedrungen. Wir sahen den Antonio im Anfang unseres Aufzuges als Tasso's Hauptfehler düstern Argwohn und Mangel an Selbstbeherrschung darstellen; ersterer ist ein Ausfluß seiner schrankenlosen, durch trübe Verhältnisse verstimmten Einbildungskraft, der andere stammt aus der Glut der Leidenschaft. Jener Argwohn wird gründlich geheilt, indem ihm die völlige Haltlosigkeit seines Verdachtes auf die schlagendste Weise entgegentritt, da er in Antonio, dem grimmig gehaßten Feinde, einen edlen Mann, einen innig theilnehmenden Freund findet; der Mangel an Selbstbeherrschung straft sich durch den Verlust der liebevoll beseligenden Nähe der Prinzessin, der ihn eindringlich lehrt, wie sehr jene, welche er im neugewonnenen Freunde gleichsam verkörpert vor sich schaut, unsere nothwendige Lenkerin auf den Wogen des vielbewegten Lebens sein müsse. Jener böse Argwohn hat sich vor der reinen Anschauung der Wirklichkeit verflüchtigt und an die Stelle der wahngeschaffenen Traumgebilde ist ein die Seele zerreißender wirklicher Verlust getreten, da der Halt seines Daseins ihm unter den Füßen gewichen, aber er hat sich in seinem Talente wiedergefunden, das in der für ihn leider verlorenen, aber wie ein seliger Geist ihn noch umschwebenden Liebe seine unvergängliche Weihe empfangen hat. Wie sehr Selbstbeherrschung der Leidenschaft und weise Entsagung Noth thuen, das hat ihn jener schmerzliche Verlust bitter gelehrt, und diese Erkenntniß wird eben so wenig als die der Nothwendigkeit, sich auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen, der berückenden Gewalt trüber Einbildungen sich zu entziehen, je aus seiner Seele weichen, da beide mit dem unvergeßlichen Verlust seiner Liebe und der sein ganzes Leben durchbebenden sehnsüchtigen Erinnerung an sein leichtfertig verscherztes Glück innigst verschwistert sind. Und daß Tasso kein unverbesserlicher, jeder kräftigen Willensanstrengung unfähiger Träumer sei, der seiner bessern Einsicht aus leidenschaftlicher Gier widerstreben müsse, dafür bürgt uns schon die Kraft, womit wir ihn zuletzt aus der niederschmetternden Noth sich männlich gefaßt aufraffen sehen, dafür bürgt uns die seit dem Zusammenstoß mit Antonio bewiesene Thatkraft, die ihn selbst auf dem schlüpfrigen, ihm verhaßten Boden der Verstellung festen Stand halten ließ, um

**) Vgl. Hom. Od. 5, 428. Virg. Aen. VI, 360. Pers. VI, 27. 28: Trabe rupta Bruttia saxa prendit amicus inops.

zu seinem klug verhehlten Zwecke trotz aller Hindernisse durchzudringen. Und sollte er einmal wanken, so hat er ja in Antonio einen treu warnenden Freund gefunden, dem er seine ganze Seele öffnet, da er ihm in der gräßlichsten Noth, die keine Zeit aus seinem Gedächtnisse tilgen wird, als ein Schutzgeist zur Seite gestanden, der ihn von der äußersten Verzweiflung, die ihn den Mächten der Finsterniß zu überliefern drohte, mit treuester, unverdienter Liebe gerettet. Tasso's edles, dankbares Herz wird einem solchen, in der Noth bewährten, in sich feststehenden, ihm herzlich zugeneigten Manne nie mißtrauen können. So ist demnach Tasso auf immer gerettet, er hat sich ganz gefunden, er hat sich selbst besiegt, hat sich selbst gewonnen: denn diese Erkenntniß der Nothwendigkeit, die Einbildung zu zügeln, die Leidenschaft zu beherrschen, und Antonio's treue Freundschaft sind gleich dem seine Seele blutig zerreißenden Schmerze ein Theil seines durch das Unglück gestählten Wesens geworden.

Die beiden Klippen, an welchen das Dichterherz im Leben so häufig scheitert, die Einführung der Gebilde der Einbildung in die Wirklichkeit und die ungezügelt waltende, sich alles gestattende Leidenschaft, hat Goethe im „Tasso" mit tiefster, lebendigster Wahrheit geschildert, und in eindringlichster Weise auf die Lehre hingewiesen, daß der Dichter diese zu meiden habe. Er stellt uns aber in Tasso nicht das abgezogene Bild eines Dichters, sondern eine ganz bestimmt gebildete Dichternatur dar, wie er sie zu einer wirklichen dramatischen Entfaltung bedurfte. Tasso ist auch keineswegs Goethe selbst, wie man so häufig behauptet hat, wenn er auch mit diesem an der Uebermacht der Einbildungskraft und der Leidenschaft krankt und, wie dieser, sie endlich beherrschen lernt. Jene trübselige Anschauung der Welt, die in dem etwas krankhaften Tasso von Jugend auf genährt ward, war unserm freilich von Natur ernst gesinnten, aber doch von übermüthigem Kraftgefühl sprudelnden Goethe ganz fremd. Auch Goethe mußte mit schwerem Herzen seiner Leidenschaft zu Frau von Stein entsagen, aber diese hatte ihn nicht verwöhnt, sie hatte ihn von Anfang an in seine nothwendigen Schranken gewiesen, und er hatte Kraft genug, sich von leidenschaftlichster Ueberwallung, der wir Tasso verfallen sehn, frei zu halten. Auch unserm Goethe widerstand die prosaische Wirklichkeit des Lebens, die Einbildungskraft drohte ihn ganz in ihre Wirbel zu reißen, aber er hatte Einsicht und Ueberwindung genug, sich den Verwaltungsgeschäften eines kleinen Landes zu widmen, um einen sichern Halt gegen die ihn umdrängenden Wogen seiner unendlich glühenden und weichen Dichternatur zu gewinnen. So hat Goethe im „Tasso" das innigste Bekenntniß der Herzensleiden seiner reizbaren Dichterseele niedergelegt, ohne daß wir die Person seines mit künstlerischer Schöpfungskraft rein durchgebildeten Tasso für sein eigenes Abbild halten dürften. Sein Tasso ist das Bild eines Dichters, der sein Leben erhält, weil er es mit gefaßter, besonnener Duldung aufgibt.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22468 0048